

# Andromeda

SCIENCE FICTION MAGAZIN

Wie faschistisch ist die Fantasy?  
Eine Themenarbeit am Beispiel Christian Worch

Ausgabe 136/137





# Wo lassen Sie denken?

**Monat für Monat Durchblick in Sachen Fans und Fanzines.  
Reportagen, Interviews, Kommentare.**

**Cons, Clubs und Profis.**

**Kurzinfos über Kino und Comics, Fandom und Welt.**

**Unsere Leser müssen selber denken.**

**Wir sind nicht objektiv.**

**Und nicht käuflich.**

**Das Fandom und der Rest der Welt.**

**Wir bringen sie zusammen.**

**Fandom Observer.**

**Das Probeexemplar bei: Martin Kempf, Märkerstraße 27, 63755 Alzenau**

Hermann Ritter & Klaus N. Frick

**Wie faschistisch ist die Fantasy?  
Eine Themenarbeit am Beispiel Christian Worch**

**Andromeda**  
SCIENCE FICTION MAGAZIN

Ausgabe 136/137

## Impressum

**Andromeda Science Fiction Magazin**  
Themenarbeit „Wie faschistisch ist die Fantasy?“

**Ausgabe Nr. 136/137**  
41. Jahrgang

**Erscheinungsmonat:**  
Januar 1996

**ISSN 0934-330 X**

**Verlag:**  
Science Fiction Club Deutschland (SFCDD) e.V.

**Herausgeber:**  
Klaus N. Frick, Hermann Ritter

**DTP-Aufbau/Seitenumbruch:**  
FREUCOM, Osnabrück

**Druck:**  
Horn-Druck + Verlag, Stegwiesenstr. 6, 76646 Bruchsal

**Titelbild:**  
Clyde Caldwell „The Red Dragon“; mit freundlicher  
Genehmigung von Hans-Joachim Alpers

**Auflage:**  
750 Exemplare

**Archivpreis:**  
16 DM

**SFCDD-Bankverbindung:**  
Saar Bank eG, Saarbrücken,  
BLZ 591 900 00, Konto 00 11 33 11

**Versand:**  
Michael Leiner, Griesborner Str. 69, 66359 Bous

**Anzeigen:**  
Herbert Thiery, Ackerstraße 3, 66115 Saarbrücken

Andromeda ist ein nichtkommerzielles Science-Fiction-Magazin und erscheint dreimal jährlich im Verlag des Science Fiction Club Deutschland (SFCDD) e.V. (gegründet 1955).

Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Es werden keine Honorare gezahlt. Alle Rechte verbleiben beim jeweiligen Autoren/Zeichner. Nachdruck von Andromeda oder von Teilen aus Andromeda nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages.

## Inhalt

### Rubriken

Impressum, Inhalt .....	Seite 4
Vorwort .....	Seite 5
„Wie es dazu kam“ Klaus N. Frick .....	Seite 6

### Erzählungen

Charis von Neu-Iblis .....	Seite 8
Das Ich-Problem .....	Seite 70
Der Schlüssel von Iblis .....	Seite 108
Das schwindende Meer .....	Seite 144

### Interview

Im Gespräch mit Christian Worch .....	Seite 87
---------------------------------------	----------

### Artikel

„Das neue alte Reich“ Dirk van den Boom .....	Seite 68
„Christian Worch – sein Leben“ Hermann Ritter .....	Seite 102
„Faschistische Fantasy?“ Hermann Ritter .....	Seite 140
„Faschismus-Debatte“ Hermann Ritter .....	Seite 168
„Fantasy = Faschismus?“ Christian Worch .....	Seite 169
„Wie faschistisch ist die Fantasy?“ Klaus N. Frick .....	Seite 171

Wir danken den Mitgliedern des Science Fiction Clubs Deutschland, die es möglich gemacht haben, daß dieser Band hergestellt werden konnte.

## Liebe ANDROMEDA-Leserinnen und -Leser,

der Mann heißt Christian Worch und ist in der Science-Fiction- und Fantasy-Szene nur noch den „Alten“ bekannt; die Jungen kennen seinen Namen zum größten Teil nicht. Und wenn sie ihn doch schon einmal gehört haben, dann aus dem politischen Teil ihrer Tageszeitung.

Denn Christian Worch gilt – zu recht oder nicht – als einer der führenden Neonazis in Deutschland; als einer der geheimen „Drahtzieher im Braunen Netz“; als einer derjenigen, die klammheimlich dafür sorgen, daß in Deutschland die „Rechten“ immer stärker an die Öffentlichkeit treten.

Ganz nebenbei ist Christian Worch aber auch Science-Fiction-Fan. Er gab früher Fanzines heraus, arbeitete an zahlreichen Fanzines mit, korrespondierte und korrespondiert mit einer Unzahl von Fans – und zwar aus den verschiedensten politischen Lagern. Er ist also gewissermaßen „einer von uns“, auch wenn die meisten SF-Fans und -Leser das aufgrund seiner politischen Meinung nicht wahrhaben wollen.

Wir beide – Hermann Ritter und Klaus N. Frick – haben uns zusammengetan, um dem Phänomen Christian Worch in literarischer Art und Weise auf die Spur zu kommen: ein Mann, der für Fan-Verhältnisse hervorragend zu schreiben versteht und uns gleichzeitig mit seinen politischen Bekenntnissen den Brechreiz in die Kehle treibt.

Es ist ein gutes Stück Neugier, das dahintersteckt, wenn man sich diesem Phänomen nähert. Was steckt dahinter? Wer ist Christian Worch? Wer ist dieser Mensch, der früher in den Fanzines für Aufsehen sorgte und heute in STERN und SPIEGEL, in der „taz“ oder in der BILD-Zeitung als gefährliches Monster dargestellt wird? Und: Was machte ihn zu dem Menschen, der er heute ist?

Wir haben versucht, das Problem des Faschismus auf einer literarischen Ebene zu beleuchten. Die Auseinandersetzung mit den braunen Strömungen innerhalb „unserer“ Literaturrechtung hat sich in den letzten Jahren deutlich reduziert, wie auch allgemein die SF-Szene sehr „unpolitisch“ geworden ist.

Es sehnt sich beileibe keiner nach den ideologischen Grabenkämpfen früherer Jahre und Jahrzehnte zurück – aber ein bißchen mehr politische Diskussion würde nicht schaden. Wenn wir beiden mit dieser ANDROMEDA-Doppelnummer dazu beitragen könnten, würde es uns freuen.

Wir wünschen uns, daß Ihr alles in diesem Heft lest – und wir wünschen Euch viel Spaß dabei.



Hermann Ritter      Klaus N. Frick

Noch was: Sicher hat sich der eine oder die andere gefragt, warum es denn so lange gedauert hat, bis dieses ANDROMEDA auf den „Markt“ gekommen ist. Wir haben das Gespräch mit Christian Worch bereits im Sommer 1994 geführt – danach hätte es eigentlich recht flott gehen müssen. Wir produzierten auch sehr schnell eine „gekürzte“ Version und schickten diese an Worch, mit der Bitte, diese „freizugeben“. Dieses Vorgehen scheint uns immer noch sinnvoll und fair zu sein: Auch gegenüber einem politischen Gegner sollte man auf einer sowohl journalistisch als auch wissenschaftlich klaren Art und Weise verfahren.

Diese „gekürzte“ Version hätte vorab im Hardcore- und Politik-Fanzine ZAP erscheinen sollen, doch die Veröffentlichung scheiterte an „massiven Bedenken“ der Redaktionsmitglieder, die eine „Aufwertung Worchs“ befürchteten. Als ob dieser durch die Veröffentlichung in einem kleinauflagen, eher links-orientierten Blatt aufzuwerten wäre!

Danach sprachen wir mit der „Konkurrenz“, dem ebenfalls im Punk-/Hardcore-Bereich operierenden und mit deutlichem Schwerpunkt in Sachen Politik ausgestatteten PLOT. Die Redaktionsmitglieder hatten durchaus Interesse, die Kurzfassung zu veröffentlichen; „aber nur, wenn wir vorher das **ganze** Interview gesehen und darüber diskutiert haben“. Angesichts solcher „Vorleistungen“ verzichteten wir dankend darauf; letztlich wollten wir genau die Version veröffentlichen, die Worch freigegeben hatte – und nicht eine vom PLOT zusammengestückelte Version.

Gespräche mit sogenannten linken Druckerei-Kollektiven verliefen ebenfalls unbefriedigend. Angesichts des Themas wurde meist gleich abgewunken („wir drucken nichts, wo ein Nazi drin veröffentlichen darf“), oder es kam die Diskussionsschiene: „Na ja, wir finden das ja schon wichtig, was ihr macht. Aber wir müssen das zuerst komplett lesen und darüber bei uns im Kollektiv diskutieren, und dann müssen wir entscheiden, ob wir das drucken können.“ Aufgrund solcher Tatsachen verzichteten wir auf Druckerei-Kollektive, auch wenn uns das politisch nähergelegen hätte.

Jetzt liegt das ANDROMEDA auf jeden Fall vor. Immerhin.

♦ ♦ ♦  
**Vorwort**  
♦ ♦ ♦

Buchstäblich Hunderte von Menschen haben uns gefragt: „Wir kommt Ihr denn dazu, mit dem Worch ein Interview zu machen? Seid Ihr wahnsinnig?“ Einige warnen uns, der Mann wolle uns nur ausnutzen; andere warfen uns „Verharmlosung eines Nazis“ vor, andere gar Profilneurose. Deshalb will ich den Versuch unternehmen, kurz einmal darzustellen, warum Hermann Ritter und ich dieses Interview geführt haben – es ist ein sehr subjektiver Versuch, ganz klar.

#### Die Vorgeschichte – Fandom:

Es war im Jahr 1977, als ein sehr junger Mensch, der in einem kleinen Schwarzwalddorf wohnte, nacheinander mit Punk-Rock, der PERRY RHODAN-Serie und dem Interesse für das andere Geschlecht konfrontiert wurde. Und es war im Jahr 1979, als eben dieser junge Mensch einen PERRY RHODAN-Club gründete, seine Punk-Rock-Begeisterung auslebte und sich gnadenlos verliebte.

Dieser junge Mensch war ich – und im Herbst 1979 tauchte ich voller Begeisterung in die Science-Fiction-Szene ein. Viele Clubs trieben in dieser Szene ihr Unwesen, es gab zahlreiche Fanzines, also selbstgemachte Amateur-Zeitschriften, und ich orientierte mich in diesem Herbst erst einmal. Unter anderem bekam ich mit, daß es eine Aktivgruppe Science Fiction gab, in der es angeblich „Faschos“ geben sollte.

Den richtigen Kontakt zur Aktivgruppe Science Fiction schloß ich nie, mein Mißtrauen war zu groß, und ich schloß mich eher „linken“ Vereinigungen an; aber ich bekam im Verlauf der Jahre 1980/81 einiges über die Strukturen der AGSF mit. Es waren nicht nur „Rechte“ in diesem Club aktiv, etwa Ernst-Dieter Siepmann, der später als Landtagskandidat der NPD im Ruhrgebiet aktiv wurde, oder Ingo Dristram, der damals angeblich ein Neonazi-Fanzine namens WERWOLF herausgab; innerhalb der AGSF gab es genauso „unpolitische“ Mitglieder oder gar „Linke“. Zu Beginn der 80er Jahre sah man das anscheinend nicht so streng...

Ich engagierte mich vor allem in der „linken“ Szene, geriet über die Science-Fiction-Szene in Kontakt zur Graswurzel-Anarchisten-Szene, machte zeitweise sogar in einer „Revolutionären Arbeitsgemein-

schaft Graswurzelrevolution“ mit (ja ja, so was gab's damals) und schloß eine Unzahl von Kontakten. Eine ganze Reihe von AGSF-Fanzines las ich; die meisten waren „unpolitisch“ insofern, daß keine Parteipolitik enthalten war und sich die Geschichten meist auf „normale“ Science Fiction beschränkten.

Im Fanzine „Time Gladiator“ mischte neben einer Reihe von Autoren, die später sogar als professionelle Schreiberlinge aktiv wurden, immer wieder ein gewisser Christian Worch mit; kein Unsympath offenbar, denn er publizierte ebenso in „unpolitischen“ oder gar „links“ orientierten Heften, wenn gleich nicht in den streng kommunistisch oder maoistisch orientierten Fanzines, die sich zu der Zeit noch aus den 70er Jahren herübergerettet hatten. Sein Stil war gut, seine Stories zwar nicht berauschend, aber auch nicht schlecht, sie waren meist unterhaltsam und enthielten sich jeglichen „politisch offensichtlichen“ Beigeschmacks.

#### Der Kontakt beginnt:

Man munkelte, er sei sogar innerhalb der Nazi-Szene richtig aktiv gewesen; Ende der 70er Jahre sei er sogar politisch inhaftiert worden. Das interessierte mich aber nicht so sehr. Später allerdings, als Worch tatsächlich wieder inhaftiert wurde, dieses Mal für einen längeren Zeitraum, beschloß ich, Briefkontakt mit ihm aufzunehmen. Ich schrieb ihm Briefe ins Gefängnis.

Welche Motive mich damals dazu bewogen, mit einem Nazi Briefkontakt aufzunehmen? Hauptgrund war Neugierde. Ich wollte mehr wissen; mir war nicht klar, wie er dachte, und darüber wollte ich weitere Informationen. Zudem war mir die politische Auseinandersetzung nicht mal so wichtig; zu Beginn der 80er Jahre hielt ich Nazis, vor allem diejenigen, die an Auschwitz zweifelten, für harmlose Deppen, um es milde zu sagen.

Über Ingo Dristram in Bremen ließ Worch sein Fanzine „Der Intrigant“ verbreiten, auch ich erhielt mehrere Ausgaben, und einmal wurde ich sogar namentlich erwähnt. Zu der Zeit war ich in der Science-Fiction-Szene sehr aktiv, schrieb viele Geschichten, Rezensionen, Leserbriefe und Artikel, publizierte eigene Fanzines und war immer wieder auf Cons, also Fan-

Treffen, anwesend. Ebenso Hermann Ritter, den ich erst 1982 persönlich kennenlernte (aber das ist eine andere Geschichte): Der schrieb sogar kleine Rezensionen für Worchs „Intriganten“, war zu diesem Zeitpunkt zudem – als ausgewiesener Linker – Mitglied in der AGSF.

Der Briefkontakt ging nicht sehr lange, vielleicht über ein Jahr hinweg, aber er war interessant – zumindest für mich. Gelegentlich wurden politische Themen angesprochen, gelegentlich Science-Fiction-Themen. Bedauerlicherweise habe ich diese Schreiben irgendwann bei einer „Ausmist“-Aktion alle weggeworfen. Irgendwann brach der Kontakt ab, meine Interessen verlagerten sich.

#### Die Jahre dazwischen:

Immer wieder einmal lasen wir den Namen Christian Worch, in Zeitschriften und Zeitungen tauchte er immer häufiger auf. Sein Betätigungsfeld innerhalb der Science-Fiction-Szene verlief sich bis zur Mitte der 80er Jahre komplett, offensichtlich widmete er sich nur noch der „Bewegung“. Und spätestens nach dem Tod Michael Kühnens wurde Worch als einer der führenden Köpfe der deutschen Neonazi-Szene geradezu populär, hofiert von Fernsehen und allerlei Medien, der sogar eine öffentliche Diskussion mit Günter Wallraff mit Bravour überstand.

Mir selbst war das relativ egal, mit Nazis hatte ich – mit Ausnahme einiger weniger Aktionen – meist nur „unfreiwillig“ zu tun; erst das Aufkommen der neuen Nazi-Welle nach dem Anschluß der DDR setzte meinem auch offensiv verkündeten „unpolitischen“ Verhalten ein Ende. Ich nahm an Antifa-Demonstrationen und -Aktionen teil, veröffentlichte Artikel und hielt Vorträge in Jugendzentren. Daß ich „früher“ Kontakt zu Christian Worch gehabt hatte, verschwieg ich; es gab auch nie Gründe dafür, dies zu berichten.

Dabei fiel mir häufig auf, daß viele Menschen, die sich öffentlich über Nazis oder gegen faschistische Gruppierungen äußerten, im Normalfall nie mit „einem von denen“ geredet hatten, nicht einmal die Äußerungen der rechtsradikalen Parteien kannten oder sich mit ihnen beschäftigten. Im Rahmen

meiner Referate verlegte ich mich verstärkt darauf, die Inhalte, Absichten und Ziele rechtsgerichteter bis rechtsextremistischer Gruppierungen und Parteien darzustellen – die eigene Meinung bildete sich der Zuhörer von selbst. Und wer eine halbe Stunde lang die Argumente von Republikanern, „Nationaldemokraten“ oder der – mittlerweile verbotenen – Freiheitlichen Arbeiterpartei um die Ohren gehauen bekommt, der weiß hinterher einiges mehr über den politischen Gegner, kann diesen einschätzen und kann auch nachvollziehen, warum ich beispielsweise das durch Bundesmittel finanzierte „Studienzentrum Weikersheim“ für wesentlich gefährlicher halte als die paar hundert Menschen, die Christian Worchs Ideen folgen.

## Die ANDROMEDA-Idee:

Ursprung für die Idee, „etwas über den Worch zu machen“, war die Absicht der Wiener Science-Fiction-Gruppe, ein Sonderheft des Science-Fiction-Fanzines ANDROMEDA über den verstorbenen amerikanischen SF-Autor Robert A. Heinlein zu machen. Aus der eher lockeren Aussage Hermanns, „Wenn die über einen amerikanischen Faschisten was machen, dann sollten wir uns um die eigenen kümmern“, wurde irgendwann eine konkrete Überlegung: Wir sprachen darüber, ein ANDROMEDA-Sonderheft über Christian Worch zu machen.

Die Idee machte die Runde, wir erhielten auf der Mitgliederversammlung des Science-Fiction-Clubs Deutschland e.V. in Leipzig tatsächlich den Zuschlag und damit den Auftrag, eine solche Ausgabe zu erstellen. Bereits im Vorfeld brachten mehrere Fanzines eine entsprechende Meldung – und das zu einer Zeit, als Hermann und ich noch nicht einmal klar wußten, was wir in detail machen wollten.

## Ein Brief trifft ein:

Wir beide waren sehr überrascht, als irgendwann ein Brief von Christian Worch bei uns eintraf: nicht bei den Adressen, unter denen er uns vor über zehn Jahren erreicht hatte, sondern jeweils bei unseren aktuellen. Und das, obwohl wir beide erst wenige Monate zuvor den Wohnort gewechselt hatten.

In seinen Briefen schrieb uns Christian Worch, daß er von unserer Absicht erfahren habe, über ihn eine ANDROMEDA-Ausgabe zu machen. Er bot uns an, für ein Gespräch zur Verfügung zu stehen, damit nicht gar so viel Unfug herauskäme. Ganz nebenbei verwies er darauf, daß er über unsere, vor allem meine politischen Aktivitäten einigermaßen Bescheid wisse, und erwähnte einen Antifa-Artikel von mir, der im ZAP erschienen war. Ich war gebührend beeindruckt...

Hermann und ich wußten – ganz ehrlich – anfangs nicht so recht, wie wir uns verhalten sollten. Die Tatsache, daß „der Worch“ mit uns tatsächlich reden wollte, schmeichelte uns natürlich. Gleichzeitig war uns nicht ganz klar, ob und wie Worch uns „benutzen“ wollte: Der Mann ist „geil auf Öffentlichkeit“, und auch eine kritische Öffentlichkeit kann nur gut für ihn sein.

Wir haben lange darüber geredet, auch mit Freunden und Bekannten, mit autonomen Gruppen und Menschen aus der antifaschistischen Szene. Die Aussagen, die wir erhielten, waren sehr gespalten; aber die meisten Leute fanden es eher interessant als abschreckend. Vor allem das ZAP zeigte reges Interesse an einem solchen Interview sowie dem folgenden Vorabdruck im Heft. Und so dauerte es nicht mehr allzu lange, bis sich Hermann und ich mit Christian Worch auf einen Termin einigten.

## Das Gespräch:

Ich gestehe ein, daß ich dem Treffen mit einer gewissen Nervosität entgegen sah; schließlich hatte ich noch nie Gelegenheit, einem politischen Gegner dieses Kalibers gegenüberzusitzen. Meine bisherigen Begegnungen mit Nazis hatten sich entweder auf gewalttätiger Ebene abgespielt, oder die Polizei hatte verhindert, daß man sich die Köpfe einschlug.

Hermann hatte ein neutrales Gebäude in der Darmstädter Innenstadt ausgesucht, wir führen zu zweit hin, schlossen auf und sorgten dafür, daß Kaffee sowie ein bißchen Gebäck auf dem Tisch standen. Eine „angenehme“ Gesprächs-Atmosphäre sollte für ein gutes Gespräch sorgen. Als ich hinterher einigen Bekannten davon erzählte, schlugen diese die Hände über dem Kopf zusammen: Wie wir denn

dazu kämen, einem Nazi auch noch Kaffee und Kuchen anzubieten? Zu meiner Antwort stehe ich nach wie vor: Wir können kein offenes Gespräch führen, wenn nicht die Andeutung von „Offenheit“ besteht.

Christian Worch rollte mit seinem Auto vor, stieg mit seiner Begleiterin aus, stellte diese als seine „Leibwächterin“ vor, begrüßte uns mit Handschlag; dann gingen wir hoch, er schaute sich kurz die Räume an, und wir setzten uns zum Gespräch. Erst hinterher stellten Hermann und ich fest, daß wir uns dummerweise so plaziert hatten, daß Worch die geöffnete Tür im Rücken hatte; es schien ihn jedoch nicht zu stören.

Das Gespräch verlief in einer sehr – hm – entspannten Atmosphäre, und es passierte sehr schnell das, was wir im voraus befürchtet hatte: Im eifrigen Wortgefecht über Literatur und gemeinsame Bekannte aus der Science-Fiction-Szene verdrängten wir geradezu die Tatsache, daß für uns Worch und seine Politik das Feindbild schlechthin darstellt. Wir lachten über dumme Sprüche und über meine Dämlichkeit, keine Ersatzbatterien für das Aufnahmegerät mitzunehmen; wir unterhielten uns über Themen, die außer uns vielleicht noch ein Dutzend weiterer Menschen in diesem Land interessieren dürften, und in solchen Situationen war mir Worch – ich gestehe es – sogar richtig sympathisch.

Ging es um Politik und seine Ansichten zu Staat, Gesellschaft und Rasse, wurde es mir richtiggehend schlecht. Im übrigen fand ich die Gesprächsführung sehr interessant, vor allem im Nachhinein, wenn man sich das Band anhört: Hermann blieb – ganz der Wissenschaftler – stets kühl und zurückhaltend, während ich – ganz der Zeitungsmensch – sehr freundlich und sehr interessiert wirkte.

Hinterher fanden wir auch genügend kritische Worte zum eigenen Verhalten und zu unserem „Schmussekurs“. Nur: Wir wollten uns ja nicht treffen, um zu diskutieren (was ohnehin zwecklos gewesen wäre), wir wollten was von Worch erfahren.

# Charis von Neu-Iblis



Charis' Turmstube lag zum Innenhof hin, und durch die schießscharenschmalen Fenster konnte sie genau auf das Tor mit der dahinterliegenden Zugbrücke blicken. Das war eine der wenigen Abwechslungen, die sie in ihrer nunmehr schon drei Monate währenden Gefangenschaft hatte, und sie nutzte sie, wann immer sich im Hof etwas bewegte. Obwohl es immer die gleichen drei, vier Männer waren, die ihr das Essen oder Wasser zum Waschen oder Holz für den Kamin brachten, kannte sie inzwischen alle Bewohner der kleinen Burg vom Sehen, hatte ihre genaue Zahl ermittelt und sich ihre Gesichter eingepägt. Sie glaubte nicht, daß das eines Tages von Nutzen sein würde. Es war für sie eine Art, sich zu beschäftigen, für eine Zeitlang die düsteren Gedanken zu vertreiben, die danach um so sicherer wiederkehrten.

Ihr Gefängnis war komfortabel, vor allem für die Verhältnisse einer so kleinen Anlage wie Hohenbach. Das Zimmer maß vier Schritt in der Breite und fünf in der Länge. Es hatte einen Kamin und eine Bettstatt, die weder knarrte noch hart war noch von Ungeziefer verseucht. Aber es war ein Kerker. Die beiden Fenster waren vergittert, die Tür mit breiten Eisenbändern verstärkt und mit Riegeln gesichert, die sogar einem kleineren Rammbock standgehalten hätten. Fast noch wichtiger waren die eisernen Siegel an Fenster- und Türrahmen. Sie machten sie blind und taub für alles, was sie nicht mit ihren normalen Sinnen wahrnehmen konnte. Vielleicht hätte sie sie unter Einsatz ihres ganzen Feuers und mit machtvollen Hilfsmitteln brechen können. Aber über solche Ausrüstung verfügte sie ebensowenig wie über ihre Waffen, und zudem hätte jeder Angriff auf die Siegel in kürzester Zeit die ganze waffenfähige Mannschaft des Stützpunktes alarmiert. Ohne Hilfe von außen konnte sie hier alt werden. Und währenddessen tobte weit im Norden der Krieg, der eine ungünstige Wende genommen hatte, und sie war hilflos und hatte nicht einmal sichere Informationen über die fer-

nen Ereignisse. Immer, wenn sie daran dachte, unterbrach sie ihre ruhelose Wanderung im Kreis und schlug mit der Faust auf die steinernen Wände ein, so erbittert, als seien diese persönliche Feinde, und so lange, bis trotz der Hornhäute über ihren Knöcheln das Blut tröpfelte.

Doch an diesem Tag im Frühjahr war ihre Neugier geweckt, denn das Burgtor wurde für Ankömmlinge heruntergelassen. Da auf diesem abgelegenen Posten weder Ablösung noch Verstärkung erwartet wurde, konnte es sich nur um die Begleitung eines wichtigen Mannes handeln. Während im gepflasterten Hof Hufe klirrten und Rüstungen rasselten, identifizierte sie die Standarte von Hyern. Das rote Tuch mit der weißen Panzerfaust war mit goldener Stickerei umfaßt, also war es der Graf persönlich. Sie erkannte die Rüstung, die er getragen hatte, als sie sich auf dem Schlachtfeld begegnet waren. Das Gesicht hinter dem Visier hatte sie damals allerdings nicht gesehen, und auch jetzt war es so weit entfernt, daß es nur wie ein bleicher Fleck schien.

*Grundgütiger Ghu*, sagte Charis in lautlosem Selbstgespräch, *was will der hier?* Sie war sicher, daß sie der Grund war. Ihre Lippen verzogen sich zu einem wölfischen Grinsen. Sie hatte ihn bei der Kenough-Brücke mit einem kühnen Lanzenstoß aus dem Sattel geworfen, so heftig, daß er wie tot liegengeblieben war, während sie weiter in die Reihen der Feinde gesprengt war, die Keilspitze der Ihren, die dem Usurpator den sicher geglaubten Sieg aus der Hand gerissen hatten. Sie war an dem Abend nach diesem heißen Tag erstaunt gewesen, daß er weder unter den Gefangenen noch unter den Toten gewesen war. Noch später hatte sie gehört, daß ein Leibknappe ihn verletzt geborgen hatte, und ihre Informanten meinten, daß er Sturz, Verwundung und Flucht durch unwegsames Gebiet überlebt hätte. Wie auch immer, er war mit Sicherheit kein Freund von Charis. Sie wäre es umgekehrt auch nicht gewesen...

Es dauerte nicht lange, bis sie Schritte auf der Treppe hörte, dann

das Knirschen der Riegel. Der Graf blieb einen Fußbreit vor der Schwelle stehen, und das fand Charis klug von ihm. Sie musterten einander.

Jolan von Hyern zählte etwa dreißig Sommer. Er hatte Charis' Größe, war aber von gedrungenerem Körperbau, massig, ohne beleibt zu wirken. Sein Haar war dunkelbraun, sein Gesicht bartlos, die Augen von der Farbe des Sommerhimmels. Sein rechter Arm endete eine Handbreit unter dem Ellbogen. Das Kurzsword an seinem Gürtel war für linkshändigen Gebrauch umgeschnallt.

Seine Blicke waren nicht weniger intensiv als die ihren. Was er vor sich sah, war eine Frau, die Mitte zwanzig zu sein schien, rothaarig und grünäugig, wie man es von einer Hexenkriegerin erwarten durfte, dazu groß und schlank. Sie nickte ihm mit unbestimmter, vager Höflichkeit zu. Wenn sie neugierig war – und das war sie sehr wohl! –, ließ sie es sich mit keiner Miene anmerken.

Er spannte sie nicht lange auf die Folter. Mit fast brutaler Überganglosigkeit sagte er:

„Die Liga Freier Fürsten hat verloren. Prinz Assanek ist tot. Mit ihm fielen zweitausend andere an den Furten des Belincol, doppelt so viele sind gefangen, und der Rest Eures Heeres ist in alle Winde zerstreut. Es gibt keine nennenswerte Kriegsmacht mehr zwischen Kaiser Denards Truppen und Caer Yol, und der Fürstenrat sendet bereits Boten mit dem Angebot bedingter Ergebung.“

Bei der Nachricht von Assaneks Tod hatte Charis für eine Sekunde die Augen geschlossen, um ihre Empfindungen zu verbergen. Ansonsten blieb sie nach außen hin kühl wie ein Mauerstein im Winter. Tatsächlich überschlugen sich ihre Gedanken. Sie war Realistin. Deutlich mehr Jahre, als Jolan erlebt hatte, hatten sie dazu gemacht. An dem, was geschehen war, konnte sie nichts ändern. Trauern oder fluchen würde sie nicht im Angesicht des Feindes. Und in erster Linie dachte sie an die Zukunft. Ein Hauch von Kälte streifte ihren

## EINE ERZÄHLUNG VON CHRISTIAN WORCH

Nacken, als sie daran dachte, daß diese Wendung ihren Wert für den Sieger schlagartig verringerte. Als Geisel, für den Austausch gegen eventuelle hochrangige Gefangene aus Denards Reihen, spielte sie nun keine Rolle mehr. Sie war nur eine der Verlierer, aber noch immer eine Gefahr. Vielleicht würde sie Assanek bald folgen müssen in das Dunkle Land, nicht in der Schlacht und mit einem Schwert in der Hand, sondern gefesselt auf dem Richtblock und mit der Klinge des Henkers im Nacken...

„Wünscht Ihr, daß ich Euch allein lasse?“ fragte Jolan mit unerwarteter Rücksichtnahme. „Assanek stand Euch sehr nahe, hörte ich, und ich achte Eure Trauer.“

„Egal.“ Ihre Stimme war scharf wie ihr Schwert. „Er ist da, wo weder Fluch noch Träne ihn mehr erreichen. Wenn Eure anderen Nachrichten weder Lüge noch maßlose Übertreibung sind, dann ist sein Traum mit ihm gestorben. Alles andere ist von geringerer Bedeutung.“

Er sah sie erstaunt, fast zweifelnd an. Vielleicht hatte er einen Ausbruch von Wut erwartet oder tiefe Verzweiflung, aber wohl nicht diese nüchternen Kälte.

„Ihr wollt nicht wissen, welche Folgen die Niederlage hat, beispielsweise für Euch?“

Charis zuckte die Schultern.

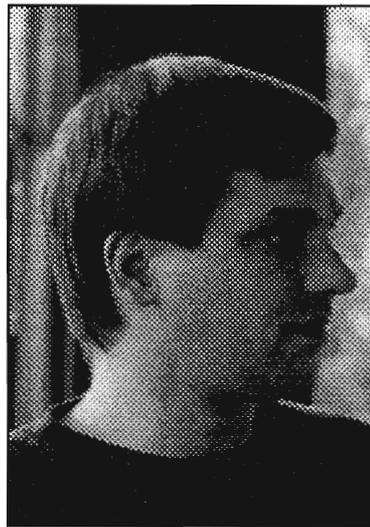
„Ihr werdet es mir irgendwann sagen“, bemerkte sie und wirkte erfolgreich gleichmütig. „Oder ich werde es auf andere Weise erfahren, erleben. Ich erwarte nichts von dem Usurpator. Auch nicht von Euch, Graf Jolan.“ Ihr Blick streifte seinen kaum verheilten Armstumpf, und mit einem Anflug von bitterem Hohn fragte sie: „Eine Erinnerung an den Kennough?“

„Ja“, preßte er hervor. „Einer der Krieger, die Euch folgten, wollte mich gefangennehmen, um Lösegeld oder als Geisel, was weiß ich. Ich versuchte mich zu wehren, war aber von Eurem Stoß noch zu betäubt. Sein Schwert schnitt scharf. Mein Knappe tötete ihn und schaffte mich aus der Gefahrenzone. Aber auf der Flucht konnte er

die Wunde nicht versorgen, der Brand kam hinein.“ Er unterbrach sich und musterte sie mit neuerlicher Intensität. Charis wurde bewußt, daß ihr Gewicht zu drei Vierteln auf ihrem linken Bein ruhte und sie das rechte schonte. Die Hüfte, die so schwer getroffen gewesen war, schmerzte noch immer bei der kleinsten Belastung. „Auch Ihr habt ein Andenken an diesen unseligen Krieg. Vielleicht ist es nicht so offenkundig wie das meine, aber ich denke, daß auch Ihr es bis zum Ende Eures Lebens tragen müßt.“

„Das kann eine kurze Frist sein“, versetzte sie.

„Denkt nicht so. Denard ist kein Tyrann, auch wenn Ihr ihn gern so



Christian Worch

sehen wollt.“

„Erzählt mir, daß die Schlange Gras frißt und der Wolf sich von Blättern nährt, dann will ich Euch glauben.“

Jolan streckte ihr die linke Hand entgegen, die Handfläche offen. Sie kam dabei über die Schwelle und in den Bereich, wo die Siegel ihn nicht mehr schützten. Entweder wußte er es nicht, oder er hatte nicht daran gedacht, oder er mißachtete es bewußt.

„Frieden, Edle Charis. Ich bin hier mit dem Befehl meines Kaisers, Euch zu ihm zu bringen, in das Feldlager oder in seine Residenz, je nachdem, wie schnell die Verhand-

lungen zum Ende kommen und wie schnell wir reisen können. Für mich ist der Krieg zuende. Für Euch sollte er es auch sein. Es liegt an Euch, ob Ihr als Gast mit mir reist oder als Gefangene. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr weder fliehen noch die Hand gegen meine Begleiter und mich erheben werdet, dann genießt Ihr alle Freiheiten und Annehmlichkeiten, die ich Euch verschaffen kann. Bleibt bei Eurem Trotz, und ich muß Euch in Ketten nach Caer Yol oder in die Hauptstadt schaffen lassen.“

Sie überlegte kurz. Ihr kam es vor, als sei es eine persönliche Kapitulation. Aber sie war eine Gefangene, rechtlos und auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Mit dem Geschmack von Asche im Mund würgte sie heraus: „Ihr habt mein Wort.“

Der Graf nickte, als habe er nichts anderes erwartet und halte diesen Entschluß für weise. Er forderte keine Garantie und keinen Schwur. Nur kurz wandte er den Kopf und gab einem der Männer in seinem Gefolge einen Befehl. Charis hatte bereits wahrgenommen, daß sich ein Wassermeister unter ihnen befand. Dieser hob mit theatralischer Geste die Arme und sprach eine Beschwörung, deren Worte ihren Ohren schmerzte. Die Siegel erloschen, und Jolan reichte ihr in übertrieben erscheinender Höflichkeit den Arm.

Sie ritt neben dem Grafen von Hyern, und über ihr wehte eine Standarte, die Farben eines Feindes. Manchmal zuckte es in ihrer Rechten, ihm das Schwert zu entreißen, die am Kennough unvollendete Arbeit hier mit einem Todesstreich abzuschließen und dann zu fliehen. Die weißgraue Stute, die er ihr gegeben hatte, war kein schlechtes Pferd. Zwei oder drei von Jolans Begleitern hatten vielleicht bessere, aber Charis vertraute auf ihre Reitkünste. Und wenn sie schnell genug war, konnte sie dem Grafen vielleicht auch sein prachtvolles braunes Pferd abnehmen, das mehr ein Renner war als ein Streitroß. Mit dem zwischen den Schenkeln wäre

sie uneinholbar gewesen. Aber ihr schwurloses Wort band sie nicht weniger fest, als wenn er einen Eid bei Göttern und Dämonen verlangt hätte, und zudem sah sie keinen Sinn in einer Flucht. Sie haßte den Gedanken, Denard entgegenzutreten. Sie haßte ihn weniger persönlich, sondern eher, wie sie die Niederlage haßte, die Gefangenschaft oder den Tod von Freunden. Dem neuen Herrscher konnte sie vielleicht entkommen, der Erinnerung an das andere nicht. Da er ihren Tod offenbar nicht unbedingt wollte – sonst hätteolan nicht das Risiko eingehen können, auf ihr Wort zu vertrauen –, hatte sie nicht mehr zu fürchten als seine Bedingungen. Sie besaß kein Land, das er ihr hätte wegnehmen oder lehnspflichtig machen können, keinen Reichtum, der eingezogen werden konnte. Ihre Pferde hatte sie unter die besten ihrer Krieger verteilt. Die meisten der Tiere würden tot sein, der Rest Beute. Beute waren auch ihre Waffen und ihr Rüstzeug geworden, und so war sie ärmer als die Bauern auf den Feldern, an denen sie vorbei kamen. Was früher ein an ihr nagendes Gefühl gewesen war, erschien ihr jetzt als Vorzug: die Besitzlosigkeit.

„Wie vertraut wart Ihr mit Prinz Assanek?“, fragteolan.

„Genug, um seine leichte Reiterei geführt zu haben, um die Spitze seiner Angriffe und die Deckung seiner Rückzüge gewesen zu sein und an einem Tag, der Euch in schlechter Erinnerung sein wird, seinen rechten Flügel befehligt zu haben.“

„Und trotzdem hat er Euch nach Igen geschickt, um mit zweihundert Leuten eine weitläufige, zerfallene Festung gegen eine fünfzehnfache Übermacht zu halten, ohne Hoffnung auf einen rechtzeitigen Entsatz?“

„Vielleicht“, sagte sie, ihre Worte sorgfältig bedenkend, „vielleicht hatte er niemanden, den er sonst hätte schicken können, der sonst gegangen wäre.“

„Kann es sein, daß er Euch eine Chance geben wollte, den Krieg zu überleben, im Untergang nicht an seiner Seite zu sein und mit ihm gemeinsam zu fallen?“

Charis erwog dies und schüttelte den Kopf. Sie kannte den Kriegsherrn der Liga als einen Menschen mit schillerndem Charakter, beinahe im gleichen Atemzug großmütig

und grausam, mal sanft und schmeichelnd wie Seide, mal kalt wie gehärtetes Eisen. Sie hatte bisweilen sein Bett geteilt – nicht als einzige natürlich –, aber sie waren kein Liebespaar gewesen. Was sie in Wirklichkeit verbunden hatte, das waren das Vertrauen und die Kameradschaft gewesen, die in einem zehnjährigen Feldzug entstanden waren. Assanek war todesmutig gewesen und hatte zugleich den Tod gehaßt, nicht den Tod schlechthin, sondern den Gedanken an den eigenen. Andere waren für ihn mit Sicherheit nur so lange wichtig gewesen, wie er selbst erwarten durfte zu leben. Sie konnte nicht

---

**Erzählt mir,  
daß die Schlange  
Gras frißt  
und der Wolf sich  
von Blättern nährt,  
dann will ich Euch  
glauben.**

---

glauben, daß er auf eine so komplizierte, berechnende Weise fürsorglich gewesen war. Und überdies hatte er gewußt, daß sie die Festung nicht aufgeben würde, ohne im Kampf das Äußerste versucht zu haben. Es war reines Glück gewesen, ein unwahrscheinlicher Zufall, daß es sie nur einen kaputten Knochen und nicht das Leben gekostet hatte.

Auf der anderen Seite würde es dem Prinzen eine bössartige Genußtunung sein, sie lebend zu wissen. Denn an einem seiner wichtigen Siege hatte sie einen Anteil gehabt, der fast größer als sein eigener gewesen war, und der Feldherr auf der Gegenseite war der Usurpator persönlich gewesen. Das mußte ein andauerndes Ärgernis für Denard sein, ein Fleck auf seinem Ruhmeschild. Charis überlegte, ob es ihn genug reizen würde, diesen Fleck mit Blut abzuwaschen. Mit ihrem Blut...

„Warum interessiert der Prinz Euch?“, wollte sie wissen. „Er ist gescheitert, vernichtet, tot.“

„Ich werde vielleicht ein Buch über diesen Krieg schreiben.“

Ihr Blick war so ungläubig, daß er lachen mußte.

„Ihr traut mir keine solchen Interessen zu? – Nun, ich hatte Zeit, mir zu überlegen, was ich nach dem Friedensschluß tun will. Viel Zeit. Erst auf dem Krankenlager, dann, als ich mich erholt habe, und auch in den letzten Monaten, als ich in Denards Auftrag gereist bin, weil ich ihm an der Front wenig nützen konnte. Für den Heeresdienst bin ich nicht mehr geeignet.“ Er sagte das ohne Bitterkeit, als habe er sich mit der Verstümmelung schon lange abgefunden, sie akzeptiert. „In einer Kanzlei zu arbeiten, kann ich mir schlecht vorstellen – ich bin keine Beamtenseele. Also werde ich Denard um meine Entlassung aus seinen Diensten bitten. Aber daß ich mich einfach so an das ruhige Leben gewöhnen kann, das ich vor dem Krieg hatte, glaube ich kaum. Was geschehen ist, hat nicht nur mich gezeichnet, sondern viele Menschen betroffen, Herrschaften gestürzt und sogar das Reich geändert. Es wird mich noch lange beschäftigen, und ich möchte meinen Nachkommen oder anderen, die daraus vielleicht lernen können, einen Bericht hinterlassen. Ein solcher Bericht sollte nicht nur ausführlich sein, sondern auch objektiv. Ihr gehörtet zu den engsten Vertrauten des Feindes. Eine solche Reise in Eurer Gesellschaft ist fast wie ein Wink der Götter, wenn Ihr bereit seid, über diese Dinge zu sprechen.“

„Ihr macht einen Fehler, wenn Ihr Assanek ‚den Feind‘ nennt. Von unserer Seite aus, wenn wir Denard meinen, mag es stimmen. Er repräsentiert das Reich, ist seine treibende Kraft und zentrale Gewalt. Assanek war nicht mehr als der Erste unter Gleichen. Er bekam die Prinzenkrone, weil ein Krieg vor der Tür stand und er unter den sieben Fürsten der beste Heerführer war. Den Krieg zu führen, war nicht seine Entscheidung. Und auch in der Art, wie er geführt wurde, war Assanek nicht so frei, wie Ihr vielleicht glauben mögt.“

„Wer war es denn dann, der den Konflikt wollte, als er noch zu vermeiden gewesen wäre?“

„Natürlich Denard auf Eurer Seite. Auf unserer Seite ab einem gewissen Zeitpunkt wohl alle. Urias

und Nairn wollten das Reich zerschlagen sehen. Die anderen hatten Angst um ihre Unabhängigkeit – vielleicht nicht zu Unrecht... Für Assanek war es eine Chance, die Krone zu ergreifen. Vielleicht wäre sie ihm ohnehin irgendwann zugefallen, aber so bekam er sie schneller. Trotzdem war er nicht unbedingt für den Krieg. Er hatte Bedenken wegen Eurer größeren Quellen an Menschen und Kriegsmaterial. Er vertraute darauf, daß wir uns in den Bergen lange und erfolgreich würden verteidigen können, aber er wußte, daß unsere Kräfte niemals ausreichen würden, die Hauptstadt einzunehmen. Und wer sich immer nur verteidigt, kann auf die Dauer nicht siegen.“

„Warum hat er dann gekämpft und sich nicht unterworfen?“

„Warum hat er geatmet?“, fragte sie zurück. „Warum geht nachts der Mond auf, obwohl sein Licht nicht gegen das der Sonne bestehen kann? Warum fließt Wasser nach unten und nicht nach oben?“

„Ihr sagt das, als verstündet Ihr es nicht nur, sondern als dachtet Ihr genauso.“

„Ich habe so gedacht“, sagte sie leise. *Ich tue es nicht mehr*, fügte sie in Gedanken hinzu, aber weil sie zu den Verlierern gehörte und eine Gefangene war, blieb der Gedanke unausgesprochen. Jolan von Hyern hörte ihn trotzdem aus dem Schweigen heraus.

„Und seit Igen tut Ihr es nicht mehr?“

Ihr Blick war kalt und schneidend wie eine Klinge, und er zuckte zusammen, als hätte sie ihn körperlich angegriffen. Aber er wich nicht zurück, sondern setzte in ihr Schweigen hinein nach:

„Seit ein Streitkolben Eure Hüfte zerschmetterte, seit Euch bewußt wurde, daß Ihr nie wieder einen Wettlauf gewinnen würdet, seit Ihr Ketten spüren oder zumindest Gitter sehen müßtet, seither tut Ihr es nicht mehr?“

Sie antwortete mit einem Fluch. Wenn das die Rache für einen Lanzenstich an einer umkämpften Brücke war, dann war sie gut gezielt und hatte gut getroffen. Aber sie gestand ihm das zu. Er war ein alter Feind, und das war vielleicht eine tiefere Bindung als die zu falschen, oberflächlichen Freunden.

Jolan nickte leicht und bat um Entschuldigung. Sie gewährte sie,

indem sie ihrerseits wortlos nickte. Danach ritten sie stumm nebeneinander unter dem wehenden Wimpeltuch, fast so dicht, daß ihre Knie einander berührten, aber mit einer tiefen Kluft zwischen sich.

Der Wein war zu süß für ihren Geschmack. Und sie hatte auch keine Lust, sich zu betrinken – diese Art von kurzfristiger Betäubung erschien ihr hohl, ungeeignet. Sie nippte an dem Pokal, stellte ihn beiseite und schaute in die flackernden Flammen, die vertraut und heimisch wirkten. Wenn sie sich konzentrierte und es herbeiwünschte, konnte sie darin ferne Gesichter

---

## Warum geht nachts der Mond auf, obwohl sein Licht nicht gegen das der Sonne bestehen kann?

---

sehen. Aber nur wenige Schritte von ihr entfernt saß ein Wassermeister am Tisch und kaute lustlos an frischem Brot. Sie unterließ es, Kräfte spielen zu lassen, die den seinen feindlich waren.

„Wir müssen nach Caer Yol.“ Jolan rollte das Pergament mit einem Seufzen zusammen. „Doppelt so weit und schlechtere Wege. Schade.“

Die Unbequemlichkeiten der Reise interessierten Charis viel weniger als der Grund dafür. Sie überlegte noch, ob sie unverfänglich und beiläufig danach fragen sollte, als Jolan fortfuhr, zu ihr gewandt:

„Urias lehnt die kaiserlichen Bedingungen hartnäckig ab, und die anderen Fürsten erklären sich für außerstande, auf ihn Einfluß zu nehmen.“

„Habt ihr nicht gesagt, der ganze Rat hätte bedingte Ergebung angeboten?“ fragte sie mit weniger Spott, als er erwarten durfte.

„Ich sprach vom Fürstenrat, und nicht davon, daß sie einstimmig

gehandelt hätten und jede Bedingung akzeptieren würden. Urias ist ein geringes Problem, aber es hält meinen Herrscher im Norden fest.“

„Ihr irrt Euch, was die Größe des Problems angeht. Sein Fürstentum ist klein, und er hat wenig wehrfähige Mannschaft, zudem ist er ein miserabler Heerführer. Aber er ist verrückt und gefährlich. Er manipuliert Kräfte, die er nicht beherrschen kann.“ Sie schauderte, als sie an ein wenig von dem dachte, was Assanek ihr erzählt hatte. Plötzlich war sie sich nicht mehr sicher, was schlimmer war – Verbündete oder Lehnsherren zu haben wie Urias oder Feinde wie Jolan oder seinen Herrn. Sie überlegte, ob sie mehr sagen sollte. Jolan gehörte zu den wichtigeren Gefolgsleuten Denards, und wahrscheinlich würde der Kaiser auf seinen Rat hören. Aber auch in einer Sache wie dieser? In einer Sache, die so unglaublich und grauenhaft zugleich klang, daß sie eigentlich nur die Ausgeburt einer kranken Phantasie sein konnte? Und es erschien ihr auch nicht sonderlich klug, damit zuzugeben, daß sie immerhin von der Möglichkeit eines solchen Komplotts gewußt hatte. *Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen*, dachte Charis. Denard konnte sie damit auf den Block oder auf den Scheiterhaufen bringen und beseitigte zusammen mit dem großen, mörderischen Problem auch ein kleines, das höchstens lästig war, dessen Beseitigung aber ihm bequem erscheinen mochte. – Ihr Instinkt gewann den Kampf gegen ihr Gewissen.

„Was soll groß geschehen?“ fragte Jolan mit der Selbstsicherheit eines Unwissenden. „Wir haben gegen die vereinigte Macht der Liga gewonnen, und Urias ist nur ein kleiner Teil von ihr. Es geht lediglich um die Frage, ob er rechtzeitig zur Vernunft kommt oder vernichtet werden muß, und dann um die Frage, ob Denard selbst sich damit belasten muß oder ob er die anderen Fürsten zwingen kann, ihm Urias' Kopf auf einem Tablett zu bringen, wenn er sich länger sträubt.“

*So ein Schwertstreich, der Urias Kopf von seinem Körper trennte, wäre bestimmt ein Gewinn für die ganze Menschheit*, dachte Charis, *nicht nur für Denards Reich*. Aber sie zweifelte daran, daß der Alte eine solche Klinge an seinen Hals

kommen lassen würde, ohne vorher einen Schaden angerichtet zu haben, den niemand absehen konnte.

Jetzt leerte sie doch den Pokal und winkte dem Pagen, ihn erneut zu füllen. Das Frösteln aber konnte der feurige Wein nicht unterdrücken.

Der Sinn außerhalb ihrer fünf Sinne warnte sie sehr spät. Wahrscheinlich, weil sie nicht das Ziel des Schützen gewesen waren und seine Gedanken sich zwar mit etwas in ihrer unmittelbaren Nähe, nicht

und dann Überraschung, als sie ihn ignorierte und sich dem Mann entgegenwarf, der gerade erst in sein Blickfeld kam.

Der Räuber trug Lumpen, die für einen Bettler zu schlecht gewesen wären, aber sein Schwert war sauber und funkelte wie Geschmeide. Er war auch nicht ungeübt damit. Für Charis war er jedoch keine Gefahr. Sie unterlief seinen Angriff und tötete ihn. Dann sah sie sich nach Jolan um. Der Graf von Hyern hatte sich gerade unter seinem Braunen hervorgearbeitet. Sie warf ihm das blutige Kurzschwert zu und wand dem Räuber dessen Klinge aus der verkrampften Hand. In Länge, Gewicht und Balance war sie fast genau richtig. Es war ein gutes Gefühl, wieder ein Schwert in der Hand zu haben.

Hinter ihnen auf dem Weg wurde gekämpft, aber sie konnten sich nicht darum kümmern, weil von vorn drei Männer auf sie zukamen. Die Räuber wollten ihren Gefährten rächen und dessen Arbeit zu einem Ende bringen. Vielleicht dachten sie, daß sie gegen einen Krüppel und eine Frau leichtes Spiel haben würden. Aber Jolan hatte noch immer die Reflexe und Instinkte eines Kriegers, auch wenn er durch den Verlust seiner Streithand schwer benachteiligt war. Und Charis hatte weit mehr als einen Mann fallen sehen, der noch mit der Todeswunde in der Brust nicht glauben konnte, daß die Schwertkunst einer Frau der seinen überlegen war. Sie traten Seite an Seite. Wären die Räuber klüger oder vorsichtiger gewesen, hätten sie ihre Überzahl auszunutzen versucht, um sie einzukreisen. Daß sie es unterließen, kostete den vordersten Mann das Leben, in weniger Zeit, als Charis für einen Atemzug brauchte. Jolan parierte einen Hieb seines Gegners, wich zur Seite aus und stach zu. Zwar traf er den anderen nicht schwer, aber immerhin floß Blut. Der dritte Räuber wollte die Situation ausnutzen und den Grafen mit einem Gwaltheib fällen. Charis' frisch erworbenes Schwert fuhr dazwischen und lenkte den Schlag ab. Da hier keine ritterlichen Turnierregeln galten, hatte sie keine Skrupel, ihm aus der gleichen Bewegung heraus gegen die Beine zu treten. Er strauchelte und entging nur mit einer raschen Drehung dem tödlichen Hieb. Sein

Gefährte verlor den Mut und nahm die Beine in die Hand. Der letzte Angreifer sah sich plötzlich zwei Klingen gegenüber, und das war zuviel für ihn. Auch er wandte sich zur Flucht. Charis setzte ihm nach, wütend entschlossen, ihn auch von hinten zu durchbohren. Aber was ihr früher mühelos gelungen wäre, erwies sich nun als unmöglich. Beim ersten Satz bereits knickte ihr rechts Bein schmerzhaft ein, und sie mußte darum kämpfen, nicht der Länge nach hinzufallen und ihrerseits ein leichtes Opfer zu werden. Sie knirschte bitter mit den Zähnen und war dankbar, daß Jolan höflich an ihr vorbei sah, als sie zurückhumpelte.

Der Kampf auf dem Weg hatte sein Ende gefunden; die Angreifer waren so plötzlich wieder verschwunden, wie sie gekommen waren. Vier von Jolans Gefolgsleuten lagen in ihrem Blut, drei tot, der vierte sterbend. Daß einer von den Toten der Wassermeister war, erfüllte Charis mit grimmiger Genugtuung.

„Ob sie noch einmal kommen?“, fragte einer der Krieger, während er sich eigenes wie fremdes Blut von der Stirn wischte.

„Kaum“, sagte ein anderer. „Sie waren nicht so viel mehr als wir, und den Vorteil der Überraschung haben sie verspielt.“

„Seltsam, daß sie uns überhaupt angegriffen haben“, murmelte Jolan. Er hatte sich das Kurzschwert unter den Armstumpf geklemmt und reinigte es mühsam mit der linken Hand, ohne sich helfen zu lassen. „Man sollte meinen, daß sie leichtere Beute vorziehen würden als ein Dutzend Reisiger. Kjern, sieh nach meinem Braunen. Ich fürchte, er hat beim Sturz ein Bein gebrochen.“

Charis ging mit dem jungen Knappen und fand die graue Stute verängstigt, aber unverletzt. Um den Braunen sah es schlechter aus. Er würde nie wieder stehen. Kjern nestelte nervös an dem Dolch, den er im Gürtel trug. Charis, die dem toten Räuber Wehrgehenk und Scheide abgenommen hatte und das erbeutete Schwert an seinen Lumpen reinigte, schüttelte den Kopf.

„Dein Herr wird das selbst machen wollen.“

Der Junge nickte, und da erst verstand sie seinen Blick und begriff,

---

**„...Wir haben gegen die vereinigte Macht der Liga gewonnen, und Urias ist nur ein kleiner Teil von ihr. Es geht lediglich um die Frage, ob er rechtzeitig zur Vernunft kommt oder vernichtet werden muß...“**

---

aber mit ihr selbst beschäftigt hatten. Als ihr klar wurde, was passierte, blieb nicht mehr viel Zeit zur Reaktion. Jolan aus dem Sattel zu reißen, war gefährlich, denn es konnte sie in die Schußbahn bringen. Sie spornte stattdessen die graue Stute, zerrte ihren Kopf nach links und trieb sie gegen den Braunen. Jolan schrie vor Wut und Überraschung, der Braune wieserte schmerzvoll, und der Pfeil zischte knapp an ihnen vorbei. Noch während sie in einem Gewirr von menschlichen Gliedern und Pferdehufen alptraumhaft langsam zu Boden gingen, brach hinter ihnen das Chaos los. Charis prallte mit der Schulter auf, biß sich vor Schmerz in die Lippe und wandte den Kopf nach Jolan. Er lag bis zur Hüfte unter seinem Tier, das mit den Hufen um sich schlug, aber nicht mehr auf die Beine kam. Sein Gesicht war bleich, aber seine linke Hand tastete schon nach dem Schwert. Sie kam ihm zuvor, sah in seinem flackernden Blick erst Angst

daß er ihretwegen nervös war und nicht, weil er fürchtete, dem Tier den Gnadenstoß geben zu müssen. Er dachte daran, daß sie eine Klinge in der Hand hatte und ein halbwegs gutes Pferd in Reichweite, daß Jolans Männer mit sich selbst beschäftigt waren und der Wassermeister ihr nicht mehr nachspüren konnte.

„Ihr seid eine ausgezeichnete Reiterin“, sagte er leise, ohne den Dolchgriff loszulassen.

„Und du warst der, der Jolan gerettet hat?“

Er nickte. Charis stieß das Schwert in die Scheide.

„Ihr werdet eines Tages ein berühmter Ritter sein“, meinte sie und erwies ihm Respekt, indem sie eine Anrede verwandte, die ihm noch nicht zustand. Er atmete freier, und sie dachte, daß es um den vielversprechenden Knaben schade gewesen wäre, wenn sie ihn erschlagen hätte, um zu fliehen. Aber sie hatte es nicht einmal für einen Augenblick erwogen, so wenig, wie sie gezögert hatte, den Todesstreich von Graf Hyerns Haupt abzuwenden. „Werde ich zu edelmütig?“, fragte sie sich selbst. „Bin ich schon so alt, als würde ich meine Jahre nach normalem menschlichem Maß zählen?“

Jolans Miene war ernst, als er dem verletzten Pferd über die Nüstern strich. „Vier Männer verloren, und nun auch dieses Tier“, murmelte er. „Das war ein teurer Sieg!“ Er wandte das Gesicht zur Seite, als er den Dolch zog, aber sein Stoß war trotzdem trefflich gezielt. Ein kurzes Zucken, und der Braune lag still. Jolan stand auf, mit steifen, langsamen Bewegungen, als sei er müde. „Ohne Euch wäre es mich noch teurer gekommen. Ich verdanke Euch mein Leben, Edle Charis.“

„Ihr wart anständig und höflich zu mir. Das ist der eigentliche Grund, warum Ihr noch lebt.“ Sie hielt ihm das Schwert in der Scheide hin. Er griff nicht danach.

„Dann laßt mich weiterhin höflich sein. Behaltet die Klinge. Sie ist Eure Beute.“

„Ich bin eine Gefangene“, wandte sie ein.

„Da ich Euer Wort akzeptiert habe, traue ich Euch mit einer Waffe an der Seite ebenso, wie wenn Ihr waffenlos wärt.“ Er stieß ein kurzes, trockenes Lachen aus.

„Sollten die Bastarde noch einmal kommen, wäre es vielleicht auch von Vorteil, wenn Ihr gleich ein Schwert hättet und nicht erst danach suchen müßtet.“

Charis lächelte.

„Wer immer sie waren und warum immer sie uns angegriffen haben – ich glaube nicht, daß sie es noch einmal tun werden.“

Der Staub lag wie eine Maske auf dem Gesicht des Reiters. Dennoch erkannte Jolan ihn.

„Gernet! Gernet von Kaipur! Kommt zu uns, Mann, und seid uns willkommen!“

Der Ritter war zusammengesuckt, als er seinen Namen hörte, aber dann sah er den Grafen, faßte sich und trat an den roh gezimmerten Tisch.

„Graf Jolan!“, rief er erfreut. „Es ist lange her! Welch ein Zufall, Euch hier zu sehen!“

Kjern rückte einen Schemel herbei und wartete artig, bis der Ankömmling sich gesetzt hatte. Dann lief er um einen neuen Becher.

„Ihr trinkt einen Schluck Roten mit uns“, sagte Jolan. „Aber erst werdet Ihr Wasser haben wollen, nehme ich an?“

„Gleich den Wein! Ich kann ihn gebrauchen!“

Der Knappe schenkte ein, und Gernet nahm einen tiefen Schluck. Dann beugte er sich vor und senkte seine Stimme verschwörerisch.

„Ihr seid auf dem Weg nach Caer Yol?“

„Ja, auf Befehl Denards.“ Er warf Charis einen Seitenblick zu. „Ihr kennt Charis von Neu-Iblis? Der Kaiser wünscht sie zu sehen, und ich geleite sie.“

Gernet schaute sie an, nicht unfreundlich, aber mit einer gewissen Reserviertheit. Dann wandte er sich an Jolan und fragte offen: „Traut Ihr ihr? Sonst wäre es besser, wir sprächen unter vier Augen.“

„Ich glaube nicht, daß es noch bedeutsame Kriegsgeheimnisse gibt“, lächelte Jolan.

„Hm. Das vermag ich nicht zu sagen. Ich kann Euch nur sagen, daß entweder der verdammte Krieg nicht zuende ist oder der dreimal verdammte Frieden schlimmer werden könnte als der Krieg es jemals war. Wenn ich Ihr wäre, Jolan von Hyern, würde ich nicht nach Caer Yol reiten, kaiserliche Befehle hin,

kaiserliche Befehle her. Ich bin froh, daß ich aus diesem Rattennest heraus bin. Der Teufel herrscht dort!“

„Was ist geschehen?“

Gernet leerte seinen Becher und ließ gleich nachschenken.

„Denard hat tagelang mit dem Fürstenrat verhandelt. Er wollte, daß sie Urias zur Raison bringen. Schließlich haben sie dem Hund eine gemeinsame Einladung geschickt, und zur Überraschung aller hat er angenommen. Er ist zur Vernunft gekommen, dachten die meisten. Wir hätten eher auf die hören sollen, die ihn einer Teufelei verdächtigten.“

Wie auch immer, er kam. Ein uralter Mann mit einer zahmen Ratte auf der Schulter. Denard empfing ihn mit großem Pomp und viel Freundlichkeit. Den Kerl ließ das alles ungerührt, er verschmähte Brot und Salz ebenso wie jede Erfrischung. Dann sprach er, und beim grundgütigen Ghu, es klang, als spreche der Tod persönlich. Er sei nicht wichtig, sagte er, ein alter Mann an der Schwelle zum Grabe. Und er sei auch nicht der, für den ihn alle hielten, sondern nur ein bedeutungsloser Diener. Für wenige Minuten einen Fürsten spielen zu dürfen, das sei ihm den Rest seines Lebens wert gewesen, und den Feinden seines Herrn den Tod zu bringen, das sei sein größtes Glück. Und mit diesen Worten brach er zusammen, verdrehte die Augen und streckte die Zunge weit aus dem Mund.

Jolan, ob Ihr es glaubt oder nicht, seine Zunge war schwarz. Und das Gift, das er genommen hatte, war so stark, daß noch in der gleichen Stunde auch sein Gesicht schwarz wurde und er qualvoll starb. Eine üble Beleidigung. Aber vielleicht nicht nur eine Beleidigung. Das Gift muß auch ein Zauber gewesen sein, von der dunkelsten Art. Am nächsten Morgen waren vier Männer tot, die an der Audienz teilgenommen hatten. Ihre Gesichter waren bläulich-schwarz, und sie waren qualvoll erstickt. Seitdem gehen Dämonen in Caer Yol und unserem Feldlager um. Menschen sterben wie die Fliegen, und die Wassermeister rennen herum wie aufgescheuchte Hühner, aber ihre Beschwörungen sind machtlos. Mich hat der Kaiser mit einer Eilbotschaft in die Hauptstadt geschickt. Ihr tötet mir einen Gefal-

len, wenn Ihr mir ein frisches Pferd geben würdet. Ich will mit Euch ehrlich sein, mein Gaul ist kein Ersatz dafür, denn ich fürchte, ich habe ihn zuschanden geritten. Aber Denard wird Euch reichlichen Ersatz leisten.“

„Wir können leicht eines entbehren“, sagte Jolan. „Wir hatten einen Überfall unterwegs, und er hat uns mehr Männer als Pferde gekostet.“

„Dann will ich gleich weiter.“ Gernet schwankte, als er aufstand, weniger vom Wein als vor Erschöpfung. „Knappe, gib den Pferdeknechten Weisung, sie mögen umsatteln. Jolan, meinen Dank für den Wein. Entschuldigt, daß ich in Eile bin. Ich solle reiten, als seien tausend Teufel hinter mir her, befahl mir Denard persönlich. Und, bei Ghu, ich glaube fast, daß es so ist.“

„Soll ich Euch einen oder zwei von meinen Männern mitgeben?“, fragte der Graf.

„Nein. Allein bin ich schneller.“ Er hatte sich bereits abgewandt, dann drehte er sich noch einmal um: „Denkt daran, was ich Euch sage. Ich würde nicht nach Caer Yol gehen, wenn ich Ihr wäre.“

Charis stand mit einer knappen Entschuldigung auf und folgte dem eiligen Boten. Sie sprach ihn an, während er darauf wartete, daß eines von Jolans Tieren für ihn vorbereitet wurde.

„Gestattet eine Frage, Edler Gernet. Denards Männer, die im Feldlager starben – hatten sie schwarze Beulen am Hals, unter den Achseln und an den Hüften?“

In den Augen des Ritters flackerten Haß und Angst.

„Ihr kennt die Teufel, mit denen Urias im Bunde ist?! Ja, Ihr habt recht.“

„Sie fiebern zwei oder drei Tage, sie leiden schlimme Schmerzen, sie sprechen wirres Zeug und sterben dann entkräftet?“

„Das weiß ich nicht. Aber daß es ein scharfes und grausames Gift ist, das sie hinrafft, das glaube ich schon.“

„Wißt Ihr, welches Gift es ist? Was hat Denard Euch aufgetragen?“

„Hexe!“, zischte Gernet. „Es ist Euer Freund, der auf diese heimtückische Weise mordet. Ich denke, daß Ihr mehr darüber wißt als ich. Und ich habe den Boteneid geleistet. Es kostet mich die silbernen

Sporen, wenn ich ihn breche. Aber Jolan ist ein guter Mann. Er sollte nicht nach Caer Yol gehen.“

Sie nickte.

„Ich danke Euch, Edler Gernet. Reist mit Ghu.“

Er nickte verbissen und sprang in den Sattel. Sie sah ihm nicht nach, wie er in halsbrecherischem Tempo davonsprengte. In dem Gasthaus waren zu viele Leute, und so wartete sie, bis Jolan das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Gernet hatte recht“, sagte Charis, als sie sich vergewissert hatte, daß niemand außer dem Grafen sie hören konnte. „Ich weiß jetzt, was Urias getan hat. Ihr müßt Caer Yol meiden wie die Pest.“

„Weshalb?“

„Weil es nichts anderes ist als das. Urias hat die Ratten losgelassen, die Ekeltiere, seine Lieblinge. Das ist, woran er seit Jahren arbeitet, eine

---

**„Ich glaube nicht,  
daß es noch  
bedeutende  
Kriegsgeheimnisse  
gibt“,  
lächelte Jolan.**

---

ebenso grausame wie wirkungsvolle Vision. Ich habe einfach nicht glauben können, daß es funktioniert. Aber er scheint einen Weg gefunden zu haben. Oh ja, einen sehr wirksamen Weg!“

Jolan hielt an und hob gleichzeitig die Hand, um sein Gefolge zu stoppen.

„Erzählt mir mehr davon“, verlangte er, und zum ersten Mal seit ihrer Begegnung auf Burg Hohenbach verstand sie, warum Denard ihn zum Kommandanten über tausend Männer gemacht hatte.

„Wenn Ihr die Zeit hättet, würde ich Euch empfehlen, alte Chroniken zu lesen. Es ist eine Krankheit, die vor tausend Jahren zum ersten Mal beschrieben wurde. Sie ist ein paar hunderte Jahre immer wieder aufgetreten, hat wild gewütet und ist dann erloschen. Seit einer Reihe von Generationen schien es sie nicht mehr zu geben, nur in dem

Gebiet jenseits der Berge, das sogar die Fürsten der Liga kaum kennen und meist gemieden haben. Ich weiß, daß Urias danach geforscht hat. Ich hatte gedacht, daß ein solches Projekt unmöglich wäre, und selbst wenn es möglich wäre, so würde kein Mensch von Verstand es jemals nutzen, weil es Freund wie Feind heimsucht. Aber ihm ist das Undenkbare geglückt, und er war verzweifelt oder verrückt genug, diese Waffe einzusetzen. Die Pest hat vor tausend Jahren jeden zweiten Menschen in der bekannten Welt hingerafft, und sowohl Ärzte als auch Zauberer waren fast hilflos dagegen. Spätere Epidemien waren nicht ganz so verheerend, aber sie haben noch immer die Kraft gehabt, Dörfer und Burgen restlos zu entvölkern und Städte zu Wüsteneien zu machen. Caer Yol und Euer Heer ist dem Verderben geweiht, aber dabei wird es nicht bleiben. Wenn das Feuer sich ausbreitet, gibt es kaum noch Sicherheit. Dann bricht über das Gebiet der Liga wie das Reich eine Apokalypse herein, gegen die der Krieg mit all seinen Folgen wie das Spiel böswilliger Kinder wirken wird.“

„Und es gibt keinen Schutz dagegen?“

„Nur zwei, sagten vor Jahrhunderten die Gelehrten. Feuer oder Flucht. Ein in seiner Zeit bedeutender Arzt faßte es mit drei Worten zusammen: Schnell, weit, spät. Schnell fliehe, wenn sie auftritt, weit gehe, und spät komm zurück, nachdem sie erloschen ist.“

„Unsinn! Denard hat Priester und Ärzte und die besten Wassermeister des Reiches. Welchen Zauberer auch immer die Liga im Krieg anzuwenden versucht hat, sie haben ihn früher oder später vereitelt oder gebrochen. Sie werden auch damit fertig.“

„Wunschdenken, mein Graf. Die Macht der Krankheit ist die der Schlange Lehern, das ist das Fieber, das Feuer. Denards Wassermeister sind ihr gegenüber so hilflos wie Priester und Ärzte. Urias' Element ist der Wind, und das Übel, das er in die Welt gesetzt hat, wird sich mit der Schnelligkeit des Windes verbreiten. Wasser wird es vielleicht aufhalten – wenn Ihr auf einer Insel wärt und niemanden landen ließe. Feuer könnte es bekämpfen, nicht einmal ich weiß genau wie. In einer gut bevölkerten Stadt, in einem

Heerlager wird die Krankheit schlimmer wüten als Pfeile und Schwerter einer feindlichen Armee.“

Jolan war nachdenklich geworden, aber er wankte nicht in seinem Entschluß.

„Ich habe meine Befehle. Mein Platz ist an der Seite des Herrn, dem ich diene. Ich reite nach Caer Yol.“ Er schaute sie an und fing ihren Blick auf, der weder erstaunt noch böse war, sondern mitleidig. Nach einem kurzen Zögern fragte er: „Charis, möchtet Ihr, daß ich Euer Wort löse? Ich würde Euch die Flucht ermöglichen. Wenn Ihr recht habt, wäre das vielleicht klug. Wenn ihr Euch allerdings irrt, dann kann ich Euch Denard gegenüber nicht rechtfertigen, dann werdet Ihr die Folgen zu tragen haben.“

„Wenn er noch lebt, wird er andere Sorgen haben, als mich jagen zu lassen“, sagte sie bissig. „Aber wenn Ihr bereit seid, nach Caer Yol zu gehen, dann werde ich nicht feige fliehen.“

„Wir reiten weiter“, entschied Jolan.

Der Ochsenkarren stand auf der Mitte des Weges. Das Tier im Joch hielt müde den Kopf gesenkt. Der Mann auf dem Bock schien zu schlafen. Jolan hielt an.

„Eine Falle?“, fragte er.

„Ich denke an etwas anderes“, erwiderte Charis. „Laßt mich nachsehen.“

Nach kurzem Zögern erlaubte er es. Sie ritt dichter heran. Der Mann schlief nicht, sondern er war tot. Und von ihm ging ein unangenehmer Geruch aus. Er verstärkte sich, als sie vom Sattel aus sein einfaches Wams aufriß. Der Körper war bereits steif, so daß die Arme sich nicht bewegen ließen, aber sie sah trotzdem genug. Mit einem Fluch riß sie die Stute herum und sprengte zurück.

„Das Übel verbreitet sich schnell“, berichtete sie dem Grafen. „Es wird nicht mehr möglich sein, ihm Einhalt zu gebieten. In Caer Yol wartet ein vieltausendfacher Tod. Wollt Ihr wirklich dorthin?“

„Ich will nicht, ich muß. Aber meine Männer sollen gewarnt sein, sie sollen wissen, was sie vielleicht erwartet. Erzählt ihnen, was Ihr mir gesagt habt, Edle Charis.“

Er rief sie zusammen, und sie

folgte seinem Wunsch und wiederholte mit knappen Worten, was geschehen war und welche Schlüsse sie daraus zog. Der Ritter, der Knappe, fünf Reisige und zwei Pferdeknechte standen im Halbkreis und lauschten teils verständnislos, teils mit wachsender Besorgnis.

„Ich verüble es keinem, wenn er gehen will“, sagte Jolan, als Charis geendet hatte. „Ich für meinen Teil habe einem Ruf meines Herrn zu folgen, und eine Krankheit oder böser Zauber soll mich nicht hindern. Denn ich denke, wenn die Edle Charis sich nicht irrt, dann wird es bald in Hyern nicht weniger gefährlich sein als in Caer Yol oder wo auch immer. Doch das liegt bei euch. Wer mir weiterhin folgen will, der tue es also, und wer Angst hat, gehe, ohne Strafe zu befürchten.“

---

**„Das Übel verbreitet sich schnell“, berichtete sie dem Grafen. „Es wird nicht mehr möglich sein, ihm Einhalt zu gebieten.“**

---

Mit diesen Worten trieb er sein Pferd voran, im großen Bogen um den führerlosen Karren reitend. Charis blieb an seiner Seite und sah sich so wenig um wie der Graf selbst. Erst nach einer Weile hörte sie Hufschläge, und ihr feines Ohr registrierte drei Tiere. Drei von neun, die Packtiere nicht mitgerechnet. Erst nach der nächsten Wegbiegung schaute sie sich beiläufig um, um zu sehen, wer von seinen Begleitern Jolan geblieben war. Kjern, der Knappe, war dabei – was sie erwartet hatte –, einer der Reisigen und überraschenderweise auch ein Pferdeknecht, ein Mann, der noch nicht einmal dem Stand der Freien angehörte.

Sie fragte sich, wer von diesen Männern die nächsten Tage, die nächste Woche oder den nächsten Monat überleben würde.

Sie rasteten im freien Feld, den Schein eines Feuers als Barriere gegen die Dunkelheit um sie herum. Wie selbstverständlich teilte Jolan auch Charis für eine Wache ein, und sie empfand ein Gefühl von Zugehörigkeit.

Sie schlief schlecht und träumte von Ratten, von Fieber und einem bleichgesichtigen Tod. Als sie aufwachte, war sie schweißgebadet, als hätte sie zum ersten Mal in ihrem Leben Fieber. Bis zum Morgengrauen wälzte sie sich unruhig von einer Seite zur anderen, ohne wieder einschlafen zu können.

Die Dörfer, durch die sie kamen, waren still und wirkten wie ausgestorben. Sie waren es allerdings nicht, oder nicht ganz, denn oftmals schauten Menschen aus den kleinen Fenstern oder heimlich hinter Ecken hervor. Jolans Gruppe machte weder Halt noch wurde sie aufgehalten oder zum Bleiben eingeladen. Einmal sahen sie einen regungslosen Mann in der offenen Tür seines Hauses liegen, und Jolan zügelte sein Pferd. Er wirkte unschlüssig.

„Wollt Ihr ihn begraben?“, fragte Charis hart. „Ihn und den nächsten und den übernächsten und all die anderen, so lange, bis Ihr keine Kraft mehr habt, den Spaten zu führen? Fangt mit einem an, und mit welchem wollt Ihr aufhören?“

Jolan schaute bekümmert.

„Ihr habt recht. Wir dürfen uns nicht aufhalten lassen.“

Auch die nächste Nacht schliefen sie unter freiem Himmel und hatten Glück, daß das Wetter sich hielt.

Dann erreichten sie Caer Yol.

Vor der mauerumgürteten Stadt, der größten und schönsten im Gebiet der ehemaligen Liga, lag eine zweite, eine Stadt aus Zelten. Das Lager sah aus wie das einer geschlagenen Armee, bevor der siegreiche Feind es plündert. Nur daß es hier keinen siegreichen Feind gab ... Zelte standen schief oder waren umgeworfen, von anderen zeugten nur noch verbrannte Stellen im Gras. Waffen und Ausrüstung lagen herum, ein herrenloses Erbe, das vielleicht verrostet war, bevor jemand es in Besitz nehmen mochte. Die Luft war faulig und süß von Verwesungsgeruch. Sie mußten die Pferde fast gewaltsam vorantreiben.

Das Südtor, das auch das Kriegstor genannt wurde, war verschlossen. Jolan stellte sich in die Steigbügel und rief nach der Wache. Er mußte lange rufen, bevor eine kleine Luke in der Seitenpforte aufging und ein stoppelbärtiger Krieger herausschaute.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ fragte er. „Von draußen nach drinnen wollte schon lange keiner mehr...“

„Ich bin der Graf von Hyern im Auftrag unseres Kaisers. Laß uns herein!“

Der Wächter musterte die kleine Schar, die nach einer langen Reise und zwei Nächten im Freien nicht mehr sehr hoheitlich aussah.

„Seid Ihr sicher, daß Ihr hinein möchtet, Graf? Denard ist fort. Keiner weiß, wohin. Vielleicht ist er auch tot. Die Armee, die er nach Norden schickte, besteht nicht mehr – ihre traurigen Überreste machen die letzten noch offenen Kaschemmen unsicher oder sind in alle Winde verstreut. Dies ist eine sterbende Stadt, fiebrig und verrückt. Was aus denen wurde, die fortgegangen sind, bevor wir die Tore geschlossen haben, weiß ich nicht. Aber von denen, die seither gekommen sind, leben nicht mehr viele.“

„Die Tore sind geschlossen?“, fragte Charis. „Das heißt, daß ihr niemanden hinauslaßt?“

Der Mann musterte sie mit Interesse, als er erkannte, daß eine Frau bei ihnen war. In Reisekleidung, mit kurzgeschnittenem Haar und staubbedecktem Gesicht mußte er sie bei flüchtiger Musterung für einen jungen Mann gehalten haben.

„So lautet mein Befehl. Obwohl ich nicht weiß, ob er noch einen Sinn macht.“

„Dann solltet Ihr Euch reiflich überlegen, ob Ihr hinein wollt“, sagte sie zu Jolan. „Nützt Ihr Eurem abwesenden Herrn, wenn Ihr Euch einsperren laßt?“

„Nütze ich ihm, wenn ich draußen bleibe? – Sag, wer führt das Kommando, wenn es überhaupt noch eines gibt?“

„Der Oberst Vandeel. Aber verlaßt Euch nicht darauf, daß es morgen noch so ist. Wir sind verflucht, und wer nicht gestorben ist, steht am Rande des Wahnsinns.“

„Öffne uns, Mann. Was immer vorgeht, ich muß mir ein eigenes

Bild machen.“

Die Pforte knarrte, als seien ihre Angeln bereits durch seltenen Gebrauch angerostet. Hohl klang der Schlag der Pferdehufe in dem engen, gepflasterten Durchgang. Jolan ließ Thom, den Pferde knecht, mit ihren Tieren zurück.

Die meisten Straßen waren leer, aber einmal mußten sie sich ihren Weg beinahe erkämpfen, als ihnen ein ausgelassen feiernder Mob entgegen kam, Männer und Frauen bunt gemischt, hysterisch, betrunken. Einer sank direkt vor Jolans Füßen zusammen, zuckte, keuchte und erbrach schaumiges Blut. Mit dem Ausdruck des Ekels schritt der Graf über ihn hinweg. Die ihnen entgegenkamen, machten scheu Platz, umgingen den Gestürzten und waren für wenige Augenblicke stiller. Hinter ihnen brandeten Gelächter, Gejohle und trunkener

---

### **...Zelte standen schief oder waren umgeworfen, von anderen zeugten nur noch verbrannte Stellen im Gras.**

---

Gesang wieder auf. Charis meinte, hinter leeren Fensterhöhlen den Tod lauern zu sehen. Es war keine ganz abwegige Vision.

Vor dem Stadthaus, wie der Palast von Caer Yol genannt wurde, brannten mächtige Feuer, hinter denen Wachen patrouillierten. Jolans Name und Rang machten auf sie wenig Eindruck. Sie hatten Befehl, niemanden näher als auf Rufweite herankommen zu lassen, und gespannte Bogensehnen unterstrichen ihre Drohungen. Nach einigem Hin und Her fand sich einer bereit, den Obersten Vandeel wenigstens von der Ankunft des Grafen zu unterrichten.

Vandeel war ein Haudegen, der Jolans Vater hätte sein können. Das Gesicht unter dem grauen Haarkranz war gerötet wie von Erregung oder langem, übermäßigem Weingenuß. Er blieb zwischen zwei lodernnden Holzstößen stehen und

duldete nicht, daß Jolan sich ihm weiter näherte als bis auf fünf Schritt.

„Nichts für ungut, Graf“, entschuldigte er sich rauh. „Noch ist keiner hier im Hause krank, und ich will, daß es so bleibt. Findet die Seuche erst einmal Einlaß, so kann sie uns alle hinraffen. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welcher Schrecken hier herrscht.“

„Ich kann mir vorstellen, daß der Schrecken ansteckender ist als die Pest“, versetzte Jolan bissig. „Wo ist der Kaiser, wo sein Stab?“

„Teils tot, teils geflüchtet, Ghu weiß wohin. General Oswald bekam das Kommando über die Stadt, aber er starb. Mit dem Rest der Truppen, die Denard gegen Urias schickte, kam General Amon zurück, aber er redete bereits wirres Zeug und war schwarz am ganzen Körper, als sie ihn auf der Bahre hertrugen. In der Nacht darauf starb er. Seither sorgt jeder für sich, so gut er kann, und ich versuche, Denards letzte Befehle zu befolgen. Ob es Sinn hat oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Mehr weiß ich nicht.“

„Die Stadt ist gesperrt?“

„Das wünschte der Kaiser ausdrücklich. Ich stand neben Oswald, Ghu sei seiner Seele gnädig, als er den Befehl erhielt.“

„Und Amon wurde in den Norden geschickt, um Urias auszuzüchern?“

„Aye. Aber seine Mission scheiterte. In einer einzigen Nacht sollen fünfhundert seiner Männer gestorben sein. Trotzdem rückten sie zu den Pässen vor. Aber dann wurden sie von Banden immer wieder aus dem Hinterhalt angegriffen, der General wurde krank, und sie verloren den Mut. Es waren fünfhundert von viertausend, die zurück kamen, und wo der Rest ist, weiß Ghu allein.“

„Über Denards Schicksal ist nichts bekannt?“

„Er reiste nach Süden, kurz bevor es richtig schlimm wurde, mit einem kleinen Gefolge und sehr in Eile. Manche glauben, daß er nach einem Gegenzauber gegen dieses Verhängnis sucht, aber die meisten meinen, daß er klug genug war, um rechtzeitig zu fliehen.“

„Feuer oder Flucht“, murmelte Charis halblaut, und Jolan warf ihr einen Seitenblick zu.

„Dann ist meine Mission vorläu-

fig beendet“, erklärte er. „Vandeel, sagt mir, was ich tun soll.“

„Was weiß ich, Graf! Fragt die Hexe, die Euch begleitet. Sie sollte wissen, was Urias über uns gebracht hat und ob es Hilfe dagegen gibt. Ich weiß nicht mehr, worauf ich hoffen soll. Ich denke, die Welt wird untergehen, wenn es lange genug so weitergeht.“

„Nun, Edle Charis? Wißt Ihr Rat?“

„Kaum einen, der Euch gefallen wird, Graf. Die Krankheit wird wüten, bis sie von selbst ihre Kraft verliert. Wochen vielleicht, Monate, im schlimmsten Fall Jahre. Und wenn es nachläßt, kann Urias es neu entfachen, so lange, bis es nicht mehr genug Menschen gibt, die Ansteckung von Ort zu Ort zu tragen. Denard hatte recht, ihn töten lassen zu wollen. Es war nur dumm, ein Heer zu schicken. Wollt Ihr mit vier Mann nachholen, was viertausend nicht geschafft haben?“

„Ich weiß es nicht. Werdet Ihr mir helfen?“

Die kühle Sicherheit, die sie empfand, als sie ihre alten Feinde in Schwierigkeiten sah, schwand. Sie erappte sich dabei, wie sie an ihrer Unterlippe kaute, eine Schwäche, die sie haßte, ohne sie gänzlich überwinden zu können.

„Laßt mir Zeit bis morgen“, bat Charis.olan zögerte, zuckte hilflos die Schultern und nickte dann.

Viele Stunden nach Mitternacht, nur kurz vor dem Morgengrauen, fand er sie in einer der wenigen Schänken, die noch geöffnet waren. Es war ein heruntergekommenes Loch, in dem bei schummrigen Kerzenschein hier und da eine Ratte über die Tische huschte. Drei Zecher saßen nahe des Eingangs, wachsam trotz ihrer Trunkenheit und der fortgeschrittenen Stunde. Ihre Blicke wurden lauernd und ihre Haltung halb feindselig, als sie Jolans angesichtig wurden. Er ignorierte sie und ging auf den Tisch weit hinten zu, auf die einsame Gestalt, in der er Charis mehr erspürte als erkannte. Sie hob ihren Becher und leerte ihn mit einer ruckartigen Bewegung, ohne Jolan anzuschauen.

„Keine sehr angemessene Umgebung“, stellte er trocken fest, bemüht, in seine Stimme weder Vorwurf noch Verachtung zu legen.

„Die, die ich mir leisten kann. Der Wein ist schlecht, aber er kostet mich nichts. Ich habe ihn hier frei, weil ich Charis von Neu-Iblis bin, die Denard auf seinen großwüchsigem Schwanz getreten hat. Die Leute hier sind keine Royalisten.“ Ihre Stimme war gänzlich klar, aber Jolan erkannte, daß sie betrunken war. Er setzte sich ihr gegenüber und kümmerte sich nicht darum, daß er dem Raum den Rücken zuwandte, wie er es sonst an einem solchen Ort nie getan hätte, nicht, wenn er allein war, und schon gar nicht, seitdem er die Linke als Schwerhand benutzen mußte.

„Berengar geht es schlecht. Er fiebert und kann kaum atmen.“

Sie brauchte offenbar einige Zeit, um mit dem Namen das Gesicht des Reisigen zu verbinden. Dann langte sie nach dem Krug, wollte

---

**„Aye. Aber seine Mission scheiterte. In einer einzigen Nacht sollen fünfhundert seiner Männer gestorben sein.“**

---

den Becher vollschenken und stellte fest, daß kein Wein mehr da war.

„He, Wirt!“ rief sie. „Bring Wein für meinen Gast und mich!“

Niemand kam, und als sie die Aufforderung lautstark wiederholte, geschah noch immer nichts. Einer der Männer vom Eingang stand auf, den eigenen Krug in der Hand. Er war ein grobschlächtiger Kerl, narbig und wahrscheinlich ein Verbrecher, aber er näherte sich in einer ehrerbietigen, fast schüchternen Weise.

„Der Wirt ist wohl schlafen. Oder er ist krank – er fühlte sich nicht ganz wohl. Nehmt einen Schluck von meinem.“

Charis dankte ihm mit einem freundlichen Nicken und ließ ihren Becher füllen. Sie kostete und schüttelte sich leicht.

„Schlimmer als das, was ich vorher bekam“, murmelte sie. Dann, zu Jolan gewandt: „Ihr seht, Graf,

Krankheit überall. Krankheit, Verderben, Tod. Euer Mann wird sterben. Die, denen es bald schlecht geht, die, die nicht mehr atmen können, die sterben schnell. Die anderen sterben auch, aber meist brauchen sie länger dafür.“

„Könnt Ihr ihm helfen?“

Charis nahm einen tiefen Schluck.

„Ihr wißt, wer ich bin, was ich bin? Eine Hexenkriegerin, eine Tochter der Flamme. Feuer ist mein Element. Fieber ist Feuer. Aber dies ist ein übles Fieber, ein schweres Gift. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich mir selbst helfen könnte, wenn der Hauch der Ansteckung zu mir dringen würde. Vergesst Euren Mann Berengar. Oder schneidet ihm die Kehle durch, das ist wohl gnädiger, als wenn Ihr wartet, ob ich mir selbst helfen könnte, wenn der Hauch der Ansteckung zu mir dringen würde. Vergesst Euren Mann Berengar. Oder schneidet ihm die Kehle durch, das ist wohl gnädiger, als wenn Ihr wartet, ob ich mir selbst helfen könnte, wenn der Hauch der Ansteckung zu mir dringen würde.“

Jolans Zorn wallte auf. Mit der linken Hand griff er nach ihr, bekam ihr Wams zu fassen und zog sie halb über den Tisch. Charis umschloß seinen Unterarm mit beiden Händen, und ihr Griff war sehr kräftig. Ohne an seine Behinderung zu denken, hob Jolan den rechten Arm zum Schlag. Charis lachte. Beschämt, verletzt ließ er sie los. Sie strich ihr Wams glatt, eine an ihr seltsam frauliche Geste, und griff erneut nach dem Becher.

„Hört auf zu trinken“, sagte Jolan barsch. „Sagt mir, was ich tun soll. Warten, bis Thom, Kjern und ich selbst krepieren? Den Kopf unter die Bettdecke stecken und beten, daß es vorüber geht? Oder gibt es etwas, das ich unternehmen kann?“

„Ihr könnt. Zweierlei. Wie ich Euch gesagt habe: Feuer oder Flucht.“

„Laßt die Flucht weg.“

„Dann müßt Ihr nach Caer Dom gehen, der Feste Urias“, und ihn töten.“

„Gibt es dafür überhaupt eine Chance?“

„Ein Heer ist daran gescheitert. Ihr allein würdet auch scheitern. Mit mir zusammen hättet Ihr eine Chance. Aber ich tue es nicht umsonst.“

Jetzt konnte er seine Verachtung nicht ganz verbergen und verstand doch zugleich, was sie tat, hätte an ihrer Stelle wohl nicht anders gehandelt.

„Nennt Euren Preis.“

„Euren Einfluß bei Hofe. Euer Wort in Denards Ohr. Für die

Charis von Neu-Iblis

Herrschaft Neu-Iblis die gleichen Rechte und Freiheiten, die sie in der Liga genossen hat.“

„Mehr nicht?“, fragte Jolan spöttisch. Sie mißverstand ihn.

„Ist das so viel?“, fragte sie bitter. „Ein Tal, eine uralte, halb verfallene Burg, eine Handvoll Dörfer mit noch nicht einmal genug Menschen, um eine Hundertschaft Krieger auszuheben ... Denkt Ihr, daß das Eurem Herren ein zu hoher Preis ist, einen Erzfeind und Verbrecher tot zu sehen, einen Mann, der ein Heer zerschmettert hat, bevor es auch nur die Grenzen seiner Domäne erreicht hat? Der nicht Tausende, nicht Zehntausende, sondern mindestens Hunderttausende auf dem Gewissen und mehr Schaden angerichtet hat als ein Jahrzehnt Krieg?“

„Nein, das ist nicht viel“, sagte er. „Ich bin sicher, mein kaiserlicher Herr wird es gewähren, und ich werde das meine dazu tun, mit meinem Namen, meinem Rang und meinem Einfluß. Vorausgesetzt, wir schaffen es und kommen lebend zurück. Und laßt uns aufbrechen, sobald es geht.“

Charis stand auf. Er hielt sich bereit, sie zu stützen, weil er damit rechnete, daß sie taumeln oder das Gleichgewicht verlieren würde. Sie aber war so sicher auf den Beinen, als hätte sie nur Wasser getrunken. Mit einem flüchtig-freundlichen Kopfnicken ging sie an den drei betrunkenen Halsabschneidern vorbei, und Jolan, der einen Schritt hinter ihr folgte, stellte mit einer Mischung aus Verwunderung und Belustigung fest, wie die drei sich ehrerbietig verneigten. *Gut, daß Denard nicht zufälliger Zeuge so eines Ereignisses ist*, dachte er. *Und gut, daß sie für Neu-Iblis gebeten hat und nicht für sich...*

Er war froh, die Stadt hinter sich zu lassen. Nicht allein, weil er um seine Gesundheit fürchtete, sondern eher noch, weil es ihn bedrückte, dem Elend tatenlos zuschauen zu müssen. Ob das, was sie vorhatten, wirklich eine Erleichterung brachte, eine Wende, war ihm nicht gänzlich klar. Aber es war wenigstens irgendetwas, es beanspruchte ihn und barg einen Kern von Hoffnung.

Sie ritten durch ein nicht ausgestorbenes und noch nicht einmal

sterbendes, aber durch ein schwer erkranktes Land.

„Es wird noch so weit kommen, daß die Lebenden die Toten beneiden“, prophezeite Charis. „Wenn keiner mehr da ist, der nicht wenigstens einen nahestehenden Menschen verloren hat, wenn die Angst alle Bande des Anstandes zerstört hat und keiner mehr keinem vertraut, dann werden viele denken, daß es besser wäre, sie seien gestorben.“

Jolan antwortete nicht darauf, aber er gab seinem Pferd die Sporen und trieb es voran.

Zwei Tage ritten sie geradewegs nach Norden, dann ragte vor ihnen die unüberwindlich scheinende Bergkette auf, und die Straße bog nach rechts weg, in mehr östliche Richtung. Sie näherten sich jenem hintersten Zipfel ligistischen Landes, das Urias gehörte.

Bei der Nachtwache fühlte Jolan sich durch ein klickendes Geräusch

---

**„Ein Heer ist daran  
gescheitert. Ihr allein  
würdet auch  
scheitern. Mit mir  
zusammen hättet Ihr  
eine Chance.“**

---

gestört, nicht unähnlich dem, mit dem ein Specht pocht. Es erklang regelmäßig, mit kurzen Pausen, und dann wieder. Er konnte es nicht einordnen. Es schien nahe zu sein, und das irritierte ihn. Er überlegte, die anderen zu wecken. Charis wälzte sich so unruhig in ihren Decken, als sei sie halb wach oder hätte einen Alptraum. *Es wird sie nicht besonders stören*, dachte Jolan und sagte halblaut ihren Namen. Sie fuhr auf und wischte sich mit der Hand über die Stirn.

„Hört Ihr das?“, flüsterte er. „Was kann das sein?“

„Der Tod“, gab sie heiser zurück. „Er ist in unserer Mitte.“ Sie machte eine undeutliche Bewegung im Sternenlicht, und plötzlich schimmerte in ihrer Linken ein winziges Licht, hell und kalt. Es fiel in Jolans Gesicht, der geblendet die Augen

schloß, tanzte dann wie ein Irrwisch über durch das winzige Lager und haftete schließlich an einer verhüllt schlafenden Gestalt. Es war der Knappe Kjern, der auf der Seite lag und die Beine so weit an den Leib gezogen hatte wie ein Ungeborenes im Mutterleib. Seine Zähne schlugen mit rasender Geschwindigkeit aufeinander.

„Krank?“ fragte Jolan und spürte eine Kälte im Nacken, die fast auch seine Zähne klappern gemacht hätte.

„Ja. Die Schlange Lehern hat ihn gepackt. Sie wird ihn nicht mehr loslassen.“

„Nein!“ beehrte Jolan auf. „Nicht auch er!“

Charis schwieg, und in dem geringen Licht sah er, daß ihre Lippen ein dünner Strich waren und ihre Augen größer, als sie sein durften, schwach schimmernd wie die einer Katze.

„Ihr müßt etwas tun!“, verlangte er. „Helft ihm, rettet ihn!“

An ihrem Zögern erkannte er, daß sein Begehren nicht so unmöglich war, wie sie ihm noch bei Berengar hatte glauben lassen.

„Ihr wißt nicht, was Ihr da von mir verlangt!“

„Tut es!“, beharrte er.

Das Licht kehrte in ihre Hand zurück und wuchs dabei, bis es ähnlich viel Helligkeit verbreitete wie ein flackerndes Feuer. Jolan beobachtete fasziniert diese Manifestation zauberischer Macht. Magie war ihm nicht fremd. Er hielt in seiner Stammburg einen Wassermeister, der nicht so viel schlechter war als die hochgerühmten königlichen beziehungsweise jetzt kaiserlichen. Aber deren Kunst wirkte meist im Verborgenen, weniger spektakulär als das Feuer, über das Charis gebot.

„Ich kann die Macht dieses Fiebers brechen“, gestand sie ein. „Aber stellt Euch das nicht so einfach vor. Es kostet viel Kraft. Könnt Ihr es Euch leisten, mich meine Kraft verschwenden zu lassen? Das müßt Ihr sorgsam bedenken, mein Graf Hyern. Was, wenn ich den Jungen rette, und morgen erkrankt Ihr? Ich würde das gleiche Kunststück nicht zweimal so kurz hintereinander vollbringen können, fürchte ich. Und dann ist da noch der Grund unserer Fahrt. Urias ist ein Meister von Kräften, die er ins Böse gekehrt hat. Da seine und meine Macht voneinander verschie-

den sind, ist es einfacher für mich, uns zu schützen, als für ihn, uns anzugreifen. Wenn ich geschwächt bin, kann das anders aussehen. Ihr spielt auch mit Eurem Schicksal, Jolan von Hyern, wenn Ihr mich nochmals bittet.“

„Er würde nicht zögern, sein Leben auch für Euch zu riskieren, wenn ich es ihm befehlen würde“, versetzte Jolan und merkte im gleichen Augenblick, daß er den Fehler begangen hatte, einen wichtigen Unterschied zu betonen. Kjern konnte er befehlen, Charis nicht. Er setzte erneut an: „Ohne ihn wäre ich tot.“

„Ohne mich auch“, gab Charis kühl zurück.

Er senkte seinen Blick vor dem ihren.

„Ich bin mir dessen bewußt“, sagte er sehr leise. „Ich bin mir auch bewußt, daß Ihr viel mehr tut, als Ihr müßtet, und daß der Lohn, den Ihr dafür erwartet, ein geringer ist im Vergleich zu den Gefahren.“ *Und daß mein Leben für Euch tausendmal wichtiger ist als das eines halbwüchsigen Knappen*, ergänzte er stumm, *und daß Ihr deshalb Angst davor habt, ich könnte der nächste sein und Ihr könntet Euch dann zu sehr verausgabt haben, um mich zu retten*. Laut fügte er hinzu: „Trotzdem bitte ich Euch!“

Sie kroch auf den Knien zu dem Jungen herüber und berührte mit der rechten Hand seine Schläfe. Das Klappern der Zähne ließ nach, hörte dann ganz auf, während Kjern sich unruhig bewegte und sich schließlich ausstreckte. Das kalte Licht nahm die Form einer Flamme an, die aus ihrer Handfläche wuchs wie aus einem Scheiterhaufen. Charis murmelte Unverständliches. So sehr Jolan sich auch bemühte, er konnte nicht nur keines der Worte verstehen, sondern sich noch nicht einmal ein einziges merken, ausgenommen den Namen des Dämons, den Charis für die Natur der Krankheit hielt. Schauernd wurde ihm bewußt, daß sie ihn beschwor. Nun fühlte er doch, wie die Angst in ihm wuchs, und er betete heimlich zu Ghu, daß ihr kein Fehler unterlaufen möge.

Sein Blick trübte sich undklärte sich wieder, und er hatte eine Vision. Im Leib des Jungen ringelte sich eine gewaltige Schlange. Sie durchdrang seinen Körper und spottete dem Gesetz Hohn, daß zwei feste

Körper sich nicht zur gleichen Zeit an der gleichen Stelle befinden konnten. Aber ihre Natur war wohl nicht stofflicher Art, und Jolan sah Schlange und Mensch in einer seltsamen Doppelschichtigkeit, wie ein Palimpsest, dessen unterer Teil durch den oberen durchschimmert und ihn gar zu löschen versucht.

Die Beschwörung tat ihre Wirkung: Die Schlange richtete sich auf und fauchte die Frau an. Als die trockenen Lippen sich teilten, kam keine gespaltene Zunge hervor, sondern ein langer, spitzer Stachel, der in fahlem Gelb leuchtete. Charis' Haltung verriet höchste Konzentration. Noch ein kurzes, knurrendes Wort, und die Schlange wiegte sich vor und zurück, bis sie zustieß. Der Stachel prallte auf die Flamme, wurde von ihm aufgefangen und begann, in sie einzudringen. Beide wurden dabei kleiner. Das Licht wurde immer schwächer. Charis schwankte

---

## Jolan beobachtete fasziniert diese Manifestation zauberischer Macht. Magie war ihm nicht fremd.

---

knien. Ihr Atem ging schnell und pfeifend. Die Schlange zitterte und fuhr zurück. Das Licht wurde wieder stärker – nach einem kaum merklichen Zögern loderte die Flamme mit neuer Kraft empor. Wieder stürzte Lehern sich auf das Licht und versuchte, es mit seinem Stachel zu durchdringen, aufzusaugen. Und wieder hielt das Licht stand, und der mörderische Stachel schmolz dahin, als sei er Eis unter der Sonne. Der mächtige Schlangenleib wand sich aus dem Jungen heraus und versuchte, Charis zu umklammern. Sie ließ es geschehen, hielt nur die Linke weit von sich gestreckt wie einen Schild vor sich. Der Stachel berührte sie nicht. Während das Licht beinahe zu verlöschen drohte, gab die Schlange einen fast menschlichen Schrei von sich und lockerte ihre Windungen.

Erleichtert sah Jolan, wie sie davonschwand und sich in der Dunkelheit aufzulösen schien.

Charis atmete tief ein. Das Licht schwand dahin, und die plötzliche Dunkelheit machte Jolan blind. Er sah nur zwei grüne Augen, die jetzt mehr stumpf und müde als leuchtend waren. Nicht weit davon entfernt war eine Bewegung. Thom, der Pferdeknecht, der die ganze Zeit scheinbar geschlafen hatte, richtete sich halb auf. Erstaunlicherweise schimmerten auch seine Augen im Dunkel.

„Müßt müde sein, Herr“, sagte er. „Schlaft. Ich wache.“

Auf Jolans Netzhaut brannten Reflexe der Vision. Das Bild einer mannslangen Schlange verfolgte ihn bis in den Schlaf.

Brandgeruch weckte Jolan. Er tastete nach dem Schwert, fluchte flüsternd, daß er aus Gewohnheit dazu noch immer den verstümmelten Arm benutzte, und wühlte sich aus den Decken hervor. Thom war dabei, unter einem winzigen Kupferkessel ein Feuer zu entfachen.

„Keine Sorge“, sagte er. „Trockenes Holz, kein Rauch, niemand sehen. Sie sagen, machen heiße Suppe für Jungen.“

In der Art, wie er das „sie“ betonte, schwang etwas mit, das Jolan nicht genau verstand, aber gefühlsmäßig nachempfinden konnte. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. Charis wachte mit der Übergangslosigkeit eines wilden Tieres auf.

„Der Junge wird ein paar Tage brauchen, bis er wieder auf den Beinen ist. Wir müssen weiter. Thom bleibt zurück und kümmert sich um ihn.“

Die Art, wie sie bestimmte, geradezu befahl, reizte Jolan zum Widerspruch.

„Und was, wenn Thom erkrankt? Kjern wäre hilflos und würde zugrunde gehen.“

„Thom wird nicht krank. Oder, Thom?“

„Thom nie krank“, bestätigte der Knecht. „Aufpassen auf Jungen. Wenn ganz gesund, gehen zurück nach Stadt und warten auf Herrn und Edle Frau.“

Jolan vermochte nicht zu sagen, warum, aber er war plötzlich beruhigt. Charis rollte ihre Decken zusammen und band sie hinter dem Sattel fest.

„Wir wollen es hinter uns bringen“, sagte sie.

„Hinter jenem Paß liegt die Domäne von Dom, Urias' Reich. Der Paß ist bewacht – seht Ihr den Turm, der sich an die Klippe schmiegt? Wir werden einen Schleichpfad nehmen müssen, der für Pferde unpassierbar ist.“

„Hm!“, machte Jolan unwillig. „Das hättet Ihr mir früher sagen können, Edle Charis!“

„Macht es einen Unterschied? Die Wahl wäre die gleiche geblieben. Von den Bergen bis Caer Dom ist es nur ein Tagesmarsch, anderthalb, wenn wir uns Zeit lassen und Patrouillen ausweichen. Das ist auch ohne die Tiere zu schaffen.“

„Gut, aber was machen wir mit ihnen?“

„Wir töten sie.“ Charis' Stimme war hart. Bevor Jolan seinen Protest in Worte gefaßt hatte, erklärte sie: „Sie freizulassen wäre die Alternative. Aber ich bin sicher, daß Urias' Suchtrupp im Vorland seiner Herrschaft hat, um Informationen zu sammeln und eventuelle feindliche Bewegungen aufzuspüren. Seine Schergen würden die Tiere finden und sich fragen, wo die Reiter sind. Vielleicht ist einer unter ihnen, der an mehr denken kann als an Fressen, Saufen und Huren. Er könnte eine Antwort finden, die zu nahe an der Wahrheit liegt.“

„Sie könnten entlaufen sein. Oder die Besitzer könnten der Suche zum Opfer gefallen sein und die Tiere herrenlos hinterlassen haben. Die Späher werden nicht viele Fragen stellen, sondern sich über die leichte Beute freuen.“

„Das ist möglich, aber nicht gewiß. Der sichere Weg ist, sich ihrer endgültig zu entledigen, so schade es auch sein mag.“ Ihr Gesicht wurde weicher. „Ich bin die jüngste Tochter eines Hauses, das drei Söhne hat, und mein Vater war ein Fremder. Ich habe nie Land oder Geld gehabt, Pferde waren mein einziger Besitz, bis Assanek mir ein Kommando übertrug. Mir tut es nicht weniger weh als Euch, aber unsere Mission ist zu wichtig, um an einer Kleinigkeit zu scheitern.“

Die Vernunftgründe sprachen für sie, und wie sehr es Jolan auch widerstrebte, er fügte sich. In einer bewaldeten Schlucht erledigten sie

die blutige Aufgabe, und dann führte Charis sie in das Gewirr der Felsen und Abgründe hinein.

Sie verbargen sich im Unterholz, als die Reiter in Sichtweite kamen, und wollten warten, bis sie vorüber waren. Aber entweder hatte einer der Männer sie durch einen unglücklichen Zufall entdeckt, oder aber sie hatten andere Mittel, jemanden aufzuspüren. Zu Jolans Entsetzen zogen sie nicht weiter, sondern hielten auf dem Weg, und ein Dutzend Augenpaare starteten ins Unterholz.

„Fliehen?“, fragte er so leise, daß er seine eigene Stimme kaum vernehmen konnte.

„Zwecklos“, gab Charis zurück. „Ghu weiß, warum, aber sie haben uns gefunden. Und ich glaube, sie haben uns auch gesucht.“ Sie

---

**„Gut, aber was machen wir mit ihnen?“**

**„Wir töten sie.“  
Charis' Stimme war hart.**

---

richtete sich auf, strich Blätter und Erde von ihrer Kleidung und trat auf den staubigen Weg. Jolan zögerte, dann folgte er ihr und hoffte, daß sie wußte, was sie tat. Wenn es überhaupt noch etwas zu tun gab und sie beide nicht in jedem Fall verloren waren. Oder nein, korrigierte er sich: Er sicher und sie nur vielleicht, denn sie hatte im Lager des Feindes gestanden, und dies waren ihre früheren Waffenbrüder. Seine Linke umklammerte den Knauf des Kurzschwertes, und er fragte sich, ob er noch welche von ihnen würde mitnehmen können, wenn es dazu kam.

„Sei gegrüßt“, sagte der Anführer. Anrede und Tonfall waren vertraulich, fast freundlich, aber irgendetwas an ihm drückte Todhaß aus. „Es ist lange her.“

„Drei Jahre“, entgegnete Charis, ohne den Gruß zu erwidern. „Fast mögen es vier sein. Am Busan,

denke ich.“

„Aye. Du erinnerst dich, was ich dir damals versprach?“

„Den Tod. Bei unserer nächsten Begegnung. Bist du ein Mann von Ehre, Ongad von Lhyle?“

„Ehrenhaft genug, um mein Versprechen zu halten. Wenn es das ist, was du meist. Und ehrenhaft genug, um einen fairen Kampf zu wollen. Wenn es das ist, was du meinst. Schwert gegen Schwert, keine Hexentricks. Dafür halten meine Männer sich raus.“

„Auch, wenn ich gesiegt habe?“

„Das ist nicht möglich!“

Sie lachte und brachte es fertig, es unbeschwert klingen zu lassen. „Nimm an, es sei möglich. Mein Wort gegen das deine. Und der Schwur deiner Männer. Kein Trick von mir oder meinem Begleiter, kein Verrat von euch. Wenn ich siege, zwei Pferde nach Wahl und freier Abzug.“

„Das ist unmöglich“, wiederholte er. „Aber meinetwegen, es sei!“

„Und ihr?“

Die Männer schauten einander an, und schließlich sagte ein kahlköpfiger Graubart: „Wir schwören. Wenn die Siegerin vom Kennough auch über Ongad siegt!“

„Es ist gut. Bedingungen, Ongad?“

„Keine.“ Er glitt aus dem Sattel und zog sein Schwert, wog es in der Hand und fixierte seine Gegnerin. „Es heißt, daß du in Igen verwundet worden bist.“

„Nichts, was mich in diesem Kampf behindern könnte.“ Auch sie zog blank, und dann fiel er sie an, wild wie ein Wolf im Winter.

Jolan hatte einen Ruf als Schwertkämpfer gehabt, bevor der Wundbrand ihn die rechte Hand gekostet hatte. Und besser noch als sein Hieb war sein Auge gewesen. Als er die beiden aufeinander einschlagen sah, vergaß er gänzlich, daß es hier auch um seinen Kopf ging. Die Faszination ergriff Besitz von ihm. Ongad war größer und schwerer als Charis, und er hatte die Routine von hundert Kämpfern. Die Hexenkriegerin aber war eine Künstlerin mit ihrer Klinge. Und sie war stark, viel stärker, als sie aussah, viel stärker, als es einer Frau zukam. Ongad griff mit dem Auge an, das nach einer Blöße spähte, und verteidigte sich mit den Reflexen seines Körpers. Bei Charis aber schien der Geist zu kämpfen,

schneller zu denken, als jede Bewegung vollzogen werden konnte, und jede einzelne Aktion weit im Voraus zu planen. Sie gab Raum preis, aber nur langsam und ohne sich in die Verlegenheit bringen zu lassen, ihr schwächeres Bein zu belasten. Ihre Paraden waren präzise, ihre Gegenangriffe schnell und heimtückisch wie der Stoß einer Schlange. Sie schien zu spielen, zu tanzen, und was bei Ongad Wucht war, war bei ihr Eleganz. Sie stand wie ein schlanker Turm, um den Stahlblitze toben, ohne ihn erschüttern zu können. Das Schauspiel, das sie bot, war eine kleine Entschädigung für die Bitterkeit, von ihr aus dem Sattel geworfen worden zu sein. Und für Ongad war es eine Art von wildem Vergnügen, denn er lachte und lachte und hörte auch nicht auf, als sein Atem kürzer wurde. Charis blieb stumm, bis seine Schläge an Kraft verloren.

„Du hast vergessen, daß auch ich etwas versprochen habe!“ rief sie, als ihr Stahl den seinen knirschend aufhielt und sie Brust an Brust standen. Sie trat ihm das linke Bein unter dem Leib weg und sprang zurück, als er im Fallen einen verzweifelten Kreishieb führte. „Deinen Tod!“ Und sie schlug auf ihn ein, noch bevor er sich ganz aufgerichtet hatte, und brachte ihn damit in die Defensive. *Sie schafft es*, dachte Jolan mit wilder Freude, aber dann kam Ongad auf die Füße und schaffte sich keuchend Luft. Sie umschlichen einander wie zwei Katzen. Charis bewegte sich als erste, zu einer Finte, zu einer zweiten Finte und dann zu einem Stoß. Ongad sprang nach hinten, stieß in der Luft einen markerschütternden Schrei aus und fiel auf den Rücken. Blut floß aus seiner Kehle, erstickte den Fluch, den er auf den Lippen hatte, und besudelte sein Wams. Charis trat sein kraftlos erhobenes Schwert mit dem Fuß zur Seite, stürzte sich auf ihn und vergrub ihre Klinge tief in seiner Brust. Er bäumte sich auf wie ein Keiler auf der Saufeder, spuckte Blut und sank in sich zusammen.

Fast tat es Jolan leid um den Mann, aber nur fast.

Elf Schwerter fuhren klirrend aus den Scheiden, und Jolan bereitete sich darauf vor, an Charis' Seite kämpfend sein Ende zu finden. Aber es war kein Angriff, sondern ein Salut vor der Siegerin. Charis

erwiderte ihn mit blutiger Klinge.

„Nehmt Ongads Hengst“, empfahl der Graubart. „Und den Walach von dem Milchgesicht da kann ich Euch empfehlen, wenn Ihr überhaupt einen Rat braucht, was Pferde betrifft. Einen anderen werdet Ihr sicher brauchen, Edle Charis. Urias erwartet Euch. Er sandte uns auch, Euch zu suchen, und er gab Ongad einen Talisman, um Euch zu finden. Er weiß, daß Ihr kommt. Er verbietet uns, Euch zu schaden, es sei denn, Ihr würdet Euch gewaltsam widersetzen. Er wünscht Euch so schnell wie möglich zu sehen.“

„Woher mag er von unserer Reise wissen?“ fragte Jolan verwirrt.

„Der Wind wird es ihm erzählt haben“, gab Charis zurück, eine Antwort, die keine Erklärung war. Aber ihr erschien dies wohl auch weniger bedeutsam. Sie hatte eine

---

**„Drei Jahre“,  
entgegnete Charis,  
ohne den Gruß zu  
erwidern.  
„Fast mögen es vier  
sein. Am Busan,  
denke ich.“**

---

Frage an den alten Kämpen, die sie viel mehr interessierte:

„Warum will Urias mich so dringend sehen?“

„Er stirbt“, antwortete der Mann.

„Ich werde zu ihm gehen. Ihr bringt Ongad nach Lhyle zurück, damit er dort ein würdiges Begräbnis findet. Es steht ihm zu. Werdet Ihr Euch darum kümmern?“

Der Mann salutierte mit der Faust auf dem Herzen. „Wenn seine Sippe es nicht täte, würde ich selbst die Verantwortung dafür übernehmen. Ihr aber solltet wirklich nach Caer Dom gehen. Der Weg nach Lhyle ist nicht weit, und ich werde von dort aus Nachricht an den Fürsten senden. Trefft Ihr nicht bei ihm ein, so mag es sein, daß Ihr gejagt werdet. Der Wind ist schneller als die Flamme.“

Charis lächelte bei der versteckten Drohung, aber nicht spöttisch, sondern freundlich.

„Sturm und Flamme messen sich selten miteinander. Ich werde gehen.“

„Wozu dieser Weg, wenn er im Sterben liegt?“ fragte Jolan. „Tritt damit nicht ein, was wir wollen, ohne daß wir Mühe und Gefahr damit hätten?“

„Der alte Fürst ist ein Meister der Ränke. Schon daß er Ongad sandte, wenn er mich lebend zu sehen wünschte, ist ein Widerspruch in sich. Auf der anderen Seite aber kann er keinen ausdrücklichen Fall gegeben haben, uns in jedem Fall zu töten, sonst hätten Ongads Männer sich nicht an den Vertrag gehalten. Die Nachricht für uns mag eine Täuschung sein. Genau wissen wir das nur, wenn wir seinen Leichnam sehen. Aber wenn er uns getäuscht hat, dann spielt er nur mit uns, und dann wird es so gut wie unmöglich sein, ihn zu töten. Er ist verschlagen. Mein Graf Hyern, wollt Ihr diesen Weg fortsetzen? Selbst wenn Urias weiß, daß ich nicht allein bin, so kann er unmöglich wissen, wer Ihr seid. Solange ich nach Caer Dom reite, dürftet Ihr auch dann sicher vor Verfolgung sein, wenn Ihr flieht. Ihr müßtet nur den Paß meiden und zu Fuß die Berge überqueren. Da ich Euch auf dem Hinweg geführt habe, sollte der Rückweg für Euch nicht unmöglich sein.“

Jolan lachte sarkastisch.

„Da Ihr meine Mission erfüllt, wäre es wohl nicht sehr ehrenhaft, wenn ich jetzt gehen würde. Da Ihr ungleich mehr wißt als ich, seid Ihr die Führerin, und ich werde folgen.“

Die Wächter vor der heruntergelassenen Zugbrücke trugen Masken, die an Rattengesichter erinnerten. Die Stimme des einen, der das Wort führte, klang darunter hohl und verzerrt. Die anderen blieben stumm und wachsam auf ihre Spieße gestützt.

„Der Fürst erwartet Euch. Folgt diesem Mann.“

Die Burg hatte keinen Innenhof – sie war ein einziges, mächtiges Bauwerk, Zeugnis einer Architektur, die schon lange vergangen war. Es war in den Gängen so dunkel, daß Jolan sich wie blind fühlte. Den Wächter schien der Lichtmangel ebensowenig zu behindern wie die Hexenkriegerin. Als Jolan über eine

Charis von Neu-Iblis

Schwelle stolperte und nur mühsam sein Gleichgewicht wahren konnte, streckte Charis ihm die Hand entgegen. Ihre Hand war kühl und wirkte seltsam zart in der seinen.

Um sie herum war ständige Bewegung, sowohl von Menschen als auch von Tieren. Nur Schatten erkennen zu können, war ein ungutes Gefühl, und keine zweite Hand zu haben, die sich um den beruhigend festen Knauf des Schwertes legen konnte, war noch viel weniger gut. Es mochte heroisch sein, diesen Gang mitzumachen, dachte Jolan, aber ob es nützlich war, stand auf einem ganz anderen Blatt. Oder genauer: ob es nützlich sein würde, wenn es zu einer Konfrontation kam. Aber Charis hatte recht: Ohne den Alten gesehen zu haben, gab es keine Sicherheit, daß es wirklich tot war. Und somit war er zumindest als Zeuge wichtig. Vorausgesetzt, er hätte jemals Gelegenheit, noch etwas zu bezeugen ...

Am oberen Ende der Treppe schimmerte Licht, und als sie in den Gang einbogen und vor eine große Tür kamen, wurde es noch heller. Auch hier, tief im Kernbereich der Burg, standen Wächter mit diesen nichtmenschlichen Masken. Wortlos verließ ihr Führer sie, und wortlos öffneten die Wächter die Tür und ließen sie ein.

Es roch nach Tieren, nach aromatischen Kräutern und nach Tod. Letzteres war weniger mit der Nase wahrzunehmen als mit dem Gefühl, und dennoch merkte Jolan es ganz deutlich, auch wenn er solche Sensitivität oder nur den geringsten Anflug magischer Fähigkeiten an sich nie beobachtet hatte. Das alles ging von der hintersten Ecke aus, von einem riesigen Ruhebett, auf das Charis zielstrebig zusteuerte. Zwei rattenköpfige Männer stellten sich ihr in den Weg und kreuzten die Speere als Barriere vor ihr, aber bevor sie noch etwas sagen konnte, gab es von dem Bett eine schwache Bewegung, und die Wächter zogen sich schweigsam zurück.

Urias' Gesicht war sehr schmal, und mit der spitz hervorstechenden Nase und den schwarzen Knopfaugen ähnelte er auf unheimliche Weise selbst einer Ratte. Seine Haut aber hatte eine lehmige Farbe, und es schien sehr wenig Blut darunter

zu fließen.

„Ah, da seid Ihr. Ich habe lange gewartet. Fast zu lange. Ich habe nicht mehr viel Zeit.“ Er hustete schwer. „Lebt Denard?“

Charis zuckte die Schultern.

„Er ist geflohen. Rechtzeitig, nehme ich an, obwohl man das nie wissen kann – manche fliehen vor dem Übel und tragen es doch schon in sich.“

„Schade. Ihn hätte der Hauch treffen sollen. Ah, hätte ich gehaut, daß meine Zeit abläuft, ich hätte nicht den armen Narren geschickt, sondern wäre selbst gegangen. Ich hätte meine eigene Sache besser gemacht. Aber damals mied ich den Tod, dachte, ich hätte noch etliche Jahre.“

„Ihr habt lange gelebt, Fürst Urias. Über die Zeit hinaus, die Euch zustand. Wie alt seid Ihr? Hundert?“

---

**„Selbst wenn  
Urias weiß,  
daß ich nicht allein  
bin, so kann er  
unmöglich wissen,  
wer Ihr seid.“**

---

„Das ist ein paar Jahre her. Ich habe es vergessen. Die Macht, Charis von Iblis, die Macht ließ es mich vergessen. Jetzt erinnert die Natur mich daran. Sie erinnert mich sehr stark daran, daß mein Leben eine Sache von Tagen und Stunden ist.“

„Warum wolltet Ihr mich sehen, Fürst?“

„Warum wohl, junge Närrin! Ihr wart der Speer in Assaneks Hand. Oh, und was für ein Speer! Er war dumm genug, Euch fortzuschleudern, Euch zu vergeuden. Er ist tot, aber Ihr seid da. Ich hätte Euch gebraucht, wenn nicht dieser elende Kadaver seinen Tribut fordern würde. Euch und nicht dieses Großmaul Ongad von Lhyle. Als die Flamme des Krieges erstickt wurde, habe ich das Feuer des Fiebers entzündet. Mit dieser Waffe und mit Euch an der Spitze eines Heeres hätte ich gesiegt, hätte das Reich erst zu einem Trümmerhau-

fen zerschlagen und dann zu einer Domäne gemacht. Zu meiner Domäne, zu unserer.“

„Aber Ihr sterbt, Fürst Urias. Denard lebt wahrscheinlich. Und wenn nicht er, dann wird sein Erbe oder einer aus seinem Gefolge auf dem Thron des Kaisers sitzen.“

„Kaiser nennt er sich, seit diese Hunde vom Rat zu Kreuze gekrochen sind? Mag er an seinem Kaisertum ersticken! Charis, ich mache Euch zur Fürstin, ich mache Euch zur Herrin der Liga, auch zur Kaiserin, wenn Ihr es wollt. Ich mache Euch zu meiner Erbin.“

„Euer Erbe, Fürst? Was ist das?“ fragte sie nüchtern.

„Ihr wißt es!“ Seine schwarzen Augen glänzten. „Ich kann es an Euch sehen, ich kann es riechen, spüren. Ihr habt damit gekämpft und wart Siegerin. Ihr könnt es beherrschen wie ich!“

„Ihr meint den Schwarzen Tod? Ist er denn zu beherrschen? Ihr konntet das Sterben zu den Menschen bringen, hättet Ihr es auch beenden können?“

„Es endet von selbst, irgendwann, eines Tages, wenn es nicht neu entfacht wird. Mein Erbe ist das Wissen und sind die Mittel, wie Ihr es immer wieder entfachen könnt, bis die Burgen und Städte Euch die Tore öffnen, bis sie Euch huldigen, damit die Vernichtung ein Ende findet.“

„Dieses Erbe will ich nicht!“

„Wollt Ihr den Feind denn siegen lassen?“

„Niemals, wenn ich ihn mit Schwert oder Feuer bezwingen könnte. Aber nicht mit der Waffe, die Ihr auf die Menschheit losgelassen habt. Eher küsse ich den Saum von Denards Mantel und nenne ihn meinen Kaiser.“

Urias schloß für einen Augenblick die Augen. Das Licht im Raum schien heller zu werden. Seine schweren Atemzüge waren das einzige Geräusch, bis er wieder sprach, die Augen noch immer geschlossen.

„Wer ist Euer Begleiter?“

Charis zögerte, darauf zu antworten, und Jolan nahm es ihr ab.

„Jolan, Graf von Hyern“, sagte er laut und deutlich. Die Wächter an den Wänden traten jeder einen Schritt vor, als bereiteten sie sich darauf vor, ihren Fürsten zu schützen oder auf seinen Befehl den Eindringling zu erschlagen. Urias'

Augen öffneten sich langsam.

„Ah, nun verstehe ich. Ihr seid gekommen, um mich zu töten.“

„Ja“, gab Charis zu.

„Der Mühe enthebt Euch meine Krankheit. Ach, Ihr Närrin, Ihr seid Kriegerin und keine Fürstin. Ach, lebte Assanek! Ach, wären meine Studien nicht so lang gewesen, hätten sie mir nur ein wenig mehr Zeit gelassen. Ach...“ Er verdrehte die Augen und schien in den weichen Polstern zu versinken. Charis trat dicht an ihn heran, legte ihr Ohr erst auf seinen Mund und dann auf seine Brust. Sie richtete sich auf, strich sich die Haare aus der Stirn, schüttelte den Kopf und drückte Urias' Augen zu.

„Er ist tot“, sagte sie, ohne irgend jemanden bestimmtes anzusehen. „Diese Burg mag sein Grabmal werden. Räumt sie. Schafft heraus, was Euer ist oder Euch des Mitnehmens wert erscheint. Dann legt Feuer an allen Ecken und Enden.“

Die Wachen standen reglos und stumm, als habe der Tod ihres Herren sie jedes Willens beraubt und sie förmlich gelähmt. Trotzdem befürchtete Jolan, es könnte jeden Augenblick zu einem gewaltsamen Ausbruch kommen. Er bewunderte die Ruhe, mit der Charis gesprochen hatte, die Beiläufigkeit, mit der sie sich umdrehte, ihm mit den Augen einen Wink gab und hinaus schritt. Seine Schulterblätter kribbelten, als würde er zwischen ihnen bereits tödlichen Stahl spüren. Er atmete ein wenig freier, als sie im Korridor waren. Charis schritt zügig aus, aber nicht eilig, während Jolans Instinkte ihn drängten, zu laufen, was die Beine hergaben. Das Vertrauen in sie war stärker als seine Instinkte.

Sie hielt sich rechts und fand eine Treppe nach unten. Spät erst dachte sie daran, daß ihr einer folgte, der weder über die Sicht einer Hexe verfügte noch den Flammen befehlen konnte. Sie ließ kaltes Feuer aus ihrer Linken wachsen, bis das Licht für seine Augen angenehm und ausreichend war. Es scherte sie nicht, daß außer Urias noch andere Zauberer in der Burg sein mußten, und sie fragte sich nicht, wie diese auf die Manifestation eines zwar befreundeten, aber fremden Elements reagieren mochten. Der alte Fürst war ihr Meister gewesen, und

er hatte neben sich niemanden geduldet, der auch nur annähernd von gleichem Rang gewesen war. Die Zauberkundigen mußten durch seinen Tod wie betäubt sein, blind gegenüber vielen Dingen, die sie sonst mit wachem Mißtrauen registriert hätten.

Wieder ging es nach rechts, wieder nach unten, und das mehrere Male hintereinander, wie ein rechtwinkliges Schneckenhaus. Sie kamen in den ältesten Teil der Burg, wo die Ecken nicht rechtwinklig waren und schiefe Ebenen die Treppen ersetzten. Charis fühlte sich unwohl hier, zumal sie dem Objekt ihrer Suche näher kam. Sie lauschte mit ihren Ohren und auch in sich hinein. Noch war sie die einzige auf diesem Wege. Ob sie es bleiben würde?

Die Tür war ein auf der stumpfen Seite stehendes Fünfeck, graues

---

### **„Kaiser nennt er sich, seit diese Hunde vom Rat zu Kreuze gekrochen sind? Mag er an seinem Kaisertum ersticken!“**

---

Eisen ohne Griff oder Schlüsselloch. Eine solche Barriere mußte nahezu jeden Eindringling scheitern lassen.

„Haltet Euch die Ohren zu“, empfahl sie dem Grafen. „Und schließt vorsorglich die Augen – Ihr könntet Gehör oder Sicht verlieren, wenn ich Kräfte herbeirufen muß, die schwer zu kontrollieren sind.“

Er nickte im kalten Licht. Charis bewunderte einmal mehr die Entschlossenheit, mit der er ihr hierher gefolgt war, auf dieses Terrain, das für ihn noch viel fremdartiger und feindlicher war als für sie. Dann entschwand er ihren Gedanken, während sie sich auf ihre Aufgabe konzentrierte. Mit schmerzdem Hals und rasenden Pulsen flüsterte sie Worte in der Sprache des Windes, fremde, ungewohnt, an dieser Stelle vielleicht sogar für sie gefährliche Magie. Die Tür zitterte wie ein lebendes Wesen, aber sie rührte

sich um kein Jota zur Seite. *Dann eben anders*, dachte Charis und ließ die Flamme in ihrer Hand wachsen und wachsen, bis das Licht kaum noch zu bändigen war und ihre Finger versengte. Dann schleuderte sie es von sich wie einen Kugelblitz.

Es gab ein Krachen und einen Schauer von Funken, die sie erreichten, aber nicht versengten. Die Tür gab nach, wankte in steinernen Schienen und fiel mit ohrenbetäubendem Lärm. Dahinter war es finster. Ein geradezu pestilenzialischer Gestank drang aus dem so gut verschlossenen Raum. Diesmal gab Charis sich nicht mit ihrer Nachtsicht zufrieden. Sie wollte Einzelheiten wissen und ließ ein neues Licht wachsen, während Jolan von Hyern hinter ihr keuchend zurückwich und sie selbst auch alle Mühe hatte, das Würgen in ihrem Hals zu unterdrücken.

Urias' Arbeitsgerät stand auf Tischen und in Regalen, Flaschen, Tiegel, Phiolen und Reagenzgläser. Drei der vier Wände wurden vom Boden bis zur Decke von Käfigen eingenommen. Es gab einfache Brettverschlüsse, kunstvolle Gitterkonstruktionen und sogar solche mit gläsernen Wänden. Neben einigen Mäusen, Hamstern, Murmeltieren und anderem Kleingetier waren es überwiegend Ratten, weiße, graue und schwarze. Der Großteil von ihnen war tot und in verschiedenen Stadien der Verwesung. Was noch lebte, hockte in den hintersten Winkeln der Käfige und war dem Wahnsinn nahe, soweit Tiere wahnsinnig sein konnten.

Ja, dies war unzweifelhaft das Laboratorium, die Stätte von Urias unheilvollem Wirken, das tödliche Erbe, das er ihr angeboten hatte. Neben den Mitteln, die er entwickelt hatte, mußten hier irgendwo auch seine Aufzeichnungen sein, Bücher und Notizen. Vielleicht waren sie verschlüsselt, aber das bot keine Sicherheit – wer lange genug suchte, konnte jeden Code entziffern. Und andere würden die Erbschaft nicht ausschlagen ...

Charis ließ erneut Feuer aus ihrer Linken wachsen und schleuderte es in die Felskammer hinein, lenkte es hierhin und dorthin, während die wenigen überlebenden Tiere wild kreischten. Holz, Pergament und Leder fingen Flammen, und ein reinigender, verzehrender Schein breitete sich aus, so schnell, daß es

keiner weiteren Anstrengung von ihrer Seite bedurfte. Das einmal entfesselte Element würde seine Arbeit allein tun, wenn niemand kam, es zu hindern. Sie winkte Jolan.

„Weg hier!“

Humpelnd lief sie die schiefe Ebene hinauf und fluchte dabei lautlos über ihre Verletzung, wie er ungleich viel öfter lautlos über den Verlust seiner Streithand fluchten mochte.

Hinter einer Biegung blieb sie wie angenagelt stehen. Der Zufall oder ihr zerstörerisches Werk hatte nun doch jemanden aus Urias' Gefolgschaft herbeigerufen. Sie waren zu viert, Wächter nach ihrer Bewaffnung und Ausrüstung. Aber der vorderste, hinter dem die drei anderen sich eng zusammendrängten, war trotz seines Schwertes kein Krieger. Charis spürte in ihm Kraft, die der ihren ähnlich, aber doch davon verschieden war.

„Verräterin!“ zischte der Mann unter der Rattenmaske. „Dafür werdet Ihr sterben!“

„Wer seid Ihr, daß Ihr denkt, mich überwinden zu können?“ gab sie überheblich zurück. Der Austausch von Drohungen wäre nicht ihre Sache gewesen, wenn die Anstrengung, die Tür zu sprengen und den Studien- und Arbeitsraum zu vernichten, sie nicht belastet hätte. So hoffte sie wenigstens auf ein paar Augenblicke der Ruhe, um aus der Tiefe ihres Selbst neue Kraft, neue Flammen schöpfen zu können. Aber ob aus Wissen oder aus Ungeduld, ihr Gegner ließ sich darauf nicht ein, sondern begann mit dem Angriff. Die Arme beschwörend erhoben, murmelte er Worte, von denen sie nur jeden zweiten Teil verstand. Besser verstand sie das Heulen in der Luft, und sie beeilte sich, Flammen hervorzurufen, um den Herd des Sturmes zu ersticken.

Fast gelang es ihr, aber nur fast: Feuer und Wind trafen sich auf halber Höhe, verbanden sich miteinander, trennten sich wieder voneinander und umspielten sich gewaltsam. Der Wind drückte die Flammen nieder, sie aber schienen ihm Kraft zu entziehen, und so wogte eine teils blendend helle, teils unsichtbare Wand zwischen Charis und Jolan einerseits und den rattenköpfigen Männern andererseits auf. Charis wankte. Sie war müde

und fühlte sich wie ausgebrannt, im Mund den Geschmack von Asche. Die Sehnsucht nach Ruhe und Erholung war kaum bezwingbar, aber Nachlassen bedeutete den Tod. Mit äußerster Anstrengung zwang sie sich, ihre Beschwörungen zu erneuern und zu verstärken.

Die Flammen wanderten nach vorn, langsam, aber stetig, und als der Wind mit einem klagenden Heulen erstarb, erfaßte die Lohe den Zauberer und versengte ihn bis auf die Haut. Schreiend torkelte er nach vorn, die schiefe Ebene hinab, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Jolans Füßen. Dieser hatte sich rasch gefaßt, zog das Schwert und hieb zu. Charis rechtes Bein knickte unter ihr ein; sie hatte nicht mehr die Kraft, sich zu erheben, als die anderen drei Männer mit gezogenen Klingen vorwärts stürmten.

Das Kurzschwert aus einer Hyer-

---

### **Dann eben anders, dachte Charis und ließ die Flamme in ihrer Hand wachsen und wachsen, bis das Licht kaum noch zu bändigen war...**

---

ner Schmiede hielt sie auf und wehrte sie ab. Trotz seines Nachteils kämpfte Jolan so verbissen wie umsichtig, und obwohl er keinen seiner Gegner traf, hielt er sie zumindest auf Abstand. Charis atmete tief durch. Zumindest ein Teil ihrer Kraft kehrte zurück und befähigte sie, sich aufzurichten, ihre Waffe zu ergreifen und an die Seite des Grafen zu treten. Die Parade, mit der sie einen auf ihren Kopf gezielten Hieb aufhielt, kam ihr furchtbar langsam und ungeschickt vor, aber sie erfüllte ihren Zweck. Während sie unter dem Ansturm des kräftigen Kriegers wankte, hatte sie Jolan ein wenig Luft verschafft. Er täuschte und zwang damit den einen Widersacher zurück, nur um sich sofort dem anderen zuzuwenden und ihn tief in der Seite zu treffen. Der Mann schrie und fiel. Der andere deckte Jolan wütend mit einem Hagel von Hieben ein,

während Charis sich gegen die Wand lehnte, was sie unbeweglicher machte, aber ihr einen besseren Stand verschaffte. So sehr der Waffenknecht sich bemühte, ihre Deckung blieb undurchdringlich. Jolan focht inzwischen mit dem anderen Mann, und sein Nachteil wandelte sich zum Vorteil, denn sein Gegner hatte Schwierigkeiten, sich auf einen linkshändigen Feind einzustellen.

„Beeilt Euch“, keuchte Charis. „Ich kann nicht mehr!“

Das verleitete ihren Angreifer zu verdoppelten Bemühungen. Sie rettete sich vor einem mörderischen Hieb, indem sie sich an der Wand herunterrutschen ließ und blindlings nach ihm stach. Mit geschlossenen Augen wartete sie ein paar bange Sekunden, ob sie ihn richtig getroffen hatte oder ob er ihrer Schwertspitze ausgewichen war und nun zum Todesstoß ausholte. Als sie die Augen wieder öffnete, lag er vor ihr in seinem Blut, und seine Augen wurden bereits glasig. Jolan hatte den letzten Rattenkopf zu Boden gezwungen und stach nach ihm, während der sich rasch hin und her rollte, um der kurzen Klinge zu entgehen. Dabei geriet er in Charis' Reichweite. Sie hatte keine Skrupel, nach ihm zu schlagen. Zwar fügte sie ihm nur eine Fleischwunde zu, aber das lenkte ihn so sehr ab, daß Jolan ihn mit einem sauberen Stich ins Herz erledigen konnte. Er vergewisserte sich, daß von den Männern keiner mehr eine Gefahr darstellte, und reichte Charis dann die Hand. Dankbar ließ sie sich auf die Beine helfen und wunderte sich, daß sie noch lebte und die Kraft besaß, zu stehen und sogar zu gehen.

Der Rauch aus dem brennenden Labor drang allmählich zu ihnen, und es stank nach verkohlendem Fleisch. Es war Zeit zu gehen.

Brände wüteten auch an anderen Stellen der Burg. In den Gängen herrschte ein teilweise chaotisches Durcheinander, weil einige zu löschen versuchten, während andere flohen und plünderten. In all dieser Verwirrung wurden Charis und Jolan so gut wie nicht beachtet und kamen problemlos ins Freie. Sogar ihre Pferde fanden sie wieder. Zuerst in wildem Galopp, danach in scharfem Trab streben sie nach

Südwesten, zu den Grenzen der Domäne von Caer Dom.

Wenn sie zurückschauten, war an den rauchgekrönten Flammensäulen zu erkennen, daß die alte Burg nicht mehr zu retten war. Mehr als Ruinen würden nicht übrig bleiben. Vielleicht würde irgendwer – wahrscheinlich sogar ein Gefolgsmann Urias' – sie eines Tages wieder aufbauen, aber es mochte noch Jahre dauern, bis von ihr wieder eine nennenswerte Gefahr ausging.

Charis war so erschöpft, daß sie zeitweise Mühe hatte, sich im Sattel zu halten. Aber sie wollte keine Rast. Erst als es so dunkel war, daß die Pferde zu stolpern begannen, hielten sie an.

Am Tag darauf überschritten sie den Paß, der noch immer bewacht war, aber da sie aus dem Nordosten kamen, wurden sie nicht aufgehalten oder auch nur nach dem Woher und Wohin befragt.

Das Land wirkte noch immer öde und krank, ein Eindruck, der täuschend war, denn es waren die Menschen, die weiterhin unter der Pestilenz litten. Die Vorräte, mit denen sie sich in Caer Yol reichlich versehen hatten, neigten sich dem Ende zu. An einer Wegbiegung zügelte Charis ihr Pferd.

„Nach Westen zu, nur wenige Stunden entfernt, liegt Neu-Iblis. Graf Jolan, seid unser Gast. Laßt uns ein paar Tage rasten. Dann können wir sehen, wie die Lage sich entwickelt hat, und wir können nach Caer Yol weiterziehen oder nach Agara oder wohin sonst Euer Herr sich verkrochen hat.“

Er zögerte, und Charis wußte, daß das Angebot von Ruhe und Erholung eine starke Versuchung war nach den Anstrengungen der letzten Zeit. Vielleicht war in seinem Zögern auch ein Anflug von Vorsicht, sich auf feindliches Gebiet zu begeben – nicht, weil er ihr nicht getraut hätte, sondern ihrer Sippe wegen. Falls das seine Bedenken waren, wollte sie sie zerstreuen, indem sie hinzufügte:

„Ihr braucht nicht um Eure Sicherheit oder Eure Freiheit zu fürchten. Ich büрге dafür, und meine Sippe wird diese Entscheidung respektieren, egal, ob es ihnen gefällt oder nicht.“

„Zwei Tage“, gestand er zu. „Keine Stunde länger.“

Ihr Herz jubelte, als sie Ongads Hengst nach rechts lenkte.

Neu-Iblis war in einen Bergsee hineingebaut, von einer schmalen Landzunge aus, so daß die Burg nach drei Seiten durch das Wasser Deckung hatte. Auf der Angriffsseite stand ein Bergfried, wie Jolan ihn noch nie gesehen hatte, wohl gut dreißig Mannslängen hoch, auf einem siebeneckigen Grundriß, der sich nach oben hin verjüngte, damit die Basis das gewaltige Steingewicht auch tragen konnte. Im Gegensatz zu diesem monumentalen Turm wirkte der Rest der Burg klein. Die Landzunge hatte allerdings eine Menge Vorwerke, die fachkundig angelegt waren und den schmalen Weg mehrfach in scharfe Kurven bogen. Sein fachkundiges Auge bemerkte, daß eine Handvoll Männer diese Stellungen auch gegen eine große Übermacht lange halten konnte. Die Feste im Sturm zu nehmen mußte eine sehr verlustreiche

---

## **Brände wüteten auch an anderen Stellen der Burg. In den Gängen herrschte ein teilweise chaotisches Durcheinander,...**

---

Angelegenheit sein. Und auch sie durch Einschließung auszuhungern war sicherlich nicht einfach. Wasser und vielleicht auch Fische hatte sie durch den See, und über den See konnte sie sich auch versorgen, solange die Belagerer keine Boote bauten.

„Heh, Mink!“ rief Charis den Wächter über dem Tor mit Namen an. „Laß die Brücke herunter und mach das Tor auf!“

„Charis!“ rief der Mann, Freude und Überraschung in der Stimme. „Edle Frau, Ihr seid gekommen? Wir hielten Euch für tot!“

„Ich bin's nicht, wie du siehst! Aber müde und hungrig und so staubig von einer Reise, wie man nur sein kann!“

„Bitte geduldet Euch einen winzigen Augenblick, Edle Charis! Ich muß die Herrin rufen!“

Charis runzelte die Stirn, während sie warteten. Jolan wollte

etwas fragen, ließ es aber bleiben. Es dauerte nicht lange, und zwischen den Zinnen erschien eine alte Frau.

„Du bist es wirklich“, sagte sie. Ihre Stimme war heiser und leise, aber so durchdringend, daß sie auch über die Entfernung gut zu verstehen war. „Heil, Nichte! Wer ist der Mann bei dir?“

„Ein früherer Feind. Ein Verbündeter in neuen Kämpfen. Jetzt ein Freund.“

„Sein Name?“

Jolan antwortete für sich selbst, bevor Charis es tun konnte. Die alte Frau verzog das Gesicht.

„Eine seltsame Allianz, Nichte!“

„Ich habe für seine Sicherheit und seine Freiheit gebürgt, Hyazinth. Wenn dir das nicht gefällt, so reiten wir wieder. Wenn du uns aber einläßt, so erwarte ich, daß du diese Bürgschaft respektierst.“

„Mir wäre es beinahe lieber, er würde weiter reiten, Kind. Woher weiß ich, daß er uns nicht die Schwarze Seuche ins Haus schleppt? Burg Iblis blieb verschont davon, weil wir rechtzeitig die Tore schlossen und niemanden mehr hinein ließen. Aber im Tal hat sie Opfer gefordert.“

„Er hat sie nicht. Ich weiß es. Wenn du zweifelst, kann ich dir die Flamme zeigen, die die Schlange Lehern hervorlockt.“

„Also gut. Mink, die Brücke herab und die Pforte auf! Willkommen, Kind. Euch, Mann, heiße ich nicht willkommen. Ihr seid Charis' Gast, nicht der meine und nicht der von Burg Iblis. Aber Ihr seid sicher hier auf ihren Wunsch und frei zu gehen, wann es Euch beliebt.“

Jolan verneigte sich steif im Sattel, während die Ketten klirrten und die Zugbrücke langsam dem Gesetz der Schwerkraft folgte. Knechte nahmen sich der Pferde an, und die alte Frau umarmte Charis flüchtig und ohne viel Wärme.

„Ein Bad und frische Kleider“, sagte diese mit fast sehnsüchtigem Unterton in der Stimme. „Dann etwas zu essen. Und dann können wir reden, Hyazinth.“

„Dann werden wir reden“, bestätigte die Frau.

„Zwei deiner Brüder sind tot. Korman wird vermißt, und das seit fast einem Jahr – ein schlechtes Zeichen. So, wie es aussieht, stehe nur noch ich zwischen der Erbfolge und dir, und das wird nicht länger als

fünf Jahre dauern, oder zehn, wenn es hoch kommt.“

„Und die Kleine, deine Enkelin?“

„Ein dummes Gör, nicht imstande, einen Mann zu halten, geschweige denn eine Burg und ein Tal. Hargunds Erbgut, Nichte. Er war ein Idiot. Nein, Charis, Iblis wird nur mit dir leben und mit deinen Kindern.“

„Wenn ich je welche haben werde.“

„Da hast es bisher nicht gewollt.“

„Vielleicht würde es auch nichts nützen, wenn ich es wollte. Vergiß nicht, wer mein Vater war!“

„Daß er nicht steril war, beweist du. Warum solltest du es sein?“

„Weil ich die weibliche Linie bin, Hyazinth. Mutter starb bei meiner Geburt.“

„Ist es das, wovor du Angst hast?“

Charis überlegte ernsthaft und schüttelte dann den Kopf.

„Ich war nie krank, und ich habe Wunden überlebt, die dich getötet hätten. Ein Kind könnte mich nicht umbringen – wenn ich überhaupt eines bekommen könnte.“

„Versuch es! Bald!“

Ihr Lachen klang gezwungen, und Jolan war es beinahe unangenehm, Zeuge dieses Gesprächs zu sein.

„Das klingt wie: Heute nacht noch!“

„Auf jeden Fall, bevor du Iblis wieder verläßt.“

Sie schaute ihre Tante an und dann Jolan.

„Ich fürchte, das geht nicht“, antwortete Jolan für sie, als sie keine Anstalten machte, etwas zu sagen.

„Ich würde sie nicht zwingen, selbst wenn ich könnte, nicht. Aber mein kaiserlicher Herr hat ein gutes Gedächtnis, und das Chaos in seinem Reich wird nicht ewig dauern. Sobald die Seuche erloschen ist, wird er auch in den Norden kommen und seine Angelegenheiten hier regeln. Wie lange könnte Neu-Iblis einem starken Heer widerstehen? Wie lange könnte die Burg überleben, wenn das Tal ringsum verwüstet ist? Wenn ein kaiserlicher Banner auf allem Land liegt, von dem aus auch nur die Spitze Eures Wehrturms zu sehen ist? Edle Hyazinth, die Tage der Liga sind vorbei.“

„Er hat recht“, gab Charis zu. „Iblis ist besser gedient, wenn ich gehe, als wenn ich hier bleibe, um eine vage Hoffnung zu erfüllen.“

Hyazinth sah plötzlich sehr alt

aus, und Jolan war geneigt, mit ihr Mitleid zu haben; doch sie war ihm zu fremd für solche Empfindungen.

„Ich kann dich nicht halten, Nichte. Bete, zu welchen Göttern auch immer, daß du keinen Fehler machst.“

„Bete, daß Korman lebt. Oder daß Denard weder meinen Kopf noch meine Freiheit will.“

„Burg Iblis hat sich noch nie unterworfen!“

Charis starrte lange in die Kerzenflamme. Dann hob sie mit einer ruckartigen Bewegung ihren Pokal und leerte den schweren, roten Wein.

„Ich auch noch nicht“, sagte sie.

Die Iblisser Knechte geleiteten sie bis Caer Yol, und dann kehrten sie um, nachdem sie sich ehrerbietig von Charis verabschiedet hatten. Jolan ignorierten sie, wie während des ganzen Weges auch, und er war nicht unglücklich, sie scheiden zu sehen.

---

**„Er hat recht“, gab Charis zu. „Iblis ist besser gedient, wenn ich gehe, als wenn ich hierbleibe, um eine vage Hoffnung zu erfüllen.“**

---

Caer Yol machte einen besseren Eindruck als noch vor zwei Wochen. Das Lager vor der Stadt bestand nicht mehr – teilweise waren die Zelte abgebrochen, teilweise mußte ein Brand gewütet haben, dem sie zum Opfer gefallen waren.

Der Wachdienst an den Toren war geregelt, und auf den Straßen waren weder Tote noch Kranke oder Betrunkene zu sehen. In jeder Straße sahen sie mindestens ein Haus, dessen Türen und Fenster zugemauert waren – sei es, um Plünderer abzuhalten, sei es, um die Krankheit einzudämmen. Es verlangte Jolan nicht danach, all die schrecklichen Einzelheiten zu erfahren, die sich in den letzten beiden Wochen hier abgespielt haben mußten. Und es verlangte ihn auch nicht, Vandeel zu sehen oder auch

nur festzustellen, ob er noch lebte. Er suchte nach Thom und Kjern, fand sie in einer Herberge und stellte zufrieden fest, daß sowohl sein Knappe als auch der Pferdekehnecht wohl auf waren. Mehr Begleitung wünschte er nicht.

Die Sperrung der Stadt war aufgehoben – sie war von vornherein zu spät erfolgt und damit ohne Sinn gewesen.

„Viel tot gewesen“, berichtete Thom in seiner abgehackten, einfachen Sprechweise. „Langsam besser. Nicht mehr so viele sterben.“

Die Straße nach Süden zeugte davon, wie schlimm es gewesen war. Immer wieder stießen sie auf verwesende Leichen, die zu bestatten niemand die Kraft gehabt oder sich die Mühe gemacht hatte. Als sie das Gebiet der zerfallenen Liga hinter sich hatten, sah es ein wenig besser aus, aber nicht viel. Charis meinte, daß es nun kein Risiko mehr für sie sei, Ansiedlungen aufzusuchen. Kjern hatte die Krankheit hinter sich, Thom hielt sie für so immun wie sich selbst, und wenn Jolan das Mißgeschick der Ansteckung zustoßen sollte, so fühlte sie sich bereit, den Dämon Lehern ein weiteres Mal auszutreiben. Sie gab offen zu, daß der Gedanke daran ihr Unbehagen bereitete, aber sie brauchte den dafür nötigen Einsatz an Kraft nicht mehr zu scheuen.

Trotzdem hatten sie nicht jede Nacht ein Dach über dem Kopf. Viele Herbergen waren geschlossen, weil die Wirtsleute den Kontakt mit Fremden scheuten oder geflohen waren oder der Seuche zum Opfer gefallen waren.

Agara war bewacht wie bei einer Belagerung. An der ersten Straßensperre erfuhren sie, daß es auch in der Hauptstadt Todesfälle gegeben hatte, aber recht wenige, und die Verbreitung der Seuche hatte verhindert werden können. Der Kaiser war in der Stadt, schwer bewacht im Burgpalast. Um in die Stadt zu gelangen, mußten sie sich einer fünfägigen Quarantäne unterziehen. In einer Baracke bekamen sie zwei Zimmer, und das auch nur wegen Jolans Rang und dank einiger Geldstücke, die er den Wächtern in die Hände drückte – anderen stand erheblich weniger Platz zur Verfügung. Sie hatten Glück, denn in der Zeit ihres Zwangsaufenthaltes starb aus ihrer

Baracke niemand und es wurde auch keiner krank, so daß sie die Tore der Stadt passieren durften.

Jolan besaß ein Haus in Agara, was für ihn als Grafen sowohl ein Statussymbol als auch eine Notwendigkeit war, solange er zur Heerfolge verpflichtet war oder zum Hofstaat gehörte. Ein halbes Dutzend Bedienstete standen zur Verfügung, und es mangelte an keiner Bequemlichkeit.

Aber Charis blieb nicht viel Zeit, sich auszuruhen. Bereits am nächsten Tag erschien der kaiserliche Bote und lud sie vor.

Es war eine Vorladung, wie Jolan ihr bedauernd mitteilte – der Bote hatte sich an ihn gewandt und nicht an Charis, da sie der Form nach eine Gefangene war und folglich nicht Herrin ihrer Entschlüsse. Jolan war eingeladen worden, der Sitzung des Hohen Rates beizuwohnen. Er hatte eine Audienz erbeten, und daß statt dessen eine solche Ladung erfolgte, sah er als schlechtes Zeichen.

Charis sah es auch so. Und obwohl es klüger gewesen wäre, darauf zu verzichten, legte sie das Kettenhemd an, das sie aus der Rüstkammer von Neu-Iblis mitgenommen hatte, und gürtete sich mit dem erbeuteten Schwert. Jolan, der in höfischer Tracht stutzerhaft wirkte und in der Stadt nur einen kleinen Zierdolch am Gürtel trug, runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Da er schwieg, übersahen auch die gewappneten kaiserlichen Sendboten die martialische Ausstattung der Gefangenen. Sie hielten nur die Hände näher an den Griffen ihrer Klingen, als sie das wohl üblicherweise taten.

Denard saß inmitten seiner Gefolgschaft, zwei Offiziere, zwei Höflinge und zwei Wassermeister. Vor dem langen Tisch schwelten in Kupferpfannen Kohlen, die mit vielerlei aromatischen Kräutern durchsetzt waren – eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall, daß die Quarantäne versagte. Charis sog die intensiven Düfte tief ein und versuchte, sie zu analysieren. Manches davon war ihr bekannt, und das eine oder andere mochte sogar wirksam sein. Aber es wäre auch zuviel erwartet gewesen, wenn sie gehofft hätte, Denard würde dem Schwarzen Tod zum Opfer gefallen

sein. Mit den besten Wassermeistern seines Reiches zu seiner Verfügung war er sicherlich nie ernsthaft in Gefahr gewesen.

Es war auch einer dieser Wassermeister, der zuerst sprach, noch vor seinem Kaiser, eine grobe Unhöflichkeit. Er achtete in seiner Erregung nicht darauf.

„Entwaffnet die Hexe!“ rief er. „Bindet ihr die Hände und knebelt sie, damit sie keinen Zauber gegen unseren Herrn wirken kann!“

Die Wächter, die zahlreich im Hintergrund standen, setzten sich in Bewegung, aber Denard hielt sie mit einer Handbewegung auf.

„Zügelt Euren Eifer, Quaram. Wir haben keine Angst. Wenn gleich es auch unziemlich für eine Gefangene ist, Uns bewaffnet gegenüber zu treten. Willkommen, Graf Hyern! Euch übertrugen Wir die Verantwortung für diese Frau. Was habt Ihr dazu zu sagen?“

---

**„Was habt Ihr  
dazu zu sagen?“  
„Ich büрге für sie,  
kaiserlicher Herr,  
sagte Jolan  
schlicht.“**

---

„Ich büрге für sie, kaiserlicher Herr“, sagte Jolan schlicht. Auch wenn Charis nicht weniger von ihm erwartet hätte, war sie doch dafür dankbar.

„Wir akzeptieren Eure Bürgerschaft – für den Augenblick. Ihr mögt auch ihr Fürsprecher oder Verteidiger vor dem Hohen Rat sein, wenn Ihr wollt und sie einverstanden ist.“

„Gern“, sagte Jolan, und Charis nickte mit höflicher, aber ungeduldiger Zustimmung.

Denard wandte sich an den Mann zu seiner Linken.

„Wargam, Ihr habt zusammengetragen, was hier verhandelt wird.“

Der Angesprochene raschelte mit Pergamenten und sagte dann mit einer Stimme, die so trocken war wie dieses Rascheln:

„Rebellion, mein kaiserlicher Herr. Die Edle Charis aus dem

Hause derer von Neu-Iblis gehörte zu den Führern der sogenannten Liga Freier Fürsten, die sich Eurem kaiserlichen Willen und damit dem Reich widersetzt haben. Sie zählte zu den wichtigsten Stützen des Prinzen Assanek und befehligte seine Truppen in der Schlacht. Weiterhin Schwarze Magie, mein kaiserlicher Herr. Nur durch einen bösen Zauber ist zu erklären, daß die Ligisten durch sie bei der Kenough-Brücke den Sieg errangen. Und sie ist auch dringend verdächtig, dem Erzschorken Urias von Caer Dom geholfen zu haben, seinen unheilvollen Zauber zu spinnen und eine mörderische Seuche über Euer Reich und Eure Untertanen zu bringen.“

„Ihr habt es gehört, Edle Charis. Verteidigt Euch dagegen, wenn Ihr könnt.“

„Ich kann“, gab sie kühl zurück. „Aber muß ich auch? Die Liga war ein Reich, gleich dem Euren, und unabhängig seit Hunderten von Jahren. Sie mag sich Euch unterworfen haben, Ihr mögt sie annektiert haben, aber all dies geschah nach dem langen Krieg und ohne daß ich oder irgendein Bewohner der Domänen vorher Euer Untertan war. Damit hat Euer Gericht keine Befugnis, über mich zu urteilen. Also bedarf es auch keiner Verteidigung oder Rechtfertigung von mir. Aber wenn Ihr Euch trotzdem das Recht anmaßt, über mich zu urteilen, dann seid Ihr zur Willkür bereit, und dann ist es egal, ob ich mich verteidige oder nicht.“

„Verstockt“, murmelte der Wassermeister Quaram hörbar. Denard jedoch lächelte.

„Graf Hyern, Euer Schützling redet sich vielleicht um ihren Kopf. Wollt Ihr für sie sprechen?“

Jolan verneigte sich knapp.

„Was den Vorwurf der Rebellion betrifft, so bin ich kein Rechtsgelehrter. Was die Edle Charis hierzu sagt, ist für mich als Laien nicht ganz von der Hand zu weisen. Vor langer Zeit gehörten die Domänen der späteren Liga zum Reich. Für einige Jahrhunderte waren sie unabhängig. Das Reich erhob erneut seinen Anspruch und führte Krieg darum. Dieser Krieg mag als Fehde gelten, womit er nicht kaiserlichem oder königlichem Recht unterliegen würde. Was den Vorwurf schwarzer Magie betrifft, so halte ich diesen für gänzlich falsch.“

Kühnheit und Geschick des Feindes waren es, die am Kennough den sicher geglaubten Sieg in eine schwere Niederlage verwandelt haben. Außer Euch, mein kaiserlicher Herr, bin wohl hier ich derjenige, der es am besten beurteilen kann und hart erliden mußte. Und auch der Vorwurf, die Edle Charis sei in Urias' sinistre Machenschaften verstrickt, ist falsch. Im Gegenteil war sie sehr bemüht, diese zu beenden, und hätten wir den veruchten Magier nicht sterbend vorgefunden, so hätte sie ihn getötet. Das war der Zweck unserer Reise nach Caer Dom. Einer Reise, die Charis von Neu-Iblis freiwillig und unter großer Gefahr mit mir unternommen hat, aus Abscheu vor diesem Verbrechen und seinen Folgen und ohne sich davon einen eigenen Vorteil versprechen zu können. Sie der Sünde anzuklagen, an der sie nicht nur unschuldig ist, sondern deren Folgen sie zu beenden versucht hat, ist widersinnig.“

„In diesem Punkte habt Ihr recht“, räumte Denard ein. „Unser guter Wassermeister wird hier über das Ziel hinausgeschossen sein.“ Mit einem raschen Seitenblick auf den Mann fügte er hinzu: „Ohne eine böse Absicht bestimmt, nur seinem hohen Dienstester folgend. Was die Rechtsfrage an sich betrifft: Ob kaiserliches Recht anwendbar ist oder nicht, entscheidet der Kaiser. Wir sagen dazu ja. Also ist der Anklagepunkt der Rebellion zulässig.“

Jolan verneigte sich knapp, was von ihm erwartet wurde, aber er widersprach zugleich auch, was sicherlich nicht erwartet wurde.

„Eure Entscheidung wird zumindest bei einigen Zweifel hervorrufen, mein kaiserlicher Herr.“

Denard runzelte die Stirn und warf seinem Gefolgsmann mißmutige Blicke zu, doch Jolan ließ sich davon nicht beirren. Er erwiderte sie fest.

„Das sei! Und was habt Ihr noch vorzubringen?“

„Nichts mehr. Ich denke, Eure Entscheidung ist bereits getroffen, mein kaiserlicher Herr. Dann bleibt mir nur noch, an Eure Milde zu appellieren, da die Edle Charis dies sicherlich nicht tun wird.“

„Stimmt das?“ fragte Denard, leicht vorgebeugt, und erinnerte sie damit an eine große, wohlgenährte Katze, die zu ihrem Vergnügen mit

einer Maus spielt. „Ihr erbittet keine Milde?“

Charis schüttelte nur stumm den Kopf.

„Und Ihr nennt Uns auch weder Euren kaiserlichen Herrn noch unterwerft Ihr Euch Unserer Macht?“

„Ich nenne Euch den König von Agara, Herr Denard, und ich nenne Euch den Sieger über die Liga. Wenn die Liga Euch als Kaiser anerkennt und sich Eurem Willen beugt, hört sie auf zu bestehen. Damit wäre die Domäne Iblis frei von ihren bisherigen Bindungen. Ob sie sich unterwirft oder nicht, liegt bei ihrer derzeitigen Herrin, nicht bei mir. Ich unterwerfe mich nicht, solange Ihr nicht den Schlüssel von Burg Iblis habt.“

---

## „Und Ihr nennt Uns auch weder Euren kaiserlichen Herrn noch unterwerft Ihr Euch Unserer Macht?“

---

„Dann will Iblis ganz allein Uns trotzen?“

Charis zuckte die Schultern, und auch wenn eine solche Entscheidung Wahnsinn wäre, spürte sie Stolz bei dem Gedanken, daß Ibliser Tradition und Eigensinn es nicht ganz unmöglich machten.

„Das liegt nicht bei mir. Weder bin ich die Herrin noch frei in meinen Entscheidungen. Ich biete Euch Urfehde auf drei Jahre. Und ich biete Euch Lösegeld, vorausgesetzt, Ihr stundet es mir auf Ehrenwort, denn ich besitze nichts.“

„So.“ Denards Augen wurden schmal, und jetzt erinnerte er mehr an einen Hund, der bald zuschnappt, als an eine tödlich spielende Katze. Seine Gefolgsleute bewegten sich unruhig, nur die beiden Wassermeister lächelten siegesicher. „So, Edle Charis, und das meint Ihr, reicht aus? Noch nicht einmal Kniefall und Gefolgschaftschwur bietet Ihr Uns an?“

„Weder das eine noch das andere“, erwiderte sie fest. Ihre Stimme

war frei von jeder Schwankung, aber ihr verletztes Bein zitterte, und sie hatte Mühe, es zu unterdrücken. Das minderte den gefährlichen kleinen Triumph, das Anschwellen von Denards Zornesader zu sehen.

„Dann werden Wir sehen, ob die Gefangenschaft Euch Fügsamkeit lehrt.“ Der Blick des Herrschers fiel auf Jolan, der sich verhalten räusperte. „Ihr möchtet etwas sagen, Graf Hyern?“

„Mit Verlaub, kaiserlicher Herr. Gewährt Ihr Verschonung gegen Ehrenwort. Ich bürgе dafür, daß sie es hält.“

Denard wandte abwägend den Kopf von einer Seite zur anderen.

„Ihr habt viel für Uns geleistet, Graf Hyern. Und dabei viel opfern müssen. Wir achten das. Aus Rücksicht auf Euch, nicht auf eine Feindin, bestimmen wir: Eure Grafenschaft soll ihr Gefängnis sein, Ihr der Wächter. Ihr haftet mit Eurem Leben. Euer Kopf ist verfallen wie der ihre, wenn sie ohne unseren ausdrücklichen Befehl außerhalb der Grenzen Eurer Grafenschaft angetroffen wird. Seid Ihr damit einverstanden?“

Daß er zögerte, verübte Charis ihm nicht, und daß er sie anschaute, verstand sie sehr wohl. Sie wollte den Mund öffnen und sagen, daß sie ein kaiserliches Verlies vorzöge, aber bevor sie dazu kam, hatte Jolan bereits geantwortet:

„Einverstanden, mein Kaiser.“

Denards Augen weiteten sich erstaunt. Der Wassermeister Quaram griff nach seinem Ärmel und wollte ihn zu sich ziehen, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern, aber Denard schüttelte ihn unwillig ab. Dann lächelte er.

„Gut, es sei. Gebe Ghu, daß Ihr Euch nicht irrt, Graf.“ Er machte eine Handbewegung, die Entlassung signalisierte. Jolan verneigte sich tief, Charis steifnackig. Als sie neben dem Grafen von Hyern hinausschritt, spürte sie, daß manche Blicke ihren Rücken trafen wie Dolchstiche. Sie prallten an ihr ab.

Sie ritten so dicht nebeneinander wie alte Schwertgenossen, aber das Schweigen schuf zwischen ihnen einen tiefen, kalten Abgrund. Charis tat nichts, ihn zu überbrücken. Wohl spürte sie, daß Jolan bisweilen nach Worten suchte, ihr Schweigen ihn dann aber hemmte. Schließlich brachte er doch die

Frage heraus:

„Bereut Ihr, mir geholfen zu haben?“

„Bereut Ihr, daß Denard Euren Kopf als Pfand für ruhige Nächte genommen hat?“

„Bei Ghu, ich bedauere es so viel oder so wenig wie Ihr“, versetzte er, und das machte Charis lachen. Ihr Lachen war mehr Bitterkeit und Bosheit als Erheiterung.

„Die Gefahr für Euch ist größer als die für mich, Graf von Hyern. Mein Rat an Euch ist, steckt mich in Euer Verlies und schickt den Schlüssel Eurem Herrn, dann könnt auch Ihr ruhig schlafen.“

„Ich wäre unbesorgt, wenn ich Euer Wort hätte, mir nicht zu schaden.“

„Ihr denkt, ich würde es halten, weil ich es schon einmal getan habe?“

„Ja.“

Ihr lag auf der Zunge, daß heute nicht damals sei, daß sich vieles verändert hatte, daß der Krieg für ihn aus sei, aber nicht für Denard und wahrscheinlich auch nicht für sie. Zumindest nicht, wenn sie nicht verlernt hatte, die Zeichen zu deuten. Sie dachte daran, daß sie Urias' Erbe hätte antreten können, daß heute ihr Banner über Caer Dom flattern könnte und sie vielleicht imstande gewesen wäre, mit diesen dunklen Kräften zumindest einen Teil der Domänen zu halten. Sie dachte daran, daß zwei ihrer Brüder mit Sicherheit und der dritte höchstwahrscheinlich tot war und nur der dünne Lebensfaden der alternden Hyazinth zwischen ihr und einer Erbschaft stand, die sie einmal sehr begehrt hatte.

Und sie dachte daran, wie Jolan für ein paar entscheidende Augenblicke die rattenköpfigen Krieger abgewehrt hatte, bis ihre Kräfte zurückgekehrt waren. Ihr wäre lieber, wenn sie Ketten trüge und hinter Riegeln und Bannsprüchen eingesperrt wäre, als sich selbst zu binden.

„Ich schwöre Euch Urfehde auf anderthalb Jahre, Jolan Graf von Hyern. Das schließt ein, daß ich Eure Grafschaft nicht ohne Eure Zustimmung verlassen werde.“

Er lächelte. „Denard habt Ihr drei Jahre geboten.“

„Denard ist der König, Ihr seid einer seiner Fürsten“, erinnerte sie ihn mit leichtem Hohn. „Warum solltet Ihr soviel erhalten wie er?“

Jolans Lächeln wurde schwächer, aber es erstarb nicht ganz. „Ihr habt recht“, räumte er ein. „Ich sage Euch Dank und nehme an. Ihr seid mein Gast auf Burg Hyern und in den Grenzen meiner Grafschaft frei. Achtet darauf, diese Grenzen nicht zu überschreiten.“

Charis nickte. Sie würde sie erkunden, diese Grenzen, wie jeder Gefangene sich mit seinem Kerker vertraut machte und ihn bis in den letzten Winkel abschritt, aber sie würde die unsichtbare Mauer nicht überschreiten. Nicht vor dem übernächsten Winter. Das wußte sie schon jetzt, und auch Jolan wußte es. Es ärgerte sie ein wenig, daß er sich dessen so sicher sein konnte wie sie, aber unwillig eingestanden freute es sie zugleich.

---

**„Ihr habt viel  
für Uns geleistet,  
Graf Hyern. Und  
dabei viel opfern  
müssen.  
Wir achten das.“**

---

Der Rentmeister raffte seine Papiere zusammen, als er Fergus' klirrende Schritte hörte. „Wollt Ihr nach mir schicken, wenn Ihr mich wieder braucht, Herr?“ fragte er untertänig. Jolan nickte und hatte den Mann schon fast vergessen, als er aufstand und seinem Burghauptmann drei Schritte entgegen kam, um ihn zu begrüßen. Mit seinem linkshändigen Griff schüttelte er die Hand des Mannes, den so gut wie niemand ohne sein Kettenhemd und sein Breitschwert zu Gesicht bekam.

Fergus war groß und kräftig gebaut, gleichaltrig mit seinem Grafen, Spielgefährte seiner Kindheit und Waffenbruder seiner Jugend und darüber hinaus mit Jolan verwandt. Sie waren Vettern zweiten Grades.

„Du hättest dir einen besseren Spion aussuchen können als gerade mich“, sagte der Hauptmann. „Mit Sicherheit ist unser Gast keine

Sekunde im Zweifel, daß ich ihr nachschleiche wie ein brünstiger Kater der Katze. Nur daß der Kater wohl schwerer zu hören ist als ich.“

„Natürlich weiß sie es. Sie erwartet es. Und überdies ist es mir lieber, daß sie nicht mit unserem Wassermeister zusammenstößt, wenn niemand in der Nähe ist, der sie voneinander trennen könnte. Ich denke, daß sie auf dieser ganzen Burg außer mir nur noch dich respektiert.“

„Vielleicht. Allerdings ist sie höflich zu allen, selbst zu den niedrigsten Knechten.“

„Und was hat sie sonst getan in der Woche, die ich nicht hier war?“

„Sie war tagelang in der Schmiede. Dem alten Meister Ansgar hat sie ihr Schwert überlassen gegen die Erlaubnis, sich selbst eines zu schmieden. Er schwört, daß es dreimal besser ist als alle, die er jemals gemacht hat. Und seither übt sie jeden Tag mit dem Pferdeknecht Thom. Es ist erstaunlich!“

„Mich erstaunt es nicht; ich habe sie fechten sehen.“

„Oh, ich meine nicht sie. Daß sie es meisterlich kann, steht außer Frage. Sagtest du nicht, sie habe von Lhyle erschlagen? Er war vorher unbesiegt, und ich hörte, viele hielten ihn auch für unbesiegt. Nein, ich meine Thom. Ich hätte es nicht geglaubt, aber in dem Schwachkopf steckt mehr, als man denkt. Sie unterrichtet ihn erst wenige Tage, aber dennoch könnte ich einen Monatssold darauf wetten, daß er sich geschickter anstellt als die meisten unserer Gesinderitter.“

„Was für ihn, aber gegen die Ritter spricht. Man sollte nachforschen, wer sein Vater ist.“

„Das wird nicht leicht sein. Er ist nicht von hier und hat keine Anverwandten. Aus ihm selbst ist nicht viel herauszubekommen. Er ist ein bißchen schwachsinnig.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Egal. Und sonst?“

„Sie reitet aus. Jeden Morgen, kaum daß die Sonne aufgegangen und das Tor geöffnet ist. So zwanglos wie möglich habe ich veranlaßt, daß sie immer Gesellschaft hat. Junge Edle oder welche von unseren Gesinderittern, die vorgeben, ihren Pferden Auslauf und sich Übung verschaffen zu wollen. Dieser Apfelschimmel, der nach nichts aussieht, ist ein hervorragender

Renner. Keiner konnte mithalten. Da habe ich ihr einmal eine Wette angeboten und Pfeil aus dem Stall geholt. Sie hat auf eine Meile zwei Längen gegen ihn gewonnen.“ Fergus knirschte mit den Zähnen und wirkte sowohl belustigt als auch verärgert. „Es hat mich zehn Silberstücke gekostet, und ich wäre sogar bereit gewesen, höher dagegen zu halten.“

Jolan lachte.

„Ich leiste dir Ersatz aus meiner Schatulle. Ich hätte genauso verloren wie du.“

„Angenommen! Aber nur zur Hälfte – laß uns den Verlust teilen.“

„Wie du möchtest. – Sag, Fergus, was denkst du von ihr?“

Der Hauptmann blickte sich um, als wollte er sich vergewissern, daß niemand sie belauschte.

„Ganz unter uns? Unter Männern, unter Rittern, unter Verwandten?“

„Natürlich unter uns.“ Jolan war fast ein wenig beleidigt. Er vertraute Fergus wie einem Bruder. Ja, sogar noch mehr als einem leiblichen und legitimen Bruder, denn der Hauptmann stand in der Erbfolge der Grafschaft weit hinten.

Fergus holte einen kleinen Span mit ausgefranstem Ende aus der Tasche und stocherte damit zwischen seinen großen, gesunden Zähnen herum.

„Vetter, sie hat in weitem Umkreis nicht ihresgleichen. Sie ist für uns fremder als die Männer mit der schwarzen Haut, die der Kaiser zu seiner Kurzweil am Hofe hält. Aber das sind Narren und Schwächlinge, die im Winter leicht sterben. Die Edle Charis ist eine Hexe, eine Kriegerin, eine Heerführerin, eine Fürstin, eine Dämonin. Wenn ich sie nur sehe, dann steht vor mir eine Frau, die trotz ihrer männlichen Kleidung reizvoll ist. Aber wenn sie ficht, wenn sie reitet, wenn sie über Angelegenheiten von Männern und Herrschern spricht, dann spüre ich in ihr eine Macht, wie nur sehr wenige sie haben. Es sollte ihresgleichen nicht geben.“

„Es gibt sie. In den Domänen findest du nicht einmal wenige Hexenkriegerinnen, wenngleich wohl kaum eine wie sie.“

„Es wäre besser, sie wäre in den Domänen. Unser Kaiser ist – entschuldige! – ein Dummkopf. Und du bist – entschuldige nochmals! – es ebenfalls!“

„Mag sein. Würdest du ihrem Wort trauen?“

Fergus knickte den Kienspan zwischen den Fingern.

„Ghus kalte Hölle! Ich sehe wohl keinen Grund, nein zu sagen. Aber wenn mein Schicksal oder mein Leben davon abhinge, hätte ich Angst. Und was dich betrifft, habe ich auch Angst.“

Auf dem Platz zwischen den Hütten, im Schatten der gewaltigen Eiche, schien sich das ganze Dorf versammelt zu haben. Fast konnte Charis nicht glauben, daß so wenige Behausungen so viele Menschen beherbergten. Aber sie war seit drei Tagen auf der Wanderung und hatte dabei vieles gesehen, was ihr vorher fremd oder unbekannt gewesen war. Dazu trug natürlich

---

## „Du hättest Dir einen besseren Spion aussuchen können, als gerade mich“, sagte der Hauptmann.

---

bei, daß sie nicht hoch zu Roß und gerüstet und gewappnet umherzog, sondern in der Kleidung einer Bäuerin und mit keinem anderen Begleiter als dem ähnlich ländlich gekleideten, schweigsamen Thom.

„Was mag da vorgehen?“, fragte sie.

„Gericht.“ Der hünenhafte Mann blieb bei seiner Angewohnheit, abgehackt und in unvollständigen Sätzen zu sprechen. Seine Kameraden und Vorgesetzten hielten ihn deshalb für schwachsinnig, aber Charis wußte es besser.

„Sehen wir es uns an“, sagte sie.

Thom bahnte ihr einen Weg durch die Menge. Er brauchte sich dazu nicht weiter anzustrengen – die Leute machten schnell Platz, als sie merkten, daß der breit gebaute Fremde sich in ihren Kreis hineinschob. In seinem Windschatten gelangte Charis bald in die vorderste Reihe, und als er zur Seite trat, konnte sie erkennen, was den Auf-

lauf der Dörfler verursacht hatte. Der Mann in Rot und seine drei Waffenknechte gehörten sichtlich nicht hierher. Ihre vornehme Kleidung, das Rüstzeug, die Waffen und die vier Pferde wiesen sie als Bewohner einer herrschaftlichen Burg oder zumindest einer Stadt aus. Zwei der Bewaffneten hielten einen Jungen zwischen sich fest. Er hing zwischen ihren Armen so schlaff, als wäre er an der Grenze zur Bewußtlosigkeit. Sein Gesicht war verquollen und blau und grün von Schlägen. Er zählte vielleicht dreizehn oder höchstens vierzehn Jahre.

„Stimmt das?“ fragte soeben der Mann im langen, roten Mantel mit schneidender Stimme.

Die Antwort des Jungen war kaum vernehmlich.

„Er hatte Hunger!“ wiederholte einer der Waffenknechte und brach in ein brüllendes Gelächter aus, das erst auf einen finsternen Blick seines Herrn verstummte.

„Hunger hattest du also“, sagte der Richter ärgerlich. „Deshalb stiehlt du? Andere hungern auch und stehlen nicht. Du weißt, was dir dafür blüht!“

Jetzt erwachte der Junge aus seiner Lethargie. Er riß die Augen mit dem geheizten Blick eines wunden Tieres auf. In der Zahnreihe hinter seinen blutigen Lippen klafften Lücken. „Nein“, stammelte er, „nein, hoher Herr, bitte, nein!“

„Was geschieht mit ihm?“ fragte Charis den Dörfler zu ihrer Linken. Der Mann antwortete, ohne den Blick von der Szene zu nehmen: „Er hat dem Bäcker einen Laib Brot stehlen wollen und ist erwischt worden. Jetzt hängt er.“

„Er wird aufgehängt?“, fragte Charis ungläubig. „Für ein Stück Brot?“

Der Mann wandte sich ihr zu.

„Das ist Sitte und Gesetz. Herr Fenn ist vom Herrn Grafen, dem Ghu ein langes Leben schenken möge, zum Gerichtsherrn bestimmt worden, zum Herrn über Leben und Tod in dreißig Dörfern.“

Noch während Charis den gemurmelten Worten lauschte, drang der kurze, tödliche Befehl an ihr Ohr: „An den Ast mit ihm!“

Die Menschen drängten dichter herbei, während einer der Knechte ein langes Seil von seinem Sattel nahm und begann, eine Schlinge zu

knüpfen.

Charis trat vor.

„Wartet einen Augenblick“, sagte sie in höflichem, jedoch gebietendem Tonfall. „Herr Fenn, Ihr wollt doch nicht ein Kind dem Tode überantworten?“

Der Richter schaute sie irritiert an. Wahrscheinlich war er es nicht gewöhnt, daß seine Amtshandlungen unterbrochen wurden. Und vielleicht erstaunte ihn auch, daß eine Frau, die ihrem Äußeren nach von niedrigem Stand war, ihn mit gleichermaßen selbstbewußten wie wohlgesetzten Worten ansprach.

„Scher dich um deinen eigenen Dreck, Weib“, knurrte er. „Sonst lasse ich dich mit der Peitsche verjagen. Und dich, Kerl, auch, wenn sie deine Frau ist!“

Thom, dem die letzten Worte gegolten hatten, machte eine steife Verneigung. „Nicht meine Frau“, sagte er in seiner typischen abgehackten Sprachweise. „Edle Frau. Nicht auspeitschen.“

Fenn lachte. „Eine heimliche Prinzessin also? Und du ihr getreuer Paladin, was? Nur schade, daß du weder Schwert noch Rüstung noch Streitroß hast.“

„Kein Streitroß. Keine Rüstung“, sagte Thom, als bedrücke ihn dieser Mangel. Dann lächelte er. „Aber Schwert!“ Und es blitzte metallisch, als er sein langes, schmales Bündel über die Schulter zog, mit der rechten Hand hinein griff und ihre beiden Schwerter heraus zog. Er wirbelte eines davon mit einer fließenden Fortsetzung der Bewegung durch die Luft. Noch während die Augen der kriegsgewohnten Männer dem Schauspiel folgten, flog der Griff der Waffe Charis' Hand entgegen, als sei sie ein starker Magnet. Die Leute rings umher wichen zurück. Nur eine alte, bucklige Frau verharrte still auf ihren langen Stab gestützt. Ihr von tiefen Runzeln durchfurchtes Gesicht zeigte einen Ausdruck seltsamer Belustigung.

„Freches Pack!“ schimpfte Fenn. „Ich lasse euch neben diesen jungen Verbrecher hängen! Dem Landvolk ist es verboten, die Waffen von Kriegern zu tragen!“

„Herr Fenn“, sagte Charis ruhig, „ich habe keinen Streit mit Euch. Ihr kennt uns nicht, und deshalb trifft es mich nicht, daß Ihr uns beleidigt. Jetzt aber sollt Ihr wissen, daß ich eine Tochter von Neu-Iblis bin und zu einem Haus gehöre, das

an Alter und Adel höher steht als das Eure oder Euer Amt. Ihr seid ein Lehnsmann meines Gastgebers, und daher ist es mir verwehrt, Euch zu ritterlichem Zweikampf zu fordern. Wenn Ihr uns aber angreift, werde ich Euch töten.“

Fenn runzelte die Stirn und hatte sichtlich Mühe, sich auf die Situation einzustellen. Nicht weniger schien ihn ihr Hochmut zu ärgern, da er drei Gewappnete in seiner Begleitung hatte und sie nur eine Frau war und einen einzigen Gefolgsmann hatte. Auf der anderen Seite mochte er trotz seines Ärgers bemerkt haben, daß sie den Grafen Hyern ihren Gastgeber genannt hatte. Vielleicht hielt ihn das eher als ihre Drohung ab, das Schwert zu zücken.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er und war sich vielleicht gar nicht

---

**„Er hatte Hunger!“,  
wiederholte einer  
der Waffenknechte  
und brach in  
ein brüllendes  
Gelächter aus,...**

---

bewußt, daß er das Du gegen die höfische Anrede vertauschte. „Wer seid Ihr, und wozu dieses seltsame Versteckspiel in Bauernlumpen, wenn Ihr aus herrschaftlichem Geschlecht seid? Lügt mich an, und Ihr werdet den Abend nicht mehr erleben!“

„Ich bin Charis aus dem Haus Neu-Iblis.“ So fern von den früheren Kriegsschauplätzen war ihr Name weniger bekannt, als sie gedacht hatte, denn weder er noch sonst jemand zeigte eine Reaktion darauf. „Wir sind Wanderer, und was ich heute von Euch will, ist das Leben dieses Jungen. Es liegt keine Gerechtigkeit darin, ein hungerndes Kind zu hängen, weil es Brot genommen hat.“

„Wer immer Ihr sein mögt, dies ist mein Gerichtsbezirk, und Ihr habt mir darin überhaupt nichts zu befehlen. Zudem halte ich Euch für eine Lügnerin. Ich sollte Euch und diesen Kerl erschlagen lassen, aber

weil Ihr mich amüsiert habt, mögt Ihr noch einmal davon kommen. Geht mir aus den Augen, ihr beiden. Und laßt die Schwerter hier, denn so, wie Ihr aussieht, müßt Ihr sie irgendwo gestohlen haben.“

Charis richtete sich hoch auf. „Nennst du mich eine Diebin, Herr Fenn?“

„Hörst du schlecht?!“ Wütend benutzte er wieder das Du, das einem Herrn gegenüber einer Unfreien zustand. „Auf die Knie mit dir, wenn du weiterleben willst!“

Die Knechte zogen blank und drängten nach vorn. Auch Thom entblößte sein Schwert. Wegen seiner Größe und weil er offensichtlich mit der Waffe vertraut war, zögerten die Männer. Charis ging auf Fenn zu. Der Richter trug unter seinem prunkvollen Umhang Kettenhemd und Schwert. Etwas unwillig langte er nach der Waffe. Charis stieß zu, ohne ihre Klinge aus der Scheide zu ziehen. Sie traf ihn genau in den Bauch. Das Kettenhemd fing einiges von der Gewalt des Stoßes ab, sonst wäre er auf der Stelle bewußtlos zusammengebrochen. Aber auch so reichte es noch aus, daß er sich schmerzlich zusammenkrümmte. Sie schlug ihn mit der flachen Seite der Schneide wuchtig auf den Kopf und fällte ihn damit ganz. Bevor er begriff, wie ihm geschah, hielt sie die nun entblößte Klinge an seinen Hals.

„Eure Männer würden gegen Thom wahrscheinlich verlieren“, sagte sie. „Trotzdem wäre es mir lieber, wenn der Kampf nicht stattfände, da ich das Blut der Diener meines Gastgebers nur ungern vergossen sehe. Befehlt ihnen, einzuhalten, Edler Fenn.“

„Die Schwerter weg“, krächzte er. Dann, den Kopf vorsichtig zu Charis neigend und dabei die Schwertspitze mißtrauisch beäugend: „Bei Ghu, das ist Hexenkunst!“

„Haltet mich meinnetwegen für eine Hexe. Hexenkriegerin wäre richtiger, so sagt man in meiner Heimat. Es tut mir leid, daß Gewalt angewandt werden mußte. Ich würde gern mit Euch über diesen Jungen sprechen.“

„Ihr brecht das Gesetz!“

Charis lächelte. „Nicht zwangsläufig, nur, wenn ich muß.“ Sie nahm die Klinge weg und streckte ihm die Hand entgegen. Als sie ihm

auf die Beine half, war er offenbar erstaunt über ihre Kraft. „Vielleicht könnt Ihr Euer Urteil revidieren, Herr Fenn. Beispielsweise, wenn der Bäcker seine Anzeige zurückzieht.“ Sie schaute in die Runde. „Wer von euch ist der Bäcker?“

„Ich, Herrin.“ Der Mann, der unsicher vortrat, war der wohlgenährteste von den Einwohnern. Man sah ihm seinen Beruf förmlich an.

„Ich möchte dir den Verlust und deine Unannehmlichkeiten erstaten. Würden fünf Silberstücke reichen, daß du deine Anzeige zurückziehst?“

Der Bäcker machte eine so tiefe Verbeugung, daß er Mühe hatte, sein Gleichgewicht zu wahren und sich wieder aufzurichten.

„Ihr seid sehr großzügig, Herrin.“

„Thom, gib ihm Geld. Herr Fenn, Ihr seht, daß der Fall sich regeln ließ. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter.“

Der Mann im roten Mantel rieb sich den Kopf, der vielleicht noch von dem Hieb schmerzte.

„Ich kann Euch nicht widersprechen“, räumte er unwillig ein.

„Damit wir nicht als Feinde scheiden, schlage ich vor, daß Ihr unseren Kampf vergeßt, wie ich vergessen werde, daß Ihr mich eine Diebin genannt habt.“

„Ich denke, daß das das Beste ist“, sagte Fenn. Er schaute sich wild in der Runde um, als könnte er allen Umstehenden die Erinnerung an das Geschehene rauben. Charis nahm den noch immer wie betäubt dastehenden Jungen am Arm.

„Wie heißt du?“

„Eh ... Elgar, He-herrin.“

„Komm mit, Elgar.“

Die Dorfleute wichen vor ihr zurück, vielleicht respektvoll, vielleicht auch ängstlich – der Unterschied interessierte sie nicht. Sie war sich Thoms Anwesenheit dicht hinter ihr bewußt, auch wenn sie durch das Geraune und Gemurmel seine Schritte nicht hören konnte. Und noch etwas anderes wurde ihr bewußt: Da war ein stechender Blick in ihrem Rücken, wütend, geradezu haßerfüllt. Sie dachte an Fenn und kümmerte sich nicht weiter darum.

„Werden verfolgt?“ fragte Thom ruhig. Charis wandte ihm ruckartig den Kopf zu. Hatte er es selbst

gespürt, oder hatte er sie so genau beobachtet, daß ihm irgendeine winzige Veränderung in ihrer Haltung aufgefallen war? Sie lächelte.

„Ja“, sagte sie. Der Junge neben ihr gab einen dumpf unterdrückten Laut des Schreckens von sich. Er zitterte, aber das hatte er schon getan, als sie das Dorf verließen, und er würde wohl auch in größer werdenden Abständen noch einige Zeit die Folgen nervlicher Anspannung erkennen lassen.

„Fenn?“

„Nein“, vermutete sie. „Keine Pferde, glaube ich. Sonst hätten sie uns wohl schon eingeholt. Laß uns weitergehen. Wir werden schon merken, wer es ist.“

Sie hatten die Schwerter nicht wieder in das Bündel eingepackt, sondern trugen sie in den Händen.

---

## Charis richtete sich hoch auf. „Nennt ihr mich eine Diebin, Herr Fenn?“

---

Charis glaubte nicht an einen Überfall, aber der Amtmann war vor den Augen der ihm unterstellten Leibeigenen schwer gedemütigt worden, und ein Versuch, Rache zu nehmen, war nicht unmöglich.

Endlich lichtete der Wald sich vor ihnen und gab den Blick auf eine schimmernde Wasserfläche frei. Der Weg gabelte sich links und rechts, aber der See war so groß, daß sie nicht erkennen konnte, ob die Pfade sich am anderen Ufer wieder trafen.

„Wir rasten“, entschied Charis. „Setz dich, Elgar. Hast du Hunger?“

Der Knabe nickte einfrig. Abgesehen von den offenkundigen Verletzungen, die er hatte, war er bemitleidenswert dünn. Außerdem hatte er einen unangenehmen Körpergeruch. Charis dachte, daß sie ihn baden lassen sollte, und es war warm genug, daß er bei der Gelegenheit auch die Lumpen wechseln konnte, die er trug. Sie war sicher, daß er Ungeziefel hatte,

und sie verspürte keine Sehnsucht nach den Bissen von Flöhen oder Läusen. Zuerst aber mußte er etwas zwischen die Zähne bekommen, damit er nicht vor Entkräftung umkippte.

Auch sie spürte gesunden Appetit und griff zu, als Thom das Brot brach und das kalte Fleisch mit dem Messer zerteilte.

Das Gefühl einer fremden Anwesenheit wurde immer deutlicher, während sie aßen. Und als sie die letzten Bissen der einfachen Mahlzeit mit dem klaren Seewasser heruntergespült hatten, trat eine einzelne Gestalt aus dem Schatten der Bäume. Es war die bucklige Alte, die Charis schon in dem Dorf einmal aufgefallen war. Jetzt wurde sie wachsam, als die Frau näher trat, schwer auf ihren Stab gestützt und das linke Bein deutlich nachziehend.

„Ihr wart sehr unfreundlich, meine Liebe“, sagte die Frau, und ihre Stimme paßte überhaupt nicht zu ihrer äußeren Erscheinung. „Es ist ein gehöriger Umweg, den ich in Kauf nehmen mußte Euretwegen. Aber ich will es vergessen, wenn Ihr mir die Beute überlaßt.“

„Wovon spricht Ihr?“, fragte Charis.

„Nun, von dem da.“ Ihr knochiger Finger deutete auf Elgar, der prompt wieder zu zittern begann und versuchte, sich hinter Thomas breitem Rücken zu verbergen.

„Was habt Ihr mit ihm zu schaffen? So wie ich es verstanden habe, hat er den Bäcker bestohlen und nicht Euch.“

„Ach, tut nicht so scheinheilig, meine Liebe. Oder fürchtet Ihr, Eure Beute kopscheu zu machen? Hah, Ihr füttert ihn sogar noch! Welche Verschwendung, fünf Silberlinge für das zu bezahlen, was umsonst zu bekommen gewesen wäre. Aber Ihr wollt ihn für Euch allein, nicht wahr? Das paßt zu Euch, zu Eurer hochmütigen Art.“

„Ich verstehe noch immer nicht.“

Die Frau richtete sich auf. Was Charis für einen Buckel gehalten hatte, war eine Täuschung, hervorgerufen durch ihre geneigte Haltung oder durch ein Bündel unter ihren Lumpen oder durch einen einfachen Zaubertrick. Sie schaute genauer hin, und im hellen Sonnenschein schwanden die Runzeln und Furchen wie von selbst. Was ihr entgegenblickte, war das eben-

mäßige, hübsche Gesicht einer Frau, die schwerlich mehr als dreißig Sommer zählte. Ihre Augen waren grau und kühl.

„Seid Ihr wirklich so sehr Kriegerin und so wenig Hexenkünstlerin, daß Ihr Euch nicht auskennt? Habt Ihr tatsächlich nur aus Menschenfreundlichkeit gehandelt, als edle Ritterin?“ Sie kniff die Augen zusammen, wodurch sie noch kühler wurden. „Ja, Ihr seid wohl eine von diesen hochfahrenden Frauen aus dem Nordosten. Ich erkenne das Feuer in Euch. Macht ohne Klugheit und keinen Sinn für die kleinen Künste, die nützlichen Künste, für ein bißchen Kräutermagie. Ich muß es Euch wohl erklären, damit Ihr versteht.“

„Seid so freundlich“, versetzte Charis trocken.

„Hängt einen Mann, und er wird sterbend ein letztes Mal seinen Samen ergießen. Seltene Kräuter wachsen unter den Galgenbäumen, Pflanzen, die nur nachts den Schutz der dunklen Erde verlassen und ihre Kelche dem Mondlicht entgegen heben. Besonders wertvoll sind sie, wenn der Gehängte nicht mehr ganz Kind und noch nicht ganz Mann ist, wenn es jungfräulicher Samen ist, aus dem diese Kräuter sprießen. Das hat mich nach Mühlthal gezogen, mehr als zwei Tagesmärsche weit, und dann seid Ihr gekommen und habt ihn mir unter der Nase weggeschnappt. Ich müßte deshalb wütend auf Euch sein. Da Ihr aber unwissend seid, will ich es Euch nicht zum Vorwurf machen. Überlaßt ihn mir, und wir scheiden nicht als Feinde.“

„Ihr wollt vollenden, was Fenn ihm zugedacht hatte? Ihn aufhängen?“

Elgar gab einen ersticken Schrei von sich. Der Blick der grauen Augen irrte für einen Moment an Charis' forschenden Blicken vorbei.

„Nun ... ja.“

„Meine Antwort ist nein.“

Die Lippen der Frau wurden schmal.

„Gut, Ihr habt ihn um fünf Silberlinge freigekauft. Ich ersetze Euch die Summe.“

„Meine Antwort ist noch immer nein.“

Die Fremde kaute an ihrer Lippe, und das kam Charis erschreckend vertraut vor, weil sie dieselbe Angewohnheit hatte, wenn sie nachdachte, zögerte oder Ärger herunter-

terzuschlucken versuchte.

„Ich verstehe. Ihr macht kein Geschäft ohne Gewinn. Verdammnis, bräuchte ich das Kraut nicht so dringend ... Aber es sei. Zehn ist mein letztes Wort.“

Es ärgerte Charis, daß die Fremde mit ihr feilschte, als sei es eine Frage des Preises und nicht der Einstellung. Sie stand geschmeidig auf und legte die Hand an das Schwert.

„Ich lasse nicht zu, daß er gemordet wird. Ihr habt Euch den Weg umsonst gemacht! Geht, bevor ich wütend werde und Euch für Euer böses Wollen strafe.“

Die Fremde fletschte die Zähne.

„Ihr wißt nicht, wem ihr droht! Ich bin nicht Fenn. Übergibt mir den Jungen, oder ich werde Euch und Euren grobschlächtigen Diener erschlagen.“

Charis lachte.

---

## Es war die bucklige Alte, die Charis schon in dem Dorf einmal aufgefallen war. Jetzt wurde sie wachsam...

---

„Versucht es. Aber nennt mir vorher Euren Namen, damit ich weiß, wen ich getötet habe.“

„Ich bin Aela Arthais, meine Liebe, und das ist mein wahrer und vollständiger Name. Noch nie hat ihn ein Mensch vernommen, dem ich nicht sehr vertraut habe oder der nicht bald mit dem Klang dieses Namens im Ohr gestorben ist. Es tut mir leid um Euch, aber Ihr wart gewarnt.“

Mit diesen Worten hob die Frau ihren Stab, und in der Bewegung verwandelte er sich in ein langes Schwert mit gewellter Klinge, und Feuer lief die Schneide hinauf und hinunter. Kleine Flammenzungen lösten sich, als Aela die zauberische Waffe schwang.

Charis war nicht so erstaunt, daß sie überrumpelt wurde. Sie wich ein wenig zurück, aber nicht aus Angst, sondern um die paar Augenblicke zu gewinnen, die sie brauchte. In ihrer linken Hand wuchs ein Licht,

streckte sich zu einem Stab und dann zu einem Speer. Sie berührte damit das Flammenschwert und rief ein Wort in der Alten Sprache. Ein blendender Blitz zuckte, nicht vom Himmel in den Boden, sondern umgekehrt von der Zauberwaffe in Richtung der Wolken. Dann erloschen Licht und Feuer gleichzeitig.

„Nun zeigt, wie Ihr Euch auf die Schwertkunst versteht.“

Aela Arthais hatte einen kurzen Moment geschwankt, und ihr Gesicht war verzerrt wie von einem Schmerz. Aber sie hatte sich auch rasch genug gefaßt, um ihren ersten Hieb zu führen. Charis parierte und begann mit einem Gegenangriff.

Sie stellte nach den ersten Schlagwechseln fest, daß sie es nicht mit einer geübten Kämpferin zu tun hatte. Wahrscheinlich hatte die Hexe sich immer auf die zauberische Wirkung der Flammen verlassen können und nie gelernt, einem Gegner mit gleichen Waffen entgegen zu treten. Für Charis war der Kampf mehr ein einseitiges Spiel. Sie trieb ihre Gegnerin immer weiter zurück. Schon bald ging der Atem der anderen unregelmäßig, und Schweiß strömte über ihr Gesicht. Charis entwaffnete sie mit einem kraftvollen Hieb. Aela erstarrte, als die Schwertschneide ihrer Gegnerin nur einen Fingerbreit über ihrer Brust ruhte.

„Werdet Ihr mich töten?“, fragte sie. Ihre Stimme war ruhig, aber in ihren Augen flackerte es.

„Ihr würdet es an meiner Stelle tun, nicht wahr?“

Aela blickte zu Boden. „Verdammnis“, murmelte sie. „Ich habe Euch unterschätzt. Macht ein Ende.“

„Ich töte keine Unbewaffnete.“

Aela schielte zu ihrem Schwert, das drei Schritt entfernt am Boden lag.

„Ich möchte nicht mehr gegen Euch kämpfen.“

„Dann unterwerft Euch.“

„Ich möchte mich auch nicht unterwerfen.“

„Dann nehmt noch eine Lektion in Fechtkunst.“

Widerwillig hob die Hexe ihre Klinge auf und stellte sich erneut dem einseitigen Gefecht. Charis zeigte nun den ganzen Umfang ihres Waffengeschicks, und es dauerte nicht lange, da war Aela ein zweites Mal entwaffnet. Charis fing

die Flammenklinge auf und wog sie in der Hand. Die Hexe begriff und schrie auf: „Nein! Nicht ins Wasser!“

„Zu spät!“ lachte Charis und schleuderte die Waffe wie einen Speer. Verzweifelt brüllte Aela ein Wort, das Charis nur vage vertraut vorkam, aber nicht in ihrem Sprachschatz enthalten war, nicht einmal in dem alten, geheimen, den sie so lange auf Burg Iblis studiert hatte. Im Flug verwandelte das Schwert sich in einen Stab. Er schwamm auf dem Wasser. Aelas Stirn glitzerte vor Schweiß, und das kam sicherlich nicht allein von dem für sie ungewohnt langen Kampf.

„Nicht schlecht“, anerkannte Charis. „Aber Ihr werdet es holen müssen.“

„Ich kann nicht schwimmen“, bekannte die Hexe kleinlaut.

„Dann wartet, bis ein günstiger Wind Euch Euren Stab entgegen treibt.“

„So lange kann ich den Bann nicht aufrecht erhalten. Auf trockenem Boden ewig, aber nicht im tiefen Wasser. Herrin, Ihr seid eine Tochter der Flamme. Ich will mich nicht mit Euch vergleichen, aber auch mein Element ist das Feuer, und deshalb ist der See für mich feindlich.“

„Wartet“, empfahl Charis mitleidlos. „Vielleicht habt Ihr Glück, und er ist nicht so tief, wie er aussieht.“

Aela seufzte. Ihr Stab schwamm etwas weiter im Wasser, ganz so, als habe er mehr Gewicht, als einem Stück Holz zukam. Die Hexe streifte ihr schäbiges, vielfach geflicktes Kleid ab. Ihre Wäsche war aus weißem Linnen, vornehm genug, um einer Burgherrin zu gehören. Langsam setzte sie ihre Füße in die kühlen Fluten. Schon nach wenigen Schritten reichte das Wasser ihr bis zu den Hüften und bald bis an die Brust. Der Stab schien noch sehr weit entfernt zu sein. Aela Arthais warf einen hilfeseisenden Blick zurück. Charis zeigte keine Gnade. Die Hexe watete weiter, bis sie den Kopf nach hinten beugen mußte, um noch atmen zu können. Der Stab war jetzt ganz nahe, aber auch mit ausgestrecktem Arm konnte sie ihn nicht erreichen. Da gab sie einen Schrei von sich und warf sich nach vorn. Ihre Hand schloß sich um das Holz, aber sie ging unter. Ein paar Augenblicke kräuselte sich das Wasser, als

kämpfte sie mit einem unsichtbaren Gegner. Dann brach ihr Kopf durch die Flut. Sie japste nach Luft und verschwand wieder. Es dauerte einige Zeit, bis sie erneut auftauchte, diesmal näher am Ufer und mit festem Grund unter den Füßen. Sie beeilte sich, aus dem See herauszukommen. Dabei schüttelte sie sich schauernd wie ein nasser Hund.

Der Stab blieb ein Stab, auch als sie wieder Gras und Erde unter den Füßen hatte.

„Wünscht Ihr den Kampf fortzusetzen?“ fragte Charis mit falscher Freundlichkeit.

Aela schüttelte heftig den Kopf. „Erbarmen, Herrin, ich habe genug gebüßt.“

„Dann ergebt Euch auf Gnade und Ungnade.“

Die Frau zögerte. „Fordert Ihr mein Leben?“

---

### „Zu spät!“ lachte Charis und schleuderte die Waffe wie einen Speer.

---

„Ich hätte es Euch zweimal nehmen können, nicht wahr? Nein, ich bin keine Mörderin. Ich fordere einen Dienst von Euch.“

Aela senkte den Kopf und stützte sich schwer auf den Stab, der zugleich ein Schwert war. Sie wirkte nun für einen Augenblick wirklich so alt, wie es der Rolle entsprach, die sie spielte.

„Verfügt über mein Schicksal. Ich unterwerfe mich.“

Jetzt bekam Charis doch Mitgefühl für sie, fast eine Art von Mitleid.

„Trocknet Euch erst einmal. Thom, such ein wenig Holz, ich will ein Feuer entzünden.“

Bald prasselten die Flammen. Aela saß dicht davor, den Stab im Arm und die Hände um die bis zum Kinn angezogenen Knie geschlungen. Elgar hockte auf der anderen Seite des Feuers, sprungbereit und noch immer angstvoll. Er beäugte Aela voller Mißtrauen.

Aber von Zeit zu Zeit glitt sein Blick zu Charis, und dann leuchteten seine Augen auf. Vielleicht erfüllte ihn Stolz, weil eine mächtige Hexe und eine noch machtvollere Kriegerin um sein so unwichtig erscheinendes Leben gekämpft hatten.

„Was verlangt Ihr von mir?“ fragte Aela nach einer Weile.

„Einen einfachen Dienst. Eine Reise nach Agara, an den Hof König Denards, der sich jetzt Kaiser nennt. Ich will wissen, ob die Liga sich unterworfen hat und wie der Vertrag aussieht, den die Fürsten mit Denard geschlossen haben. Und ob es in den Domänen ruhig ist oder gärt. Ich kann Hyern nicht verlassen, aber Ihr könnt mein Auge und mein Ohr sein.“

„Ein weiter Weg“, sagte Aela. „Unbekannte Länder, die vor mir liegen, und ich werde unterwegs hungern und frieren. Vielleicht muß ich sogar stehlen oder gar betteln, um das Ziel zu erreichen.“ Sie seufzte steinerweichend. „Noch nie habe ich für einen Fehler so teuer bezahlt wie heute. Überwunden, gedemütigt, verknechtet!“ Sie knirschte so laut mit den Zähnen, daß ein älteres Gebiß es nicht ausgehalten hätte. „Verdammnis! Ihr werdet mir einen sehr bindenden Schwur abnehmen müssen, um nicht betrogen zu werden.“

Charis sah sie wohlwollend an.

„Ihr seid immerhin ehrlich, das ist fast mehr, als ich erwartete. Ich würde Euch die Probe ersparen, wenn nicht für mich viel von der Mission abhinge. Also bin ich die Eidnehmerin und Ihr die Eidgeberin. Reich mir Eure Hand.“ Und damit streckte sie ihre Rechte ohne Zögern in das Feuer. Die Lohe versengte ihre schmalen, sehnigen Finger nicht, sondern schien sie kosend zu umgeben. Aela machte große Augen.

„Ihr beherrscht die Flamme wirklich! Ich glaube nicht, daß ich Euch das gleich tun kann.“

„Ihr könnt es, wenn Ihr ohne Arg und Täuschung schwört.“

Die Hexe zögerte, bevor sie die Hand langsam ausstreckte. Rasch zog sie sie wieder zurück und schlenkerte sie in der Luft umher, als hätte sie sich verbrannt.

„Ohne Arg und Täuschung“, mahnte Charis. Aela Arthais biß die Zähne zusammen. Dann berührte sie Charis' Finger inmitten des Feu-

ers. Aber Charis gab sich damit nicht zufrieden, sondern ergriff die Hand der anderen und hielt sie in festem Griff. „Das ist ein Geas, eine bindende Verpflichtung“, sagte sie, während Aela sich unbehaglich wand. „Ich weiß, daß Ihr es jetzt ehrlich meint, sonst wäre Euer Fleisch bereits verkohlt. Aber laßt Euch nicht einfallen, unterwegs Eure Meinung zu ändern. Die Flammen würden nachholen, was sie heute nicht vollbringen können.“

„Dreifache Verdammnis“, fluchte Aela. „Ihr versteht es, jemanden zu quälen. Ich bitte Euch, Herrin, laßt mich los!“

Charis tat es. „Ihr seid nicht unschuldig an dem, was Euch geschieht. Es kommt Euch billiger als der Preis, den Elgar bei Eurem Sieg bezahlt hätte. Oder Thom oder ich.“

Aela hielt ihrem Blick stand. In den grauen Augen lag mehr Kraft, als Charis vermutet hatte.

„Ihr wußtet doch, daß Ihr gewinnt“, sagte die Hexe. „Ihr habt mit mir gespielt. Meine Gebote waren fair, das letzte sogar großzügig. Aber in dem Bewußtsein Eurer Macht habt Ihr auf die Herausforderung nur gewartet, sie geradezu provoziert. Ihr habt die verkrüppelte Alte ebenso gering geachtet wie die junge Hexe. Charis von Neu-Iblis, Hexenkriegerin, Tochter der Flamme... Eure Hand, die Ihr so unbesorgt dem Feuer aussetzt, hat hundertfachen Tod gebracht. Ich spürte es nicht in dem Moment, wo Ihr die Flammen meines Schwertes löscht, sondern als Eure Klinge die meine kreuzte. Da fiel mir das Wenige ein, was ich über Euch gehört habe. Ihr habt Euren prinzlichen Freund und einen Krieg verloren, Ihr seid aus Eurer Heimat verbannt, Ihr seid halb und halb eine Gefangene. Da ist es Euch wohl eine Genugtuung, eine kleine Hexe zu überwinden, ein einfaches Weib, das die kleinen, die nützlichen Künste kennt und nicht Eure hohe Zauberei. Ihr seid die Katze, die eine Maus in dem Glauben läßt, sie sei ein Hund.“

Charis richtete ihren Blick auf die Flammen, und das war eine halbe Flucht vor den grauen Augen und den nicht ganz unbegründeten Vorwürfen der anderen Frau.

„Aela, Ihr hättet Predigerin werden können, wenn Ghu auf den

Kanzeln seiner Tempel Frauen dulden würde. Manches ist wahr, was Ihr gesagt habt. Nur für eine kurze Frist durfte ich zum Teil sein, was mir gebührt, was mir zusteht. Davor war ich die arme Verwandte und die Bastard-Geburt, danach war ich eine halb rechtlose Gefangene. Das macht mich bitter. Aber habt Ihr ein Recht, mir das vorzuwerfen? Ihr, die Ihr morbiden Gewinn aus den Qualen von Gehenkten zieht, die Ihr ein Kind kaufen wolltet, um es dem Tode zu überantworten?“

Jetzt war es an der Hexe, den Blick abzuwenden.

„Ihr habt recht, Edle Charis, ich eigne mich nicht zur Richterin über Euch. Ich war nicht weniger hochmütig als Ihr es seid. Mindert das die Wahrheit meiner Worte?“ Sie stand auf und griff nach ihrem

---

**„Ich will wissen,  
ob die Liga sich  
unterworfen hat  
und wie der Vertrag  
aussieht, den die  
Fürsten mit Denard  
geschlossen haben.“**

---

Kleid. Charis' Hand schoß vor und hielt sie fest.

„Wartet. Hättet Ihr den Jungen aufgehängt, wenn ich ihn verkauft hätte?“

Aela schaute zu Elgar, der erneut zu zittern begann.

„Habe ich nicht gesagt, daß ich es tun würde?“

„Das sagtet Ihr. Aber hättet Ihr es getan?“

„Ach, Herrin, ich weiß es nicht. Sicher brauchte ich dieses Kraut, oder ich glaubte noch vor kurzer Zeit, es so dringend zu brauchen, daß ich dafür auch töten würde. Jetzt bekomme ich es nicht und muß in Eurem Dienst tausend Meilen wandern und werde es doch überstehen. Vielleicht hätte seine Angst und seine Jugend mich angerührt, und ich hätte ihn verschont. Vielleicht hätte ich auch davor zurückgeschreckt, ihn selbst zu töten, und ihn nach Mühlthal gebracht, um Fenns Gerechtigkeit

ihren Lauf nehmen zu lassen. Das war, bevor ich vor Eurer Klinge stand, und bevor ich fast ertrunken wäre, um die meine zu retten. Jetzt mag meine Antwort eine andere sein, als sie noch vor einer Stunde gewesen wäre.“

Charis ließ sie los. „Ich löse Euren Schwur, wenn Ihr es wünscht.“

„Nein.“ Sie zog ihr Kleid über den Kopf und stand würdevoll in Lumpen vor Charis. „Ihr habt ihn abgenommen, aber ich habe ihn gegeben, und ich halte ihn. Es mögen tausend Meilen nach Agara sein. Fünfzig Tage, dazu einige Zeit in der Stadt – rechnet in gut zwei oder knapp drei Monden mit mir. Finde ich Euch in Burg Hyern?“

„Ja.“

„Dann also dort. Lebt wohl, Herrin.“

Obwohl Charis' Blick schärfer war als üblich, verwandelte Aela sich vor ihren Augen in die alte, bucklige Frau. Auf den Stab gestützt, hinkte sie davon, aber ihrem Schritt hätte selbst ein rüstiger Wanderer nur schwer folgen können.

„Kluge Frau“, ließ Thom sich vernehmen. „Gefährlich. Wer hat gesagt? Ihr? Sie?“

„Das“, sagte Charis versonnen, „wußte ich auch gern.“ Sie massierte sich die linke Hand, wo sie ein leichter, vorher nicht wahrgenommener Schmerz irritierte. Über die Handfläche, aus der sie Kugeln oder Speere aus kaltem Licht wachsen lassen konnte, verlief ein kleines, wellenlinienförmiges Mal. Es sah aus wie eine Miniatur von Aelas zauberkräftigem Stab-Schwert. Charis ballte die Hand zur Faust und preßte die Nägel ins Fleisch, als wollte sie ein Zeichen auslöschen.

Die jagenden Wolken gaben hin und wieder den Blick auf die übergroß erscheinende Mondscheibe frei. Sein mattes Licht allein aber wäre zu dürftig gewesen. Deshalb brannten große Feuer neben der Tribüne, und sowohl die Wächter des Grafen als auch die teils von weither gekommenen Leute trugen Fackeln. Charis schwamm im Strom der Menge und fühlte sich sehr anonym. Auch auf wenige Schritte Entfernung würde sie kaum einer erkennen. Nicht in dem einfachen Kleid einer Bäuerin und unter dem Kopftuch, das ihre roten

Haare verdeckte. Höchstens die grünen Augen konnten sie vielleicht verraten, und deshalb hielt sie den Kopf leicht gesenkt. Das fiel nicht weiter auf, denn viele um sie herum hatten Gebrechen, und das war auch der Grund, warum sie nach Burg Hyern gekommen waren.

Auf der Tribüne saß der Graf im Kreise seiner wichtigeren Gefolgsleute und Höflinge. Den Ehrenplatz an seiner Rechten nahm Wassermeister Regis ein. Der Platz zur Linken war leer, wie es der Tradition entsprach, denn Jolan war unbeweibt. Aber die Hauptperson dieser nächtlichen Zeremonie war nicht der Herrscher, sondern sein Zauberer.

Soeben trat ein Mann auf Regis zu, der Kleidung nach ein Tagelöhner und noch nicht einmal ein Bauer auf eigenem oder Pachtland. Er streifte seinen Umhang zurück und entblößte dabei seinen linken Arm.

„Hab mich beim Holzmachen geschnitten, Herr“, sagte er. Seine unsichere Stimme ließ zugleich Angst und Hoffnung erkennen. „Es gab eine Schwellung und Fieber, aber das ging gut aus. Nur ist der Arm seither steif, Herr. Ich kann so nicht arbeiten. Könnt Ihr helfen, Herr?“

Regis schaute konzentriert auf das Glied. Er mußte gute Augen haben, um im Feuer- und Fackelschein etwas erkennen zu können, oder der intensive Blick gehörte zur Zeremonie und hatte sonst keine Bedeutung. Nach einiger Zeit griff der Wassermeister nach Hand und Schulter des Mannes und bewegte beide, so gut es ging. Einmal zuckte der Tagelöhner zusammen und stöhnte unterdrückt. Regis ließ ihn los.

„Das Fieber hat unsichtbare Narben unter der Haut zurückgelassen. Die machen den Arm steif. Es ist nicht sicher, ob die Kraft des Wassers dich heilen kann. Aber wir werden es versuchen. Streck den Arm aus.“

Der Mann tat, wie ihm geheißen wurde. Regis schöpfte mit einer silbernen Kelle Wasser aus einer silbernen Schale, die neben ihm stand. Mit einer eleganten Bewegung begoß er damit den linken Arm des Tagelöhners vom Handgelenk bis zur Schulter. Die Worte, die er dazu murmelte, waren kaum

zu verstehen, aber sie schmerzten Charis in den Ohren. Sie überlegte, ob es wirklich eine so gute Idee war, in ihrer Verkleidung hier zu warten und die Hilfe eines feindlichen Elements zu erbitten. Aber sie empfand mehr Neugier als Besorgnis.

Zweimal im Jahr, in der Vollmondnacht des Mittsommermonats und in der Vollmondnacht des Mittwintermonats, stellte Graf Hyern die Dienste seines Meisterzauberers jedem seiner Untertanen zur Verfügung. Aussätzige und Krüppel strömten von weither zusammen, aber auch unfruchtbare Frauen oder ängstliche Eltern, deren Kinder nicht so gediehen, wie sie hofften. Manchmal konnte er helfen, häufiger wohl nicht, doch die Leute waren in jedem Fall dank-

---

**Höchstens die  
grünen Augen  
konnten sie viel-  
leicht verraten, und  
deshalb hielt sie  
den Kopf leicht  
gesenkt.**

---

bar. Für die arme Landbevölkerung, die sich keinen Arzt oder Zauberkundigen leisten konnte, war dies vielfach die einzige Hoffnung auf Linderung oder gar Heilung ihrer Gebrechen.

Auf Regis' Befehl versuchte der Tagelöhner, den Arm zu beugen. Und tatsächlich bewegte er sich ein wenig. Der Mann fiel auf die Knie und stammelte seinen Dank. Regis winkte ungeduldig. Ein Wächter führte den glücklichen Mann zur Seite, damit der nächste vortreten konnte.

So rückte die Menschenschlange Stück für Stück nach vorn, während sich hinten immer mehr anschlossen. Charis vermutete, daß manch einer stundenlang vergeblich warten würde, weil die Nacht zuende war, bevor er an die Reihe kam. Sie hatte sich sehr frühzeitig eingefunden, und doch harrte sie schon lange aus und stellte dabei ihre Geduld auf die Probe.

Schließlich war es so weit. Leicht gebeugt erklomm sie die drei Stufen

der Tribüne. Sie verbeugte sich vor dem Wassermeister und in der gleichen Bewegung vor dem Grafen und achtete darauf, sie nicht direkt anzuschauen.

„Was ist mit dir, Frau?“, fragte Regis. Seine Stimme war nicht unfreundlich, aber anteilnahmslos.

„Meine Hand“, murmelte sie und streckte die Linke aus. Sie hielt die Finger verkrampft, so daß sie einer Klaue ähnelten. Regis' Blick auf ihrem Fleisch war fast körperlich spürbar. Dann berührte er sie. Sie zuckten beide im gleichen Moment zurück. „Die Flamme!“, keuchte Regis. Charis sah keinen Nutzen mehr in weiterer Verstellung und schaute ihn direkt an. In ihren Blicken knisterte eine unterdrückte Feindseligkeit, die nicht persönlicher Art war.

„Ihr!“ sagte der Wassermeister, seine Fassung rasch wiederfindend. „Ausgerechnet Ihr wollt die heilende Wirkung des Wassers erproben?“

Sie öffnete die Hand. Das wellenförmige Mal war so schwach, daß es in der Dunkelheit kaum zu sehen war. Aber Regis erahnte es. Er grinste höhnisch.

„Also habt Ihr Euch ein wenig verbrannt, Edle Charis, mit Eurem eigenen Element, und dagegen wollt Ihr meinen Zauber versuchen? Das könnte schmerzhaft werden.“

„Ich werde es ertragen, falls Ihr es wagt.“

Regis überlegte. „Wenn es überhaupt schadet, dann Euch mehr als mir. Nur: Seid Ihr sicher, daß Ihr Eure Macht im Zaum halten könnt, wenn der Kampf zweier feindlicher Elemente Euer Fleisch zerreißt?“

Jolan beugte sich in seinem Sessel vor.

„Charis, bedenkt, was Ihr tut! Ich möchte keinen Streit, vor allem nicht hier und jetzt!“

„Keine Sorge. Ich komme als Bittstellerin, nicht als Herausforderin. Meister Regis, ich garantiere Euch Sicherheit.“

„Nun denn.“ Er schöpfte Wasser, das in der silbernen Kelle selbst wie dunkles Silber schimmerte und das Mondlicht reflektierte. Charis biß die Zähne zusammen, als sie ein Wort in der feindlichen Sprache hörte, und dann floß das von ihm geweihte Wasser über ihre Hand. Der Schmerz ähnelte einer Brandwunde, aber es war kaltes Feuer, das

in ihrem Fleisch tobte. Dampf wallte auf. Charis warf den Kopf in den Nacken und kniff die Augen zu. Sie widerstand der Versuchung, die schmerzenden Finger zusammenzupressen. Endlich stieß sie den krampfhaft angehaltenen Atem aus. Ihr Blick wurde wieder klar. Das Mal war nicht mehr zu erkennen. Sie beugte den steifen Nacken vor Regis, wie sie es nur vor wenigen Fürsten und noch nie vor einem seiner Gilde getan hatte.

„Meinen Dank“, sagte sie. „Ihr dürft Euch wirklich Meister nennen. Wenn ich kann, werde ich mich gern revanchieren.“

„Hoffentlich nicht“, versetzte Regis, und die Anspannung wich langsam aus seinen Zügen.

„Ich möchte mit Euch sprechen, Edle Charis“, sagte Jolan von Hyern. „Setzt Euch!“

Sie blickte von ihm zu dem freien Platz und zögerte. Da erst wurde dem Grafen die mögliche Hintergründigkeit seiner Aufforderung bewußt. „Egal“, murmelte er. „Setzt Euch und laßt Regis seine Arbeit tun, ich habe keine Lust auf Gerüchte.“

Charis folgte seinem Wunsch und fragte sich, wie das Landvolk das sehen würde, die vermeintliche Bäuerin an der Seite des nobel gekleideten Herrschers, auf dem Platz, der eigentlich seiner nicht existenten Gattin zustand und keiner eher zufälligen Besucherin, geschweige denn einer Gefangenen.

„Ihr wart lange weg.“

„Zwei Wochen.“

„Ich habe mir Gedanken gemacht.“

„Warum?“ fragte Charis hart. „Weil die Frist gereicht hätte, mit einem guten Pferd Burg Iblis zu erreichen oder gar die Trümmer von Urias' Rattennest Caer Com? Mein Graf Hyern, Ihr...“

„Gemach“, unterbrach er sie leise, aber scharf. „Sagt nicht im Zorn etwas, das Ihr ebenso wie ich bedauern würdet. Ich hatte und habe keine Angst davor, daß Ihr Euer Wort brecht. Es ist auch Eure Sache, ob Ihr Euch verkleidet wie eine Frau von niedrigem Stand und zu Fuß über die Dörfer streift. Anders sieht es aus, wenn Ihr einen meiner Amtmänner mit Gewalt zwingt, sein Urteil zu widerrufen.“

„Hat Herr Fenn sich bei Euch beschwert, Graf?“

„Er nicht. Aber die Geschichte

hat sich ein wenig herumgesprochen. Und ebenso wird sich herumgesprochen, daß eine Tochter der Flamme, eine Hexenkriegerin, heute nacht meinen Wassermeister aufgesucht hat. Die Gerüchte werden daraus eine Konfrontation machen.“

„Ist es wichtig, was das Volk dazu sagt, wenn Ihr wißt, was wirklich war?“

„Was war denn wirklich? Warum habt Ihr Euch einem Zauber ausgesetzt, der Eurer Macht feindlich gesinnt ist?“

„Wegen einer Herausforderung, die unbedachter war, als ich wußte. Das hat nichts mit Meister Regis zu tun. Ich habe einen Kampf gewonnen, aber die Kraft, mit der ich zu tun hatte, war wohl stärker als ange-

---

**„Charis, bedenkt,  
was Ihr tut!  
Ich möchte keinen  
Streit, vor allem  
nicht hier und  
jetzt!“**

---

nommen. Das Mal meiner Gegnerin blieb zurück. Es kann sein, daß es ungefährlich war. Sie sagt von sich selbst, daß sie hohe Zauberei scheut. Aber vielleicht habe ich ihre Klugheit unterschätzt, weil ich die Siegerin war und ihr angstvolles Zaudern erlebte. Ich wollte sicher sein, daß sie nicht Macht über mich erlangen kann. Die Wasserkünste von Meister Regis können mir keinen ernstesten Schaden zufügen, solange keine echte Feindschaft zwischen uns ist. Sie sind schmerzhaft und unangenehm, aber nicht gefährlich.“

„Hm“, machte Jolan. „Ich will Euch nicht damit kränken, daß ich Rechenschaft von Euch fordere. Aber Ihr bewegt Euch auf meinem Grund und Boden, im Bereich meiner Jurisdiktion, zwischen Untertanen und Lehns Männern des Hauses Hyern. Ist es zuviel verlangt, wenn ich Euch um ein wenig Zurückhaltung in den Angelegenheiten der Grafschaft bitte?“

„Ihr braucht nicht zu bitten. Euer

Kaiser hat Euch zum Kerkermeister ernannt, und mich meinerseits bindet ein Urfehdeschwur. Ihr befiehlt, ich folge.“

Das Licht von Mond und Feuer machte seine Züge weicher.

„Wenn ich befehlen wollte, hätte ich es getan. Ich bitte stattdessen.“

„Und ich folge, gleich ob Befehl oder Bitte. Ich werde Eure Burg nicht mehr verlassen, Herr Jolan, außer vielleicht, um meinem Pferd und mir ein wenig morgendliche Bewegung zu verschaffen.“

„Bei Ghu, Charis! Ich will Euch nicht das Gefühl geben, Eure Freiheit noch stärker einschränken zu müssen! Seht Ihr mich denn als den Feind an, weil ich in Denards Dienst stehe, ob es mir gefällt oder nicht? Macht Ihr mir zum Vorwurf, daß Ihr zu edel wart, Urias' Erbe anzutreten und eine zerstörerische Schreckensherrschaft zu errichten, und daß der Kaiser Euch nicht gedankt hat, daß Ihr allein die Aufgabe gelöst habt, an der eines seiner stärksten Heere kläglich gescheitert ist?“

„Ich war es wohl nicht ganz allein, wenn ich mich recht entsinne. Oder ich wäre allein nicht lebend aus Caer Dom herausgekommen.“

„Wir waren Schwertgenossen“, bestätigte Jolan. „Gerade deshalb schmerzt es mich, wenn Ihr mich Euren Kerkermeister nennt.“

Müde lehnte sie den Kopf an die geschnitzte Rückenlehne.

„Ich bin ungerecht, Graf Hyern. Nein, Ihr seid nicht mein Feind, der ist unerreichbar fern und zu mächtig, daß ich mit ihm streiten könnte. Deshalb wart Ihr das Ziel meiner Bitterkeit. Ich muß mich entschuldigen.“

„Ich nehme es Euch nicht übel. Nur fragt mich besser, bevor Ihr das nächste Mal vor hundert Zeugen einen meiner Amtmänner in den Staub werft. Dieser Junge, der hängen sollte – ist er ein notorischer Dieb?“

„Ein Waisenkind, herrenlos und halb verhungert. Ihn aufzuhängen wäre nicht gerecht gewesen. Hat Euer Mann Fenn jemals gehungert, zu jung und zu schwach, um sich zur Arbeit zu verdingen, überall ungewollt und ohne ein Dach über dem Kopf?“

„Ich denke nicht.“

„Dann wäre es besser, er würde nicht in einem solchen Fall richten.“

Lohne sich eigentlich, was sie tat, ihre Sturheit, ihr Trotz? Sie stellte sich diese Frage sehr nüchtern und nicht unbedingt mutlos. Ein paar Hundertschaften reichten aus, das Tal von Neu-Iblis so zu verwüsten, daß es sich auch in zwei, drei Generationen davon nicht erholen konnte. Die Burg war kaum zu erstürmen und auch kaum auszuhungern, aber was war eine Herrschaft wert, die sich genau bis zur Innenseite des Tores erstreckte und keinen Schritt weiter? Es war auch keine Hilfe zu erwarten. Daß Caer Dom nicht kapituliert hatte, besagt wenig – vielleicht lebte in dem zertrümmerten Rattennest niemand mehr, der Denards Briefe auch nur beantworten konnte. Nach Urias' Tod gab es wahrscheinlich in der ganzen Domäne keine ernstzunehmende Macht mehr. Und auch wenn der Hundertjährige noch leben würde, so wäre seine sinistre Zauberei ein Mittel, das Iblisser Stolz ebenso ablehnen würde wie die Anerkennung der kaiserlichen Herrschaft. Oder vielleicht sogar noch mehr.

Das Trippeln von Rattenpfoten kam wieder näher. Die kleinen, aufdringlichen Nager hatten den Tod ihres Artgenossen bereits vergessen, oder sie hatten den Kadaver gar als eine willkommene Abwechslung in ihrem Speiseplan gesehen. Träge überlegte Charis, Jagd auf sie zu machen. Sie lachte bitter. Was für eine Beschäftigung für eine Kriegsherrin, für eine Schlachtenlenkerin! Sie stieß mit dem Fuß nach einem Tier. Es quiekte laut, und die anderen verschwanden.

Riegel knirschten, die Tür schwang auf, und der Schein von Fackeln drang an ihre Augen, ohne sie blenden zu können, so wenig, wie sie in der Dunkelheit gänzlich blind war. Sie sah eine vertraute Silhouette, erkannte ihn und traute trotzdem ihren Augen nicht.

„Jolan!“ Nur mit seinem Namen auf den Lippen, ohne Titel oder Förmlichkeit, sprang sie auf. Dann gewann sie die Beherrschung wieder. „Steckt Euer Kaiser nach seinen Feinden jetzt auch seine Freunde ins Verlies?“

„Ich bin hier auf meinen Wunsch, und er gab mir die Erlaubnis nur widerwillig.“ Einer der Wächter trug eine Kerze und ein Tablett hinein, stellte beides auf den Boden und schloß die Tür hin-

ter dem unerwarteten Gast. Jolan zuckte beim Klang der Riegel ähnlich zusammen wie Stunden vorher sie, nur daß sie keiner dabei beobachtet hatte. Er machte eine Geste, als müsse er etwas verscheuchen. „Es mag zweihundert Jahre her sein, daß ein Graf von Hyern einen Kerker von innen gesehen hat. Der damals hatte es verdient.“

„Warum seid Ihr gekommen?“, fragte Charis. Ihre Stimme klang nicht so abweisend, wie sie gewollt hatte.

„Um mit Euch zu reden. Aber vielleicht möchtet Ihr vorher ein Abendessen zu Euch nehmen? Oder einen Schluck Wein? Ich kann mir vorstellen, daß man die Bewohner dieser unglücklichen Zellen nicht gut versorgt.“

„Da habt Ihr richtig geraten. Wenn Ihr Wein habt, ist es gut,

---

**„Warum seid Ihr gekommen?“  
fragte Charis.  
Ihre Stimme klang nicht so abweisend,  
wie sie gewollt hatte.**

---

essen möchte ich nicht.“ Ihr Blick schweifte zu dem Tablett, zu frischem Brot und kaltem Fleisch, und sie wurde sich bewußt, daß sie seit dem Morgen nichts gegessen hatte. „Oder vielleicht später. Redet erst.“

Er füllte zwei kupferne Becher aus der großen, bauchigen Flasche. Das nahm einige Zeit in Anspruch, weil er nur eine Hand benutzen konnte. Charis nahm den ihren entgegen und kostete. Der Wein war süßer und schwerer als alles, was sie im Norden oder auch in Hyern getrunken hatte. Trotzdem hatte sie ihn schon einmal gekostet, als Teil der Beute einer gewonnenen Schlacht. Es erschien ihr unpassend, das zu erwähnen.

„Worüber wollt Ihr mit mir reden, Graf Hyern?“ fragte sie, jetzt wieder die Barriere der Förmlichkeit zwischen ihm und sich aufrichtend.

„Über Eure Lage. Über Denard.

Über mich.“

„Ihr wollt mich überreden, dem sogenannten Kaiser nachzugeben, nicht wahr?“

„Ja“, räumte er ein. „Aber bevor Ihr ablehnt, hört mir zu.“

„Ich habe nicht viel anderes zu tun“, versetzte sie. „Auch habe ich hier kein Hausrecht, daß ich Euch hinausweisen könnte, noch steht es mir frei, selbst zu gehen.“

„Und doch könntet Ihr das, wenn Ihr wolltet. Begreift, daß mein Kaiser in einer dummen Situation steckt. Er muß Krieg gegen jenen winzigen Rest der Liga führen, der sich nicht unterwirft. Unterläßt er es, erscheint er den sechs Fürsten schwach, und vielleicht begehren sie auf. Ein Sieg ohne Frieden ist eine kaum weniger gefährliche Sache als ein noch offener Krieg. Der jahrelange Kampf hat auch das Reich viel Kraft gekostet. Die Seuche hat zum Glück nicht so schlimm gewütet, wie es hätte sein können, aber mancher Landstrich ist verwüstet. Für die Menschen im Süden wären Werke des Friedens wichtiger als ein neuer Krieg. Nicht weniger wichtig ist, daß Herrn Denard kein Unfall zustößt. Er hat recht daran getan, im Frühjahr Caer Yol zu verlassen, bevor er zum Opfer der Pestilenz werden konnte. Aber abseits von aller Politik und Strategie verstehen manche das als Feigheit. Und deshalb ist Herr Denard entschlossen, diesen letzten Feldzug selbst zu führen. Ich habe Angst vor dem, was ihn in Caer Dom erwartet.“

„Urias ist tot“, sagte Charis. „Es mag Gerüchte geben, daß es anders ist. Kein Wunder bei einem Mann, der mehr als hundert Jahre gelebt hat, da glaubt man nicht so schnell an sein Ende. Aber Ihr wißt wie ich, daß diese schwarze Seele ihren Leib verlassen hat.“

„Bei Ghu, ich erinnere es nur zu gut. Und trotzdem werden die Wasermeister blaß, wenn sie nur seinen Namen hören. Das Volk spricht davon, daß er kein Hexenmeister war, sondern ein Wesen, das nicht vom Weibe geboren wurde und auch nicht sterben kann.“

„Das sind Ammenmärchen.“

„Die Hofzauberer sind sich dessen nicht sicher. Allein ihr Zweifeln ist für mich Anlaß zur Sorge. Stellt Euch vor, der Kaiser stirbt.“

Charis trank einen Schluck. „Ich stelle es mir vor“, sagte sie bissig.

„Dann denkt an einen Bürgerkrieg im Reich, denkt daran, daß die sechs Fürsten – oder vielleicht die sieben, Ghu weiß es! – sich wieder erheben, daß die Großen des Reiches sich gegen sie vereinen und alles von vorn anfängt.“

„Mißfällt Euch das, weil Euch die Schwerhand fehlt?“

„Nicht allein deshalb. Obwohl ich zugebe, daß ich vielleicht anders denken würde, wenn ich sie noch hätte. Aber ich bin nicht so sehr zum Feind des Krieges geworden, daß ich nicht meine Dienste erneut angeboten hätte. Ja, ich habe Denard darum gebeten, mir das Kommando über die Armee zu geben, die er in den Norden führen will. Ich möchte mit Euch zusammen vor Caer Dom ziehen, diesmal nicht zu zweit und in verzweifelter Ungewißheit, sondern mit der Macht des Reiches hinter uns. Wenn die dunklen Ahnungen, die über Agara liegen, wirklich nur Schatten und Gerüchte sind, ist es gut. Wenn nicht, dann könnten Ihr und ich diese Gefahr vielleicht ausräumen. Und wenn wir scheitern, ist es besser, daß ich dabei sterbe als der Kaiser. Denard wäre einverstanden, wenn es nur um das Phantom von Dom ginge. Aber da seid noch Ihr und Eure Familie, Edle Charis, und die Herrschaft Neu-Iblis. Ein einziges Tal, eine verfallende Burg, wie Ihr selbst einmal sagt. Trotzdem: Ein winziger Dorn im Fleisch kann ein großes Tier zur Raserei reizen. Iblis ist so ein Dorn. Zieht ihn heraus, und das Tier wird vernünftig.“

„Nein“, sagte Charis.

„Ich biete Euch einen Tausch. Eure Anwartschaft auf das kleine, arme Neu-Iblis gegen die Hälfte einer großen und reichen Grafenschaft.“

„Ihr scherzt“, meinte Charis. Doch noch während sie die Worte aussprach, wußte sie, daß es nicht so war, und ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl wallte in ihr auf, beinahe vergessen, unerwartet, auch fest unerwünscht.

„Es ist mein Ernst.“

„Treibt Ihr kaiserliche Politik jetzt statt mit Waffen oder Worten sogar mit Gefühlen, Graf Hyern?“

Sie hatte ihn damit mehr verletzt, als sie gedacht hatte, und auf eine seltsame Weise freute sie das.

„Wenn es nur Politik wäre – kaiserliche oder was immer –, würde

ich Euch kein solches Angebot machen. Nicht den Platz an meiner Seite. Oder gab ich Euch schon Grund, an meiner Ehrlichkeit zu zweifeln?“

Sie streckte ihm die Hände entgegen und wurde sich dabei der Behinderung durch die kurze Kette wieder bewußt, mehr aber noch des dauerhaften Schmerzes.

„Verzeiht, ich war ungerecht.“ Er ergriff ihre Rechte mit seiner Linken, was sie zwar nicht gewollt hatte, aber geschehen ließ. „Ihr habt von Anfang an ehrlicher und vor allem großmütiger an mir gehandelt, als Ihr mußtet. Oder als andere an Eurer Stelle es getan hätten. Und jetzt steht Ihr zwischen dem Willen Eures kaiserlichen Herrn und dem Iblisser Trotz wie zwischen zwei feindlichen Armeen. Daß Ihr um meinetwillen Euer

---

**„Treibt Ihr  
kaiserliche Politik  
jetzt statt  
mit Waffen oder  
Worten sogar mit  
Gefühlen,  
Graf Hyern?“**

---

Schicksal aufs Spiel setzt, beweist mehr als bloße Sympathie. Aber geradedeswegen, Jolan, kann ich Euer Angebot unmöglich annehmen. Meine Welt ist der Norden, die Domänen. Dort gibt es meinesgleichen, dort wird das Element, dessen Tochter ich bin, verehrt. Dort kann ich sein, was ich bin. Stellt Euch vor, was Eure Edlen, Euer Volk sagen würde. Eine Hexenkriegerin als Gräfin neben Euch, landfremd und von zweifelhaftem Ruf, einst Geliebte des Prinzen Assanek und Feindin Eures Herrn, Siegerin von Kennough und Verteidigerin von Igen. Zudem bin ich mit hoher Wahrscheinlichkeit unfruchtbar. Euer Haus bliebe mit mir ohne einen legitimen Erben, und das wäre schlimm für eine Grafenschaft von Hyerns Bedeutung.“ Es gab noch einen weiteren Grund, den sie ihm allerdings verschwiegen. Sowohl das Erbteil ihrer mütterlichen Linie als auch ihr

dämonisch-fremder Vater ließen darauf schließen, daß sie eine erheblich längere Lebensspanne haben würde als er. Sie zählte vielleicht zehn Jahre mehr als er und sah trotzdem erheblich jünger aus. Sie war nie krank gewesen und hatte eine Wunde überlebt, die jeder Arzt als tödlich bezeichnet hätte. Es war eine erschreckende Vorstellung, einen Mann altern zu sehen, wenn sie selbst weit über das normale Maß hinaus Stärke und Schönheit bewahrte.

Jolan drehte schweigend den Becher in der Hand. Dann trank er, räusperte sich und sprach: „Eure Gründe sind vernünftig, Charis. Trotzdem kümmert mich all das nicht. Fragt Euer Herz, wie ich meines fragte, bevor ich gekommen bin.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich einen Gatten wählen wollte – könnte –, dann würde mein Herz zu Euch ja sagen. Aber gerade weil ich Euch hoch schätze, lautet meine Antwort nein.“

Er seufzte. „Das ist, was ich an Euch liebe, auch wenn es sowohl jetzt als auch bei anderen Gelegenheiten stört. Dennoch, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ich werde meine Frage ein andermal wiederholen.“

„Tut das, wenn Ihr mögt.“ Sie sprach nicht aus, daß unter anderen Umständen ihr Nein kein Nein bleiben mußte, und er begriff das sehr wohl.

„Auch wenn es schlecht für Euren Ruf sein mag – oder den meinen –, ich werde nicht umhin kommen, für diese Nacht Eure Zelle mit Euch zu teilen. Herr Denard hat den Aufbruch für morgen früh festgesetzt. Egal, ob mit Euch und mir an der Spitze der Armee oder mit ihm selbst und Euch in seiner Begleitung als Geisel, die vielleicht die Tore von Burg Iblis öffnet. Der Hauptmann der Wache hat Befehl – von Denard, nicht von mir –, mich keine Minute früher hier herauszulassen. Mein kaiserlicher Herr traut mir nicht ganz, soweit es um Eure Angelegenheiten geht.“

Charis war erheitert und zugleich verwundert.

„Aber er hätte Euch – und zugleich mir – getraut, wenn ich Euch ein Jawort und ihm einen Schwur gegeben hätte?“

„Das hätte er. Er hält Euch für eine Wölfin, nicht für eine Schlan-

ge. Daß Ihr Eure Zeit in Hyern nicht für die leicht mögliche Flucht genutzt habt, hat für ihn nur zwei vorstellbare Gründe: Den, daß Ihr in Fragen der Ehre vollständig vertrauenswürdig seid, oder den, daß mein Kopf Euch zu wichtig ist, als daß Ihr die Einlösung des Pfandes riskieren würdet. In jedem der beiden Fälle hätte er für seine Sache keinen Betrug zu erwarten gehabt.“

„Euer König ist klug, Jolan. Fast so klug, daß ich mich an den Gedanken gewöhnen könnte, von ihm als Kaiser zu sprechen.“

„Dann tut es morgen, und einiges könnte anders sein als jetzt.“

„Morgen bestimmt noch nicht. Wenn überhaupt, dann erst viel später.“

„Trotzkopf“, spottete er.

„Dummkopf!“ fauchte sie zurück. Aber Jolan lachte nur.

„Ich weiß nicht, wie Ihr das seht. Aber bevor ich diese Unterhaltung fortsetze und dabei noch mehr Wein trinke, ist es wohl besser, wenn ich etwas von dem Abendessen zu mir nehme. Es reicht leicht für zwei.“

Charis wurde sich wieder ihres Hungers bewußt und zugleich der Schmerzen in den Armen, und außerdem fühlte sie sich zu müde, um zu streiten.

Sie war lange nicht mehr in den Armen eines Mannes aufgewacht. Zu lange nicht, befand sie. Jolan hatte das unbequeme Lager mit ihr geteilt wie ein Bruder. Auf der einen Seite war sie froh um seine und ihre Zurückhaltung, auf der anderen Seite fand sie es enttäuschend. Und sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie in dieser Sache so zwiespältig dachte. Aber es war angenehm, seinen ruhigen Atem zu hören, die Wärme seines Körpers und seinen steten Pulsschlag durch ihrer beider Kleider zu spüren. So vorsichtig wie möglich versuchte sie, sich ein wenig bequemer auszustrecken. Die Ketten hinderten, schmerzten und ärgerten sie. Die Riegel an der schweren Tür ärgerten sie, die Wächter dahinter, der Kaiser ... Sie mußte sich zusammennehmen, um den Ärger nicht auch auf Jolan zu übertragen.

Die geringfügige Bewegung hatte Jolan geweckt. Er öffnete die Augen, startete in tiefstes Dunkel und war verwirrt. „Was – wo ...?“, murmelte er, noch schlaftrunken.

„Ein agarisches Verlies.“ Charis

fand Vergnügen daran, ihn mild zu verspotten. „Und eine gefährliche Hexe in Eurem Arm. Aber habt keine Sorge, Graf, sie ist in Ketten.“

„Uhhm“, machte er, ein Gähnen oder Knurren, das konnte sie nicht recht unterscheiden. „Ein wirklich finsternes Loch! Kein Sternenlicht und kein Sonnenstrahl verrät uns, ob es überhaupt Tag oder Nacht ist!“

„Die Dämmerung hat begonnen“, vermutete Charis. Ihre innere Uhr war verlässlicher als alle mechanischen Spielzeuge.

„Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis wir aufbrechen müssen.“

Und tatsächlich hörte sie auf dem Gang die noch fernen, langsam näherkommenden Geräusche von genagelten Stiefeln. Denards Büttel. Sie löste sich von Jolan und

---

## „Ein agarisches Verlies.“ Charis fand Vergnügen daran, ihn mild zu verspotten.

---

stand auf.

„Wollt Ihr so gut sein und mir den Rücken abklopfen? Ich möchte nicht aussehen wie eine Magd, die in der Scheune geschlafen hat, mit einßßß viel Stroh an mir.“

„Mit Vergnügen“, sagte Jolan. Sie sah sein Schmunzeln nicht, aber sie hörte es aus seiner Stimme heraus.

Geschwindigkeit vor Masse, hatte Denard beschlossen. Sein Heer umfaßte nicht mehr als tausend Männer, nur Reiterei, keine Fußtruppen. Sie führten auch keine Ochsenkarren oder pferdebespannte Bagagewagen mit sich. Entsprechend schnell kamen sie voran. Eilmärsche von fünfzig, sechzig Meilen am Tag belasteten Mensch und Tier. Aber sie brauchten nur anderthalb Wochen, bis sie die alte Grenze des agarischen Reiches überschritten.

Charis ritt den Apfelschimmel

aus Lhyle, die Beute ihres Sieges über Ongad. Sie war froh darum. Daß es unscheinbar aussah, machte das Tier doppelt wertvoll. Und während der langen Stunden im Sattel hatte sie viel Gelegenheit, Pläne zu schmieden.

Eine Gruppe kaiserlicher Gardisten folgte ihr auf Schritt und Tritt. Es war ihre persönliche Wache und fast etwas wie eine Ehrengarde. Sie nahm das mit spöttischem Gleichmut hin, ebenso wie die Ketten, die sie Tag und Nacht trug. Nachts banden ihre Wächter sie zusätzlich an den Zeltpfahl. Sie schien eine Flucht in der Dunkelheit eher zu befürchten als bei Tageslicht. Charis war dies ganz recht. Um so leichter würde sie sie überraschen können. Aber sie geduldete sich, bis sie das eigentliche Kernland des Feindes hinter sich hatte. Die Wahl des Zeitpunkts war wichtig: nicht zu früh, nicht zu spät.

Im Gebiet der Domäne Nairn, zwanzig oder fünfundzwanzig Meilen vor Caer Yol, war sie bereit. Es war ein heißer Tag. Die Luft flimmerte um die Mittagszeit, und die Soldaten schwitzten in ihren Rüstungen. Unter ihren Wächtern waren auch Bogenschützen. Ihre Sehnen waren nicht gespannt, um das Holz der Bögen nicht einer unnötigen Dauerbelastung auszusetzen. Sie reagierten schwerfällig, als Charis dem Hengst die Absätze in die Flanken schlug und die Zügel lang gab. Bis zur Mähne heruntergebeugt, flehte sie zu tausend Göttern, sie ungeschoren aus der Pfeilschußweite kommen zu lassen. Das war der gefährlichste Teil der Flucht.

Ein paar gefiederte Geschosse flogen an ihr vorbei, dann war sie viel zu weit entfernt für einen auch nur halbwegs gezielten Schuß. Sie lachte triumphierend. Hätte sie die Hände frei gehabt, hätte sie den Verfolgern spöttisch zugewinkt. Jetzt entschieden nur noch ihre Reitkünste und die Kraftreserven des Hengstes, und auf beides vertraute sie.

Als sie die Hügel erreicht hatte, waren ihre Verfolger außer Sicht. Große Schaumflocken standen vor den Nüstern und Lippen des Apfelschimmels und flogen ihr bei seinen Sprüngen bisweilen entgegen. Sie maßigte das Tempo zumindest für eine Weile. So gut das Tier auch war, sie mußte aufpassen, es nicht

zu überhitzen oder zuschanden zu reiten.

Der gefährlichste Teil der Flucht war damit vorüber. Leicht war der weitere Weg trotzdem nicht. Sie hätte sich in dem eher ihr als dem Usurpator freundlich gesinnten Land wahrscheinlich gut verbergen können, wären da nicht die Siegel des Wassermeisters an ihren Ketten gewesen. Sowohl Quaram als auch jeder andere Meister seiner Gilde konnte sie damit leicht auffinden und ihr die Verfolger auf den Hals hetzen. In einem Bergdorf fand sie einen Schmied, der sich freute, einer Kampfgefährtin des toten Prinzen die Kette sprengen zu können. An den Schlössern der Armreifen scheiterte seine Kunst allerdings, wie Charis es vermutet hatte. Um den ständigen Schmerz loszuwerden, hätte sie gern sein Schmiedefeuer versucht. Es mußte möglich sein, Quarams Zauber mit stärkerer Macht zu brechen. Sie wußte jedoch nicht, wieviel Kraft sie das kosten würde und wie dicht ihr die Jäger auf den Fersen waren. Es war besser, die Unbequemlichkeit noch eine Zeitlang zu ertragen.

Der freundliche Schmied überließ ihr ein Schwert, und damit an der Seite fühlte sie sich gleich viel besser. Sie erhielt auch an Proviant und Wasser, was sie brauchte. Nur sein Angebot, ihr für die Nacht Quartier zu geben, lehnte sie ab. Sie konnte nicht so lange an einem Ort bleiben, nicht eine ganze Nacht lang.

Während dunkle Wolken Mond und Sterne verhüllten und sie zeitweise das weniger nachtsichtige Pferd führen mußte, verbrachte sie in einem anstrengenden Rhythmus immer zwei Stunden im Sattel und schlief dann eine Stunde. Es war nicht leicht, sich nach einer längeren Ruhezeit wieder an das gewöhnen, was sie in etlichen Kriegsjahren klaglos ertragen hatte. Aber sie spürte förmlich, wie ihr Denards Männer im Nacken saßen. Es gab kein Zurück. Und es durfte keine Schwäche geben.

Sie schwankte im Sattel, als sie Tage später den Paß von Iblis überquerte, und das Pferd stolperte unter ihr in besorgniserregender Art. Charis führte es den steinigem Pfad hinunter. Es wäre ihr nahe gegangen, es jetzt noch zu verlieren, nachdem es so treu und tapfer durchgehalten hatte. Und in die-

sem Tal konnte sie sich endlich ein wenig sicherer fühlen.

Der Anblick des ungewohnt hohen Bergfrieds von Burg Iblis verlieh ihr neue Kräfte. Sie schaffte es sogar, die Schultern zu straffen und fest aufzutreten, als sie über die Zugbrücke schritt. Die Kunde von ihrer Ankunft hatte sie natürlich überholt, wie den Burgbewohnern nichts verborgen blieb, was in ihrem kleinen Tal geschah. Im Schatten des Tores erwartete sie Hyazinth, alt und zerbrechlich. Sie umfaßte mit einem einzigen Blick Charis' zerlumpte Kleidung, den starrenden Dreck, den Schmerz in ihren Zügen und die Ketten an ihren Gelenken. Ohne auf die Siegel des feindlichen Elements zu achten, breitete sie ihre Arme aus, und ein strahlendes Lächeln ver-

---

### **Charis war dies ganz recht. Um so leichter würde sie sie überraschen können.**

---

jüngte ihr schmales Gesicht.

Charis fühlte sich mehr zuhause in dieser Burg als jemals vorher. Und doch wußte sie, daß ihre Zeit knapp war, furchtbar knapp.

Das Feuer im Kamin prasselte und knisterte, und fast schien es, als seien die Geräusche eine Sprache, die von Eingeweihten verstanden werden könnte. Charis hatte keine Energie, darauf zu achten. Sie lag mehr im Sessel als daß sie saß und hatte die Beine weit von sich gestreckt. Ihre Handgelenke waren so dick bandagiert, daß sie sie kaum beugen konnte. In der Burgschmiede hatte sie sich unter Aufsicht und Hilfe ihrer alten Tante von Quarams Zeichen befreit. Tiefe Wunden waren davon zurückgeblieben, wie von einer ätzenden Säure, und der Schmerz hatte ihr die Tränen in die Augen getrieben. Noch immer biß und pochte es unter den Verbänden. Aber dies war ein willkom-

menerer Schmerz als der andere, denn er würde vergehen.

„Keinen Wein“, sagte sie mit einem Kopfschütteln. „Nur ein Schluck, und ich falle bewusstlos um. Ich darf noch nicht schlafen.“

„Dann ein Tee aus erfrischenden Kräutern?“ bot Hyazinth an und gab der Dienerin einen Wink. „Was ist so eilig, daß ich es heute noch wissen muß und daß du morgen bei Sonnenaufgang wieder reiten mußt?“

„Warte ich länger, sperren Denards Reiter alle Pässe. Dann bleiben mir nur noch die Schleichpfade, auf die ich kein Pferd mitnehmen kann, und das wäre gerade so, als würde ich mich ihm ausliefern. Sie sind schnell, diese jagenden Hunde. So schnell, wie Assaneks Reiterei es war, als ich sie führte. Ich hatte Glück, daß ich überhaupt vor ihnen hier angekommen bin, und ich werde auch Glück brauchen, diesen Ort wieder vor ihnen zu verlassen.“ Ihre Stimme war zu einem schläfrigen Murmeln herabgesunken, und sie riß sich angestrengt zusammen.

„Kommt der Usurpator deinetwegen oder wegen Burg Iblis?“

„Beides, liebe Tante. Und er wird mir sicherlich nicht mit einer Tausendschaft hinterher hetzen, ohne seine Sache hier zu einem Ende gebracht zu haben. Oder von einem seiner Unterführer bringen zu lassen. Willst du Iblis verteidigen oder dich ergeben?“

„Beantworte du die Frage. Wir können uns lange halten. Dieser Turm zumindest ist noch nie gefallen. Aber der Preis wird hoch, sehr hoch. Nützt es, wenn ich dir Zeit erkaufe? Dies ist keine Fehde gegen einen kleinen Herren oder einen der Sieben. Hier steht gegen uns die Macht eines ganzen großen Reiches. Sind wir allein, werden wir fallen, dann ist es nur eine Frage der Zeit. Also sag mir, ob es noch eine Hoffnung gibt.“

Die Dienerin kam mit dem dampfenden Tee, und Charis wartete mit der Antwort, bis sie die Stube wieder verlassen hatte. Sie nippte an dem Becher und fühlte sich erfrischt von dem aromatischen Geschmack.

„Nur eine, und die ist ebenso vage wie schaurig. Vielleicht existieren noch die Kräfte, die die Schlange Lehern und die Pest ins Land riefen. Ich habe Caer Dom brennen

sehen, aber kann die Flamme den Wind auslöschen? Und kann Iblis sich mit Urias – oder seinem Nachfolger – verbünden, ohne nach dem fast unmöglichen Sieg von ihm dann nicht um so sicherer geschluckt zu werden? Ich weiß es nicht. Ich bin müde.“ Sie lehnte den Kopf zurück, und umgehend fielen ihr die Augen zu. Hyazinths Stimme, die ihren Namen rief, weckte sie aus nur sekundenlangem Schlummer.

„Charis! Korman lebt.“

Sie fuhr auf, in Schreck und Erleichterung zugleich und mit einem schlechten Gewissen, weil sie vorher nicht einmal nach ihrem Halbbruder gefragt hatte.

„Wo?“

„Hier, nur wenige Türen von uns entfernt.“

„Warum, bei den Tausend, kommt er nicht?!“

„Kind, ich möchte dir den Anblick ersparen, und wenn die Lage nicht eine Entscheidung erfordern würde, hätte ich dir für die kurze Dauer deines Aufenthaltes sogar diese Nachricht vorenthalten. Er ist krank. Hilflos wie ein Kind, seines Gedächtnisses beraubt, ohne Sprache und mit nur geringem Verständnis dessen, was um ihn vorgeht. Er muß einen mörderischen Hieb auf den Schädel bekommen haben. Es grenzt an ein Wunder, daß er allein den Weg hierher gefunden hat und nicht unterwegs umgekommen ist. Er wäre in den Bergen verschmachtet, wenn nicht ein Jäger ihn gefunden und durch Zufall erkannt hätte. Das ist gut zwei Monate her. Sein Zustand hat sich seither ein klein wenig gebessert. Vielleicht die vertraute Umgebung und die gute Pflege. Aber ich kann nicht sagen, ob er je wieder gesund wird, ob er im Sattel sitzen, ein Schwert halten oder die Geschicke einer Burg lenken kann.“

„Also braucht Neu-Iblis mich vielleicht nicht so dringend, wie es bei meinem letzten Aufenthalt schien. Tante Hyazinth, ich trage die Last dieser Entscheidung nicht. Tu du es. Mein Weg führt ein weiteres Mal nach Caer Dom, um Gewißheit zu bekommen. Ich wollte, wir hätten die Zeit, das abzuwarten. Aber Denard wird sich nicht lange hinhalten lassen. Er will einen schnellen Erfolg, und wenn ihm der verwehrt ist, werden morgen schon

die Hütten unserer Leute brennen, die Brunnen zugeschüttet und vielleicht sogar die Felder versalzen. Ich weiß nicht, wie weit er sich von seinem Zorn hinreißen läßt. Unser Stolz oder unser Leben, das liegt in deiner Hand.“

Der Blick der alten Frau war fast mitleidig.

„Kind“, sagte sie mit einer für Charis fremden Zärtlichkeit, „du hast bisher viel mehr getan als ich, also nehme ich dir das ab. Ruh dich aus. Und denk morgen nicht daran, daß du Iblis hinter dir läßt. Tu, was immer du für nötig und richtig hältst, ohne Rücksicht auf die Sippe und mich.“

---

### **Aber sie spürte förmlich, wie ihr Denards Männer im Genick saßen. Es gab kein Zurück.**

---

Charis nickte, dankbar, daß es in diesem verwickelten kriegerischen Spiel zum mindesten eine Front gab, die von einer anderen so oder so gehalten wurde, ohne daß sie sich darüber Gedanken machen mußte. Sie fragte Hyazinth nicht danach, wie die Entscheidung ausfallen würde. Sie wußte es auch ohne Frage.

Vom See stieg Frühnebel auf, so dicht, daß sie nur wenige Schritt weit sehen konnte. Aber als sie das stille Gewässer umritten hatte und zugleich die Sonne hervorbrach, klarte die Sicht auf. Der Rappe hatte etliche Zeit ohne viel Bewegung im Stall gestanden, gut gefüttert mit Hafer, und er schnaubte tatendurstig. Charis ritt der Sonne entgegen und kniff die Augen zum Schutz gegen die blendenden Strahlen zu schmalen Schlitzen zusammen. Hätte sie ihre Miene im Spiegel gesehen, sie hätte auf sie wie ein Panzer gewirkt.

Einige Meilen weiter im Süden drangen die kaiserlichen Kolonnen vor. Sie sah es nicht, sie spürte es auf

keiner astralen Ebene, aber sie wußte es mit tödlicher Genauigkeit. Sie spornte den Rappen an, auch ohne daß die Gefahr hinter ihr akut war. Und sie blickte nicht zurück, als sie das Tal von Neu-Iblis verließ. Sie hatte Angst davor, daß dieser letzte Anblick zu wenig mit dem nächsten gemein haben würde.

Das Hochland galt mehr oder minder als Niemandland zwischen den Domänen, das Reich von Geächteten und Jägern. Es war so dünn besiedelt, daß Charis drei Tage lang keiner Menschenseele begegnete. Und dann lag der Paß vor ihr, dessen langer Abstieg in die Randbereiche von Dom führte.

Sie folgte einem Trampelpfad, der kaum zu erkennen war. Er führte immerhin zu einem Dorf, eine Ansammlung von Hütten im Schatten eines Hügels. Sie waren so ärmlich, daß es zweifelhaft erschien, ob überhaupt Menschen dort wohnten. Immerhin hatte es Einwohner gegeben, davon zeugten Spuren, die noch nicht zu alt waren. Aber Charis fand niemanden mehr vor. Einige waren vielleicht geflohen. Andere waren tot. Es gab Skelette in und zwischen den Hütten. Charis' erste Vermutung war, daß sie vor Monaten der Seuche zum Opfer gefallen waren. Aber manche dieser Skelette wiesen Verletzungen, gebrochene und ausgesogene Knochen, als ob ein Rudel Wölfe hier gehaust hätte. Sie schüttelte den Kopf. Egal, wie stark und hungrig so ein Rudel auch gewesen sein mochte: Zumindest die Leute in den Hütten hätten sicher sein müssen. Urias' Herrschaftsbereich zeigte sich wieder von seiner dunklen, mysteriösen Seite, gerade so wie sein toter Fürst.

*Oder sein nicht so ganz toter Fürst, fügte sie in Gedanken hinzu.*

Als sie rastete, hatte sie den Eindruck, beobachtet zu werden. Sie war nicht ganz sicher, und vor allem waren es bestimmt keine Menschen, denn in dem flachen, offenen Gelände hätten Männer sich nicht unbemerkt dicht an sie heranschleichen können. Vorsichtshalber legte sie einen Kreis winziger Warnfeuer um ihr Lager an. Sie träumte unruhig von der Nacht in Denards Verlies und von Ratten, die mit jeder verstrichenen Stunde nicht nur frecher, sondern auch größer wurden. Sie fuhr schweißgebadet

hoch. Die Warnfeuer brannten unverändert, winzige Lichtpunkte in der Dunkelheit, und dahinter rührte sich etwas.

„Kommt her!“ rief Charis und entblößte ihr Schwert. „Wenn Ihr Freunde seid, habt ihr nichts zu befürchten, und wenn Ihr Feinde seid, dann stellt euch zum Kampf!“

Die Herausforderung blieb unbeantwortet, und sie hatte das Gefühl, daß die Wesen außerhalb des Lichterkreises sich langsam zurückzogen – unwillig, zögerlich.

Es dauerte einige Zeit, bis sie wieder einschlieft. Die eine Nacht vollständiger, behüteter Ruhe in Burg Iblis war viel zu kurz gewesen, um ein voller Ausgleich für die vorangegangenen Strapazen zu sein. Sie war sehr müde und blieb bis zum Morgen sowohl traumlos als auch ungestört.

Bevor sie weiterritt, schritt sie den Kreis der Warnfeuer ab und suchte nach Spuren von wessen Anwesenheit auch immer. Sie fand Abdrücke wie von Tatzen. Wölfe waren es nicht gewesen, und Berglöwen traten vielleicht einmal paarweise auf, aber nie in solcher Zahl, sieben oder mehr. Charis wurde nicht schlüssig aus dem, was sie fand. Ihre Unruhe wuchs.

An diesem Tag stieß sie auf die Herde.

Es war nicht ganz Herde und nicht ganz Heer, eine erschreckend hybride Mischung. In der Mitte des Lagers standen ein paar Zelte, und am Rand patrouillierten Reiter, aber die große Masse war amorph, grau bis braun, wie Felssteine, die zu einer Art quirligem Leben erwacht sind. Chris ahnte, was es war. Es erschreckte sie nur geringfügig weniger als Urias' erste Teufelei.

Eine Reitergruppe sprengte auf sie zu. Ruhig trabte sie ihnen entgegen. Der Anführer war Graubart, der Mann, den sie mit Ongad von Lhyle zusammen gesehen hatte. Es erschien ihr wie ein schicksalhafter Wink.

„Die Welt ist klein“, sagte sie statt einer Begrüßung.

„Zu klein für manche“, gab der alte Krieger zurück. „Es gibt hier im Lager welche, die Euch gern tot sehen würden, Charis von Neu-Iblis, Charis von Kennough.“

„Der Herr des Lagers?“ Das waren zwei Fragen in einem Satz, und Graubart verstand das wohl, aber er beantwortete nur eine.

„Nein. Und ich auch nicht, deshalb werde ich Euch begleiten.“

„Warum?“ fragte sie auf dem Weg. Der alte Mann lachte.

„In vierzig Jahren Kriegsdienst, in fast sechzig Lebensjahren habe ich kein solches Schauspiel gesehen wie Euren Kampf mit Ongad. Ihr habt es nicht verdient, daß die Übermacht Euch einfach erschlägt. Oder zerreißt.“

„Was ist das für ein Heer?“, fragte sie, das letzte seiner Worte überdeutlich im Ohr.

„Seht selbst. Wir sind bald nahe genug.“

Ungläubig schaute sie auf ein Heer von Ratten, Tausende und

---

**„Kommt her!“, rief Charis und entblößte ihr Schwert. „Wenn ihr Freunde seid, habt ihr nichts zu befürchten.“**

---

Abertausende von Tieren. Das allein war schon erstaunlich genug. Was sie jedoch bis an den Rand der Panik entsetzte, war die Größe der Tiere. Den langen, nackten Schwanz nicht mitgerechnet, maßen die meisten von ihnen nicht weniger als anderthalb Meter, und manche kamen leicht an die Größe eines ausgewachsenen Mannes heran. Lautlos und unheimlich bildeten sie eine Gasse vor dem Reitertrupp, nicht scheu, sondern ob ihrer Überzahl in ruhigem Selbstvertrauen. Schrecklich waren die Blicke ihrer kleinen, rötlichen Augen. Etwas wie Verstand schien dahinter zu lauern, nicht mehr ganz tierhaft, noch nicht ganz menschlich. Es war dämonisch. Charis hätte gern geglaubt, daß es ein Traum war, aber sie wußte, daß sie hiervoor kein Erwachen bewahren konnte.

Das Gewimmel der lautlos durcheinander huschenden Körper war vor den Zelten weniger dicht. Dort standen auch Menschen, Krieger, die im ersten Augenblick wie scheußliche Mischgeburten aussahen, denn sie trugen Helme

und Masken, die den Köpfen der Ratten ähnelten. Nur ungern vertraute Charis einem von ihnen die Zügel ihres Pferdes an. Die Hand, die danach griff, war stark behaart. Sie überwand ihren Schauer, als eine andere haarige Hand die Zeltplane für sie hochhob und sie darunter durchschlüpfte.

Der Stoff bildete eine Kuppel, die nicht kleiner war als der Saal des ausgebrannten Caer Dom. Sie kannte den schweren Dunst, der in der Luft lag. Es fehlte nur eine Komponente, um die letzte Begegnung vollständig zu machen. Es roch nicht nach Tod. Oder nach einer anderen Art von Tod als in Caer Dom am Sterbelager von Fürst Urias.

Sie hatte halb erwartet und befürchtet, den hundertjährigen Fürsten vor sich auf dem Tragesessel zu sehen. Doch es war ein anderer Mann: Er ähnelte Urias, mit seinem schmalen Gesicht, der gebogenen, scharfen Nase und den dunklen Augen. Aber er war jünger, vielleicht siebzig Jahre alt oder wenig darüber.

„Ich grüße Euch“, sagte Charis steif. „Urias' Sohn?“

„Nein.“ Seine Stimme kam krächzend über trockene, aufgesprungene Lippen. „Wir irrten beide, als wir uns das letzte Mal sahen. Meine Zeit war noch nicht gekommen. Zu starke Bande fesseln mich an diese alte Erde, Bande des Hasses und etwas, das einst Liebe war.“

„Wollt Ihr sagen, daß Ihr Urias seid? Das ist nicht möglich!“

„Als ich so alt war wie Ihr, habe ich das auch gemeint. Bevor ich doppelt so alt wurde, erkannte ich, daß es anders ist. Jetzt zähle ich dreimal so viele Jahre wie Ihr. Ich hatte nicht das Privileg eines langsamer alternden Körpers. Ich habe den Tod erlitten und überlebt. Es ist ein hübscher Widersinn, findet Ihr nicht, junge Charis? Schade, daß ich kein Dichter oder Sänger bin, es besser zu beschreiben ...“

„Wie?“, fragte sie. „Ich sah Urias' Leichnam, ich spürte weder Atem noch Herzschlag. Selbst wenn ich mich getäuscht hatte – was kaum denkbar ist –, Ihr seid ein anderer Mann.“

„Ich sehe aus wie ein anderer Mann“, berichtete er. „In einem körperlichen Sinne bin ich sogar ein anderer. Aber ich bin ein Herr

des Windes, der größte, den es gibt, er größte wohl, den es je gegeben hat. Mein Geist hat sich das Element meiner Wahl dienstbar gemacht. Der hier war einst einer meiner Diener.“ Urias – oder das Wesen, das vorgab, Urias zu sein – kicherte. „Jetzt dient er mir auf eine Weise, die er sich nie vorgestellt und noch weniger je gewollt hat.“

Ein kalter Hauch umhüllte Charis, und sie mußte sich zusammennehmen, nicht die Flammen herbeizurufen, weniger zu ihrem Schutz als zu ihrer Beruhigung und als Manifestation dafür, daß ihre geistigen Kräfte noch vorhanden waren. Urias fuhr fort:

„Ja, er gehörte zu meinen Leichenträgern, er schaffte den Kadaver aus der brennenden Burg. Ah, Charis, Ihr wart nicht freundlich zu mir. Ihr kamt, um mich zu morden, Ihr gabt es sogar zu, und bestimmt hättet Ihr es getan, wäre nicht die Krankheit Euch zuvorgekommen. Und dann habt Ihr mein Laboratorium verbrannt, Verdammnis, und meine Burg dazu. Und wenn ich Euch eine Rechnung aufmache, dann muß ich noch einen meiner besten Schüler mit auf die Liste setzen. Aber laßt nur die Hand vom Schwertgriff und müht Euch nicht, gleißendes Feuer auf mich zu schleudern. Ich nehme Euch all das nicht übel. Zum einen, weil es mich – sterbend – damals nicht gekümmert hat. Zum anderen, weil es vielleicht ein Glück war, daß Ihr die Ergebnisse meiner Forschungen zerstört habt und Caer Dom nur noch aus Ruinen besteht. Euer Feuer war in Wirklichkeit ein Wind, der Wind der Veränderung. Geradezu ein Sturm, wie ich ihn nicht besser hätte hervorrufen können. Die Liga war dumm, sich auf Burgen und Mauern zu verlassen. Also war es nützlich, daß Ihr meine Mauern unbewohnbar gemacht habt. Mir geht es so gut wie seit dreißig Jahren nicht mehr. Das gleicht die Rechnung aus, und ich schulde Euch vielleicht sogar noch ein wenig Dank.“

„Was habt Ihr getan?“

„Das ist eine lange Geschichte, eine alte Geschichte. Mag sein, daß Ihr zu jung seid, sie zu hören.“

„Oder seid Ihr zu alt, sie zu erzählen?“ forderte sie ihn hinaus. Er lachte, in dieser unangenehmen, abgehackt kichermenden Weise alter Männer.

„Ah, Charis, Ihr gefällt mir. Es ist schwer, mit meiner Erfahrung noch Menschen zu finden, die ungewöhnlich genug sind, um mich nicht zu langweilen. Gut, Ihr sollt es wissen. Es ist an die fünfzig Jahre her – ich war damals etwa so alt wie dieser Körper heute –, da starb ich zum ersten Mal. Ich hatte damals einen Schüler, nur wenige Jahre jünger als ich, einen echten Meister. Vielleicht war er sogar so groß wie ich. Aber es gab ein paar Dinge, die ich ihm noch nicht beigebracht hatte, weil es nicht gut ist, wenn die Schüler ihre Lehrmeister überflügeln. Mein Tod kam ihm fast so ungelegen wie mir selbst. Und seine Forschungen waren in eine etwas andere Richtung gegangen als die meinen. Er beschwor meinen Geist, wohl hoffend, nur mein Wissen zu erben und nicht mehr. Bei den Tausend, er bekam etwas anderes, als er

---

**„Wie?“, fragte sie.  
„Ich sah Urias’  
Leichnam, ich spürte  
weder Atem noch  
Herzschlag.“**

---

gedacht hatte. Er bekam einen Fluch, und ich lebte in ihm fort.“ Urias kicherte wie ein Irrer, und Charis dachte, daß spätestens nach einem solchen Erlebnis er wohl auch wirklich irrsinnig geworden sein mußte. „Sein Wissen ergänzte von da ab das meine und nicht umgekehrt. So war es kein großes Kunststück, zehn Jahre später den welkenden Leib zu verlassen.“

„Wenn Ihr das beherrscht, warum fand ich dann in Caer Dom einen Greis vor? Oder wart das nicht Ihr, der unter meinen Augen seinen letzten Atemzug tat?“

„Doch, doch. Und Eure Frage ist sehr gut. Bei meinem nächsten Transfer wählte ich einen Jüngling. Ah, Charis, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie es ist, so ein neuer Frühling, geschmeidige Glieder, scharfe Augen, ein starkes Herz. Und ein Verlangen, das Ihr seit

einer Ewigkeit tot geglaubt habt! Ja, es war wunderbar. Aber ich lernte schnell, daß es auch seine Schattenseiten hatte, wieder jung zu sein. Ein alter Geist in einem jungen Hirn, das paßt nicht. Ich habe in diesen kurzen Jahren zu viel vernachlässigt. Es gab andere Dinge, die reizvoller waren. Und dann das ungestüme, heiße Blut! Das wäre fast mein Verhängnis geworden. Ich ließ mich in ein Duell ein. Verdammnis, es war ein halbes Jahrhundert her, daß ich eine Klinge geführt hatte. Meine Verletzung war so schwer, daß ich fürchtete, keinen Transfer mehr zu schaffen. Aber es ging gerade eben noch. Ich wählte den Körper, den Ihr habt sterben sehen und der mir lange gut gedient hat. Allerdings habe ich ihn während des Krieges zu sehr vernachlässigt, und das hat sich gerächt. Inzwischen aber brauche ich keine umständlichen Vorbereitungen und Beschwörungen mehr. Es geht von Mal zu Mal einfacher.“ Er blinzelte. „Ahnt Ihr, wie ein Gott sich fühlt? Oder ein Dämon?“

„Ich ahne es“, sagte Charis, und tief in ihr flüsternten Stimmen der Versuchung. „Ich habe wirklich noch nie von einem Zauberer gehört, der solche Macht hatte. Ihr seid zu fürchten, Fürst Urias. Wohl noch mehr als diese Armee, die Ihr da um Euch gesammelt habt.“

„Ah, das war ein einfacher Trick. Ich war so viele Jahre auf dem Holzweg. Die Ratten faszinierten mich, nicht weniger als die Berichte von den alten Seuchen, und ich fand den Zusammenhang zwischen ihnen. Von da war es nur ein kleiner Schritt, die Keime im Labor zu züchten und sie loszulassen. Ein bißchen später, leider. Zwei, drei Jahre früher... Nun, die Vergangenheit kehrt nicht mehr zurück. Und kaum hatte ich die Waffe losgelassen, begriff ich, daß sie nicht gut genug war. Denn sie hätte Denard wohl auch dann nicht in die Knie gezwungen, wenn der damalige Fürst Urias länger gelebt hätte oder wenn Ihr mein Labor und die Burg nicht zerstört hättet. Trotzdem, die Ratten waren ein Anfang. Kein schlechter. Ich bin nur dem falschen Weg gefolgt. Ich hätte von vornherein aus ihnen nicht Träger der Waffe machen sollen, sondern die Waffe selbst. So wie das, was ihr gesehen habt.“

„Wie viele sind es? Fünftausend,

zehntausend?“

„Weder sie noch ich wissen es. Auf jeden Fall sind sie noch nicht genug. Aber ihre Zahl wächst. Schneller als die unserer Gattung, Charis. So ein Weibchen wirft zehn oder fünfzehn Junge im Jahr. Wie viele Krieger hat Denard? Noch mehr als ich. Und in einem Jahr? In zwei Jahren? Oder in drei Jahren?“

„Könnt Ihr das, was Ihr in Bewegung setzt, auch wieder anhalten? Auf dem Weg kam ich durch ein Dorf. Eines von Euren Dörfern, Fürst Urias. Es gab dort keine Menschen mehr. Nur unterwegs begegnete ich Euren Ratten, und ohne meine Warnfeuer hätten sie mich wohl in der Nacht gefressen.“

„Mag sein. Sie haben weder Sprache noch Kultur, aber sie sind klug. Klug genug, um Euch nicht angegriffen zu haben. Klug genug, um mir zu folgen. Oh, ich kann sie wieder stoppen. Wenn sie das Südländ überflutet und mir das Reich zu Füßen gelegt haben, muß ich sie sogar in ihre Schranken weisen. Vielleicht mit dem Fiebergift, das ich für Menschen bestimmt hatte, das die Ratten aber noch eher tötet. Vielleicht wäre auch Feuer nützlich. Ich brauche Euch noch immer, Charis. Als ich dachte, mein Tod wäre endgültig, bot ich Euch ein Fürstentum, die Liga, die Kaiserkrone. All das steht Euch noch immer offen, als Regentin meiner Eroberungen. Werdet meine Verbündete, meine Feldherrin. Führt mit mir gemeinsam diese braune und graue Armee weit nach Süden, und dann helft mir, sie im Zaum zu halten. Dafür biete ich Euch ein halbes Reich, und wenn Ihr wollt und Euer Geist es aushält, sogar das Geheimnis der Unsterblichkeit.“

„Ohne Euch beleidigen zu wollen, Fürst: Ihr seid ein Teufel!“

„Lieber ein siegreicher Teufel als ein unterlegener Edelmann. Schlagt ein, Charis! Ihr und ich, Feuer und Sturm, nichts wird uns aufhalten können!“

*Eben davor, sagte Charis zu sich selbst allein, habe ich Angst; mehr Angst als vor Denards Schwertern oder den kleinen Feindseligkeiten seiner Wassermeister.* Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Fürst Urias. Euch folgen wäre soviel, wie meine Seele zu verkaufen. Ich verabscheue Eure Methoden.“

„Ihr verabscheut mich“, hielt er

ihr vor. „Bei jedem anderen – Euren geliebten Assanek eingeschlossen – hätte ich gedacht, daß es Furcht ist. Bei Euch glaube ich nicht daran, weil Ihr stark seid, noch stärker, als Ihr selbst wißt. Aber Euch ekelt ein Wesen, das die natürliche Grenze des Fleisches überwunden hat.“ Er streckte seine altersfleckigen Hände aus, die mit lang gewachsenen Nägeln und leicht gekrümmten Fingern den Krallenpfoten seiner Tierarmee erschreckend ähnelten. „Naja, nicht ganz, denn ich muß mich selbst binden in Körpern, die wenig ansehnlich sind und wenig leisten. Aber auch das kann ich noch ändern im Laufe der Zeit.“

„Es seid nicht Ihr“, gab Charis zurück. „Ihr seid nicht grausamer als eines der Elemente, denen alle wahren Zauberer dienen. Nur böserartiger, und das schreckt mich. Eure zweite Waffe ist nicht weniger zer-

---

## „Ahnt ihr, wie ein Gott sich fühlt? Oder ein Dämon?“ „Ich ahne es“, sagte Charis.

---

störender als Eure erste. Das ist kein Krieg, das ist ein Verbrechen.“

„Was wollt Ihr dann tun? Zu diesem sogenannten Kaiser gehen – wenn ich Euch lasse, versteht sich –, ihm den Steigbügel halten und ihm Euer Feuer leihen gegen meine Ratten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich gehe nach Iblis oder sonstwohin, ziehe den Kopf ein und hoffe darauf, daß Denard und Ihr Euch gegenseitig erschlagt.“

„Eine törichte Hoffnung. Einer von uns wird siegen – ich zweifle nicht, daß ich es sein werde –, und Ihr seid dann so oder so ein Feind des Gewinners. Zudem: Warum sollte ich Euch ein zweites Mal entkommen lassen?“

„Vielleicht, weil Ihr mich braucht, wenn Ihr siegt und Eure eigenen Verbündeten loswerden muß.“

Die Augen des alten, des uralten Mannes verengten sich.

„Gebt Ihr mir eine Garantie?“

„Ich schwöre Urfehde bis zum Jahreswechsel. Unter der Bedingung, daß Eure Truppen das Tal von Neu-Iblis nicht betreten. Reicht Euch das?“

„Es reicht“, versetzte Urias. „Auch die Bedingung akzeptiere ich gern. Dort gibt es nichts mehr, was sich zu holen lohnt. Behaltet dieses Tal und den alten Turm. Verkrleicht Euch dort oder wo auch immer und wartet, was geschieht.“ Er räusperte sich. Seine Stimme wurde schrill, als er rief: „Graubart!“

Der alte Soldat trat klirrend herein.

„Sicheres Geleit für die Edle Charis. Bis zur Grenze unseres Lagers. Und Ihr, Charis – besucht mich irgendwann wieder.“

Sie hoffte, daß sich dazu nie die Notwendigkeit ergeben würde. Urias quittierte ihre flüchtige Verneigung, indem er spitze Zähne entblößte. Sein Lächeln war nicht mehr menschlich. Es war wahn-sinnig.

Dankbar begrüßte Charis das Licht der Sonne, des größten Feuers im Kosmos. Nach dem Wesen, dem sie im Zelt begegnet war, erschien ihr sogar der Anblick der unnatürlichen Ratten erträglicher.

Kaum hatte Graubart sie verabschiedet, spornete sie den Rappen zu gestrecktem Galopp.

Gedeckt in einer Felspalte schaute sie dem Abzug der agarischen Truppen zu. Ihre scharfen Augen erspähten neben der kaiserlichen Standarte eine Fahne, die auf rotem Grund ein weißes Symbol enthielt. Sie war so gut wie sicher, daß das nichts anderes als eine gepanzerte Faust war, das Zeichen von Hyern. Sie spürte eine Reihe schmerzhafter und angstvoller Stiche im Herzen und hätte viel um die Möglichkeit gegeben, Jolan vor dem zu warnen, dem er entgegenritt. Aber das stand ihr nicht offen, ohne sich in Denards Reichweite zu begeben. Sie setzte wenig Vertrauen in die Großzügigkeit des Kaisers. Und nicht zuletzt wegen ihres Urfehdeschwurs konnte sie es sich nicht leisten, von ihm gezwungen zu werden, den Ritt mitzumachen. Egal, ob als Gefangene oder als Verbündete. Vor dem Jahreswechsel wollte

sie Urias auf keinen Fall wiedersehen, und wenn möglich auch danach nicht mehr.

Als die Nachhut verschwunden war und der Staubschleier sich gelegt hatte, ritt sie ins Tal. Sie war auf Schrecken vorbereitet, aber die Realität übertraf noch ihre Befürchtungen. Die Dörfer waren Aschehaufen, die Brunnensteine mitsamt Sand und Unrat in die Löcher gekippt, und auf den Feldern glitzerte es silbrigweiß. Sie brauchte nicht aus dem Sattel zu steigen und eine Kostprobe zu nehmen, um zu wissen, was es war. Charis fand bei flüchtigem Hinsehen keine Leichen, aber auch keine Überlebenden.

Der größte Schock aber war der Anblick der Burg. Graues Wasser war dort, wo die Halbinsel hätte sein müssen, und von Mauern, Toren und Wohngebäuden war keine Spur mehr zu erkennen. Einzig der uralte Bergfried ragte trutzig aus dem seltsam grauen, aufgewühlten Seewasser. Er war ein gutes Stück kürzer geworden. Seine mit dem Felsgestein verwachsenen Fundamente mußten zehn Mannslängen unter der Wasseroberfläche liegen.

Knapp über den Zinnen wehte das Banner von Iblis, ein schwarzes Tor zwischen zwei grauen Türmen auf rostrotem Feld. Charis dachte an Hyazinth, die dort ausharrte, mit dem kranken, schwachsinnigen Korman zur Gesellschaft. Vorausgesetzt, daß nicht beide oder einer von ihnen ums Leben gekommen waren. Es wäre ihre Pflicht, überzusetzen und nachzuforschen, dachte Charis. Aber sie brachte es nicht übers Herz. Stumm wandte sie sich ab, und Tränen brannten in ihren Augen, so daß sie den Mann erst sehr spät sah.

Er konnte ein Fischer sein. Zumindest der Speer, auf den er sich stützte, war eher für den Fischfang als für die Jagd geeignet, und er bewegte sich behender als ein Bauer. Er rammte die stumpfe Seite in den feuchten Boden und ließ die Hand am Schaft abwärts gleiten, während er ein Knie vor ihr beugte.

„Steh auf“, befahl sie rauh. „Ich bin nicht die Herrin von Iblis, und ich zweifle, ob meine Familie sich noch so nennen darf, nachdem wir unser Tal so wenig verteidigen konnten.“

„Da gab es nicht viel zu verteidigen“, sagte der Mann langsam, als

er sich wieder erhob. „Wer hätte etwas tun können gegen tausend gewappnete Reiter? Ich mache Euch oder der Dame Hyazinth keinen Vorwurf. Nicht aus mangelnder Verteidigung und auch daraus nicht, daß Burg Iblis die Kapitulation abgelehnt hat.“

„Erzähl mir, was geschehen ist.“

Der Mann spuckte geräuschvoll aus. „Vorgestern kamen ihre Herolde, nicht nur zur Burg, sondern in jedes Dorf. Sie verlangten Unterwerfung und drohten anderenfalls mit dem, was Ihr jetzt um Euch herum seht. Gestern kamen dann ihre Reiter. Unter ihnen war wohl einer von den Zauberern, die sie Wassermeister nennen. Er versiegelte den Abfluß des Sees und öffnete die Quelle im Berg, so daß viel Wasser herunterströmte. Gleichzeitig bebte die Halbinsel, wie ich es

---

## Der größte Schock aber war der Anblick der Burg. Graues Wasser war dort, wo die Halbinsel hätte sein müssen...

---

noch nie erlebt habe in meinen Jahren und auch von den Älteren nie gehört habe. Das ganze Tal zitterte, und was von den Hütten noch nicht niedergebrannt war, stürzte teilweise ein. Die Tiere waren wie wahnsinnig, und auch die Reiter des Eroberers hatten Schwierigkeiten, ihre Pferde zu halten. Burg Iblis war hinter einer Wand aus Wasser und Dampf und Flammen verschwunden, und als all das sich gelegt hatte, war die Halbinsel weg. Ihr seht, daß nur noch ein Teil des Turmes übrig ist, und den muß die Dame Hyazinth wohl mit Zauberei geschützt haben. Ich denke, daß er sonst auch unter den Fluten verborgen wäre. Ja, und dann gingen die Reiter wieder umher und zerstörten die Brunnen und streuten Salz auf die Felder, und die Herolde riefen aus, daß der Kaiser die Acht über das Tal von Iblis verhängt und jeder, der am nächsten Tag noch dort zu finden ist, vogelfrei wird. Und daß

Kaiser Denard einen Preis auf den Kopf der Edlen Charis aussetzt, tausend Goldstücke für den, der ihren Leichnam bringt, die doppelte Summe für den, der sie lebend bringt.“

„Bei den Tausend, ich hätte mich für weniger wertvoll gehalten!“

Der Fischer setzte eine wilde Miene auf.

„Wenn ich Kaiser wäre und diese Verwüstungen hinterlassen hätte, wäre der Preis viel höher. Und für eine tote Herrin Charis würde ich dann auch mehr bezahlen als für eine lebende, nicht umgekehrt.“

„Aye“, sagte sie. Aber sie hatte eine Vermutung, warum Denards Herolde gerade so ein Angebot öffentlich gemacht hatten. Oder vielleicht sogar zwei Vermutungen. Wie auch immer, es war ein Grund, diese Gegend zu verlassen. Wenn sie sich nicht selbst in der letzten Bastion von Burg Iblis einschloß, war sie in den ganzen Domänen nicht sicher. Sie war dort zu bekannt. Egal, wie sehr die Bewohner den Usurpator haßten, egal, wie sehr sie sie wegen ihrer Kriegstaten verehren mochten, wenigstens einer unter hundert mochte der Verlockung erliegen. Oder noch viel mehr als einer von hundert...

Sie kramte in ihren Taschen und fand drei Silberstücke, der Rest ihres Wettgewinns gegen Jolans Burghauptmann Fergus. Hart an den Fischer heranreitend, drückte sie ihm das Geld in die Hand. Bevor er einen überraschten Dank stammeln konnte, spornete sie den Rappen und verließ zum zweiten Mal binnen kurzer Zeit das Tal von Iblis. Sie hatte es nicht weniger eilig als drei Tage zuvor...

Es war eine sehr veränderte Charis, die gut einen Monat später die Grenzen der Grafschaft Hyern überschritt, jene Grenzen, die für einige Zeit ihr unsichtbares Gefängnis gewesen war. Den Rappen hatte sie unterwegs verkauft, teils um ihren Lebenshalt zu decken, teils, weil eine Reiterin auffälliger war als eine Wanderin. Auch ihrer Ausrüstung hatte sie sich entledigt, ausgenommen das Schwert, das sie in ihrem Bündel versteckt hatte. Darin verborgen war auch ihre Reitkleidung, denn im Reich von Agara erregte eine Frau in Männerkleidung weit mehr Aufsehen als in

den Domänen, wo Hexenkriegerinnen zwar kein alltäglicher Anblick waren, aber doch ein gewohnter. Aus eben diesem Grunde hielt sie ihr rotes Haar unter einem Kopftuch verborgen. Sie nahm es auch nicht ab, wenn sie einmal ein Gasthaus besuchte, und wenn jemand sie deswegen fragte, sprach sie davon, daß der Grind ihr viele Haare und einen Teil der Kopfhaut weggefressen hätte.

Sie, die Täuschungen dieser Art nicht gewohnt war, machte ihre Sache eigentlich ganz gut, fand sie. Aber sie wußte auch, daß sie viel Glück gehabt hatte, überhaupt so weit zu kommen. Und sie wollte sich in Zukunft nicht allein von Zufällen abhängig machen. Glück war wetterwendisch.

Vorsichtig mußte sie auch mit den Nachforschungen sein, wegen derer sie nach Hyern zurückgekehrt war. Sie wußte zu wenig von Aela – beispielsweise, ob sie sich offen dazu bekannte, eine Hexe zu sein, oder ob davon nur wenige Eingeweihte wußten, Kunden und Klienten. Also fragte sie nach einer älteren Verwandten, einer kleinen, buckligen Frau mit Namen Aela. In einem Dorf unweit von Burg Hyern stieß sie auf die erste Spur. Sie folgte ihr, und die Spur wurde heißer. Zwei Tage später sah sie auf der Landstraße vor sich eine einsame Gestalt. Schon bevor sie Einzelheiten erkennen konnte, wußte sie, daß es die Gesuchte war.

Aela Arthais erwartete sie auf ihren Stock gestützt.

„Welch Zufall“, sagte sie lachend und zeigte Charis dabei ihr wahres, ihr jüngerer Gesicht. „Oder ist es etwa kein Zufall?“

„Ich habe Euch gesucht“, räumte Charis ein, und die andere Frau schien davon nicht überrascht zu sein. „Ich erbitte Eure Hilfe.“

„Ahhh“, machte Aela und rollte den Laut auf der Zunge wie einen seltenen Leckerbissen. „Das geht einer armen alten Frau herunter wie Öl. Die Siegerin von Kennough, die einzige, die außer Fürst Urias noch dem Kaiser zu trotzen wagt, bittet ausgerechnet mich um Hilfe. Dabei sollte wohl eher ich es sein, die Euch gegenüber noch eine Rechnung offen hat, oder wie denkt Ihr darüber?“

Charis war dankbar, einer Antwort enthoben zu sein, weil die andere fast unmittelbar fortfuhr:

„Worum geht es, meine Liebe?“

„Die Kunst der Täuschung, die Ihr so meisterlich beherrscht, daß sogar mein Auge nicht sicher ist – ich würde sie gern lernen.“

„Eine von den kleinen Künsten und höchst nützlich. Fürwahr, vor allem für Euch, meine Liebe, die ihr einen Gutteil Eures Gewichts in Gold wert seid.“

„Ihr wißt davon?“ fragte Charis, während ihr zwei noch viel unangenehmere Fragen durch den Kopf gingen. Die erste war, ob eine solche Menge Gold für Aela Arthais ein Anreiz sein mochte, und die zweite, wie weit diese Kunde sich in Hyern oder anderen südlich gelegenen Teilen des Reiches verbreitet hatte.

„Ihr habt mich damals auf den Geschmack gebracht, als ich nach Agara wandern mußte. Vorher hat

---

**„Die Kunst der  
Täuschung, die  
ihr so meisterlich  
beherrscht, daß  
sogar mein Auge  
nicht sicher ist...“**

---

mich nicht viel gekümmert, was in der großen, weiten Welt vor sich ging. Jetzt halte ich meine Ohren offener, und eine, die viel herumkommt wie ich, erfährt auch viel.“

„Und was habt Ihr noch erfahren?“

„Daß der Letzte der Sieben Greuel losläßt, wie die Welt sie seit tausend Jahren nicht mehr gesehen hat. Daß Denard im Norden sieglos blieb, abgesehen von einem schaurigen Exempel, das er an Neu-Iblis statuiert hat. Daß Agara rüstet, als stünde eine Wiederholung des langen Krieges bevor. Und daß die Domänen unruhig sind, aber wohl unschlüssig, auf wessen Seite sie sich schlagen sollen. Und daß ich froh bin, in diese Dinge nicht verstrickt zu sein. Aber Ihr seid es.“

„Ich bin es“, bestätigte Charis. „Noch immer und ohne es zu wollen. Liebend gern wäre ich unsichtbar. Da es dafür wohl keinen Zauber gibt, ist die zweitbeste Lösung,

von Euch zu lernen, wie ich mich unkenntlich machen kann. Vielleicht kann ich so nicht allein am Leben bleiben, sondern in Ruhe abwarten, wer aus dieser Fehde als Sieger hervorgeht und wie ich mich zu ihm stellen soll.“

„So spricht keine Wölfin. So spricht eine Frau, die Angst hat.“

Charis senkte den Blick. „Nennst es nicht Angst. Ich habe Denard und Urias getrotzt.“

„Jetzt aber würdet Ihr keinem von beiden gern begegnen, nicht wahr?“

„Nein, wirklich nicht. Ich habe keine Rolle in diesem Spiel. Trotzdem werden um mich herum die Würfel geworfen, und sie können mich zermalmern, bevor ich mir noch schlüssig bin, was ich tun soll. Deshalb bin ich geflohen, habe auf Rache verzichtet und das klägliche Überbleibsel meiner Heimat hinter mir gelassen.“

„Woher wißt Ihr, daß ich nicht auch rachsüchtig bin?“

„Seid Ihr es?“ fragte Charis müde.

„Ihr habt ein Schwert, nicht wahr? Werft es weg, dann antworte ich Euch.“

Sie zögerte. Aelas Flammen erneut zu löschen, wäre eine Sache, auch wenn es sie viel Kraft kosten würde und sie einen Bann riskierte. Aber sie konnte es überleben und siegreich bleiben. Ohne Waffe waren ihre Chancen sehr viel geringer, auch wenn auf Aelas Klinge keine Feuer loderten. Ihr war nicht wohl bei dem Gedanken, sich in die Hand der anderen Frau zu geben. Aber tat sie das nicht ohnehin, wenn sie mit ihr zusammen blieb? Auch ohne eine direkte Konfrontation brauchte Aela nur auf eine passende Gelegenheit zum Verrat zu warten, und Denards Büttel würden ihr die Arbeit und das Risiko abnehmen. Mit einem unhörbaren Seufzen zog sie die Waffe aus dem Bündel, wog sie einen Moment in der Hand und schleuderte sie dann kraftvoll durch die Luft. Nur wenige Handbreit von Aelas Füßen entfernt bohrte sich die Klinge tief in den Boden, schwankte wie ein Schilfrohr im Wind und kam dann aufrecht zur Ruhe. Die Hexe pfiß durch die Zähne.

„Meisterhaft, meine Liebe. Das ist zugleich Eure erste Lektion. Macht und vor allem das Bewußtsein von Macht hindern die Verstellungskunst. Wer mächtig ist, hat

entweder keinen Grund zur Täuschung oder glaubt zumindest, keinen zu haben. Ihr könnt nicht eine alte, verkrüppelte Frau spielen, wenn Euer Hochmut Euch wie eine Aura umgibt und mit Sinnen jenseits der Blicke wahrzunehmen ist. Die kleinen Künste verlangen Maß und Bescheidenheit. Ich habe das einmal vergessen, und das hätte mich leicht töten können. Werdet Ihr immer daran denken?"

„Ich werde es zumindest versuchen“, sagte Charis ehrlich. Selbstverleugnung war ihr fremd.

„Das ist ein Anfang.“ Aela lächelte boshaft. „Ich werde Euch dabei helfen. Beginnt damit, daß Ihr mein Bündel tragt.“ Als Charis zu einem Protest ansetzte, winkte Aela ab. „Ihr seid der Lehrling, ich Eure Meisterin. Gewöhnt Euch daran. Zumindest solange, bis Ihr meint, genug von meinen Künsten zu beherrschen. Oder bis ich sage, daß es hoffnungslos ist.“

Charis zuckte die Schultern. Die Hexe hatte recht. Alles kostete seinen Preis. Friß, Vogel, oder stirb.

Aela war gut zu Fuß. Charis war lange Ritte gewohnt und kräfteverzehrenden Schwertkampf, aber diese Wanderung war etwas anderes. Sie spürte Muskeln, von denen sie nicht geahnt hatte, daß es sie überhaupt gab, und als die Sonne sank, war sie todmüde. Aber nicht so müde, daß sie nicht aufmerksam allem gelauscht hätte, was Aela erzählte.

Sie begann mit Dingen, die mit Magie wenig zu tun hatten. Es gab Kräutern, die die Farbe des Haares ändern konnten, und sogar solche, die zumindest für einige Zeit die Haut bleichten oder dunkler machten. Doch damit nicht genug: Manche Pflanzen durften nur zu bestimmten Zeiten gepflückt werden, oder unter besonderen Bedingungen, und genauso wichtig war es, zu wissen, ob sie frisch oder getrocknet zu verwenden waren, wie lange sie hielten und wie sie in Kombination mit anderen wirkten.

„Diese beiden beispielsweise helfen Euch, wenn Ihr lange an lichtlosen Orten wart und blaß seid, aber das niemand wissen darf. Mit einer Messerspitze von diesem dritten verstärkt Ihr die Wirkung, aber paßt ja auf, daß es nicht mehr als eine Messerspitze ist. Ihr würdet

Euch sonst vielleicht vergiften.“

„Wozu das alles?“ fragte Charis. „Ihr benutzt eine höchst wirksame Illusion, nicht wahr? Das ersetzt den umständlichen Rest.“

„Ah, die Dame Zauberin! Meine Liebe, Ihr Tochter der Flamme, Ihr bevorzugt die spektakulären, die schnell wirkenden Dinge. Meist ist das nicht nur der einfachste, sondern auch der sicherste Weg. Was aber, wenn Eure Konzentration nachläßt? Was, wenn Ihr einem begegnet, der schärfer hinschaut als Ihr selbst? Dieser agarische Wassermeister beispielsweise, ich glaube, Quaram ist sein Name. Er schöpfte Mißtrauen, zu meinem Glück langsam. Hätte ich mich wie Ihr nur auf den zauberischen Trug verlassen, er wäre mir vielleicht auf der Stelle dahintergekommen, und meine Knochen wären nur noch Asche oder würden in einer kalten Kerkerzelle frieren bis zum Ende der Zeit. Die Vermengung natürlicher und

---

## Die Hexe hatte recht. Alles kostete seinen Preis. Friß Vogel, oder stirb.

---

unnatürlicher Mittel verschaffte mir die kurze Frist, die ich brauchte, um Vorsprung zu gewinnen. Vergeßt nicht, daß ich Spiele dieser Art seit einem Jahrzehnt gewöhnt bin. Ihr wollt so schnell wie möglich so viel wie möglich lernen. Also fangt geduldig da an, wo ich es auch getan habe, und dann gehen wir zu Tricks über, die Euch wahrscheinlich mehr liegen.“

Charis mußte ihr recht geben. „Quaram ist ein Meister seines Fachs. Was er mit Iblis angestellt hat... Gut, ich übe mich in Geduld.“

Sie wanderten in Kreisen, aber die Kreise verschoben sich weiter nach Osten. Charis Haare waren braun mit ein paar Strähnen von Grau, und die Farbe war so gut gemischt, daß auch ein kräftiger Regen sie nicht ausspülen konnte.

Sie gewöhnte sich an, am Wanderstab zu gehen und sich dabei leicht nach vorn zu beugen. Auch wenn sie damit nicht wie eine Verwachsene aussah, machte es sie doch unauffälliger: Es minderte ihre Größe und ließ sie älter wirken. Was sie nicht zu erlernen brauchte, war ein schleppender, fast hinkender Gang. Ihre verletzte Hüfte zwang sie über kurz oder lang dazu. Aela kommentierte das mitleidlos:

„Es macht überhaupt nichts. In diesem Fall besteht die Verstellung für Euch darin, auch nach einem langen Tag auf der Straße noch kräftig auszuschreiten, wenn Ihr es wollt oder müßt. Ja, ungefähr so. Sagt mir nicht, daß es Mühe und Schmerzen bereitet, das kann ich mir unschwer vorstellen. Das ist der Preis für Euren Ruhm, Kriegerin.“

Charis überhörte den Spott und strengte sich mit zusammengebissenen Zähnen noch mehr an, und Aela zollte ihr Beifall.

„Vertraut nie zu sehr auf die Wirkung Eurer Maske“, riet sie ihr ein paar Tage später. „Bei jedem Zauberer müßt Ihr damit rechnen, daß er Euch vielleicht durchschaut. Die Herren des Windes sind gefährlich für Euch. Wind bewegt sowohl Erde als auch Wasser, er ist die Veränderung schlechthin. Die Wassermeister erkennen subtile Strömungen. Die von ihnen, die ihren Namen zu recht tragen, könnten Euch allein deshalb schon spüren, weil Ihr ein ihnen feindliches Element verkörpert. Was die Diener der Erde betrifft, sie sind meist kurzichtig, aber innerhalb ihres engen Blickfeldes sehen sie viel. Von den Töchtern der Flamme schließlich hat Ihr wohl nicht viel zu befürchten, da Ihr ihrer Gilde angehört. Aber wenn eine davon Euch feindlich gegenübersteht, müßt Ihr Euch auch hüten.“

„Ich kann Eure Tarnung nicht durchschauen“, sagte Charis. „Und das, obwohl ich weiß, wie Euer wahres Gesicht aussieht.“

„Mir ist das zur zweiten Natur geworden. Nehmt es mir nicht übel, aber zu solcher Meisterschaft könnt Ihr es einfach nicht bringen. Meine Devise ist, daß ich mich vor allem verberge, was stärker ist als ich.“

„Danke“, sagte Charis trocken. Sie erinnerte sich an einen weit zurückliegenden Tag. Aela verzog das Gesicht.

„Ich habe nicht gesagt, daß ich mich nie irre!“

Sie näherten sich dem Kernland von Agara, und immer häufiger schnappten sie Nachrichten von den weit entfernt stattfindenden Kämpfen auf. Denard hatte Jolan von Hyern den Oberbefehl an der Front übertragen. Es herrschte dort eine trügerische Ruhe, ein ständiges Vor und Zurück, bei der noch keine Seite einen ersichtlichen Vorteil hatte. Der Kaiser selbst war in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Es hieß, daß die Großen seines Reiches nachlässig darin wurden, den benötigten Nachschub zu senden, und daß er sie dringlicher mahnen oder gar unter Druck setzen wollte. Die Bevölkerung stöhnte unter den Lasten zusätzlicher Abgaben. Der Unmut wuchs um so mehr, als noch vor wenigen Monaten alle gehofft hatten, daß der Krieg zuende sei. Charis begriff, daß trotz seines Reichtums an Menschen und fruchtbarem Land das Reich von Agara nicht so sehr viel stärker war, als die Liga es gewesen war.

Ihre Gedanken waren häufig bei Jolan, der eine Aufgabe hatte, um die ihn wohl keiner beneiden würde. Sie dachte an die Nacht im Verlies von Agara zurück und daran, wie er ihr vorgeschlagen hatte, mit ihm zusammen das Rattennest im Norden auszurauchern. Nun stand er dort alleine, während er vorher wahrscheinlich mit Entsetzen und Ablehnung hatte ansehen müssen, was mit Iblis geschah. Die Stimme ihres Verstandes riet Charis, den Dingen noch länger ihren Lauf zu lassen. Ihr Herz forderte etwas anderes.

Die Tage wurden kürzer, und es wurde so kühl, daß Übernachtungen im Freien unbequem wurden. Trotzdem blieb Aela dabei.

Eines nachts am Lagerfeuer erzählte Charis ihr in allen Einzelheiten von den zwei Begegnungen mit Fürst Urias. Ihre Gefährtin hörte zu, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Danach versank sie für lange Zeit in Schweigen. Schließlich sagte sie:

„Ihr seid eine gelehrige Schülerin, immerhin habt Ihr schon den größten Teil von dem aufgenommen, was ich Euch beibringen kann. Aber Ihr seid mit Euren Gedanken oftmals abwesend, nicht wahr? Eine Unrast, die nicht allein dadurch begründet ist, daß Ihr eine Gejagte

und Verfeimte seid. Ihr wärt gern dort, aber Ihr wißt nicht, auf welcher Seite der Front, stimmt’s?“

Es stimmte nur zu gut.

„Dann will ich Euch raten, Schwester. Der Fürst ist kein Mensch mehr; er ist zu etwas geworden, was unserer Art fremd und feindlich ist. Das ist der eine Grund. Der Graf von Hyern ist ein guter Mann; vielleicht wäre er ein besserer Herrscher als der Kaiser, das ist der zweite Grund. Und der dritte ist Eure eigene Natur. Ihr liebt die Herausforderung zu sehr, und es macht Euch Spaß, der schwächeren Seite zum Sieg zu verhelfen.“

„Bei Ghu“, sagte Charis, und der Name des südlichen Gottes klang ungewohnt in ihrem Mund, so sehr, daß sogar Aela Arthais zusammenzuckte. „Ihr habt recht! Ich habe mich lange genug verkrochen. Mittwinter naht, und zum Jahreswechsel endet mein Eid.“

---

### **„Vertraut nie zu sehr auf die Wirkung Eurer Maske“, riet sie ihr ein paar Tage später.**

---

„Nicht so hastig! Ihr werdet nicht mitten in der Nacht aufbrechen wollen.“

Gewollt hätte sie vielleicht, aber dafür war sie zu vernünftig.

„Seid Ihr deshalb ganz langsam und Stück für Stück in Richtung Osten gewandert“, fragte Charis, „weit weg von Hyern und Euren gewöhnlichen Revieren, vor allem in der kalten Jahreszeit?“

„Ich habe daran gedacht.“

„Ihr seid weiser als ich.“

„Nicht unbedingt. Wenn Ihr gestattet, werde ich Euch begleiten.“

„Es ist nicht Euer Krieg. Aber wenn Ihr wollt, seid Ihr willkommen – Schwester. Obwohl ich Euren Grund nicht verstehe.“

„Es sind zwei.“ Aela lehnte sich an das Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten. Es schützte gleich-

zeitig ihren Rücken vor der Nachtkälte, während das Feuer sie von vorn behaglich wärmte. „Ihr habt mich verschont, als ich zu leichtfertig mein Leben aufs Spiel gesetzt habe. Dafür schulde ich Euch etwas. Aber Ihr habt mich auch überwunden und fast ertrinken lassen. Auch dafür schulde ich Euch etwas.“

„Eine Verbündete, die zur Feindin in meinem Rücken werden kann?“

„Erst nach dem Sieg, meine Liebe.“

„Immerhin seid Ihr ehrlich.“

„Das habt Ihr schon einmal zu mir gesagt. Es stimmt. Bin ich noch immer willkommen?“

„Ja“, sagte Charis.

Schneefälle behinderten sie, als sie das Bergland erreichten, und erschwerten ihr Vorankommen. Charis war darüber nicht unglücklich, denn sie hatte noch einige Tage Zeit bis zum Jahreswechsel.

In den Domänen herrschte eine Art von angespannter Ruhe. Die Besatzer aus dem Süden erfreuten sich noch immer keiner Beliebtheit. Aber es war bis zu den Hütten der Bauern oder den Zelten und Lagerfeuern der Hirten durchgedrungen, welche unmenschliche Armee Urias ins Feld führte, und die Sympathie für ihn war eher noch geringer. Ansonsten hatte das Leben der einfachen Menschen sich nicht sehr geändert. Kaiserliche Truppen standen in Caer Yol und an der Grenze nach Dom. Darüber hinaus patrouillierten nur gelegentliche kleinere Kontingente durch die sechs Domänen, die Denard als ihren Oberherrn anerkannt hatten.

Aela Arthais verdiente ihrer bei der Lebensunterhalt, indem sie unterwegs Salbe gegen die Augenkrankheit oder Kräuter gegen Fieber, Schmerzen und Gicht verkaufte. Bisweilen gab es auch Kunden, die nach speziellen Tränken verlangten. Wenn es sich um Aphrodisiaka handelte, wechselte in solchen Fällen eine kleine Phiole für schweres Geld den Besitzer. Wurde sie allerdings unter vorgehaltener Hand nach Gift gefragt, schüttelte Aela empört den Kopf: Mit derlei handelte sie nicht.

Charis fragte sie, ob ihre Liebesränke denn wirken würden.

„Ich habe es nie selbst auspro-

biert“, sagte Aela heiter. „Der Glaube versetzt Berge, heißt es. Manches wirkt vielleicht auch nur deshalb, weil die Leute es glauben.“

Das waren Dinge, über die eine echte Zauberin wie Charis sich nie Gedanken gemacht hatte. Ihr wurde klar, daß an dem, was Aela die kleinen Künste nannte, bisweilen mehr war als an den offenkundigen Manifestationen, die sie selbst bewirkte.

Sie reisten als Mutter und Tochter. Charis war dank der Unterweisungen ihrer Gefährtin fortgeschritten genug, sich unkenntlich zu machen. Aber nicht nur ihre Züge vor den Blicken anderer zu verschleiern, sondern sich auch noch wesentlich älter zu machen, als sie war, hätte ihre neu erworbenen Fähigkeiten überstiegen.

Je näher sie der Front kamen, desto gefährlicher wurde die Reise, denn das Land war dünn besiedelt, und in den Bergen und abgelegenen Tälern lauerten Räuber. Die beiden Frauen wirkten jedoch zu ärmlich, um Opfer eines Überfalls zu werden.

Unangefochten erreichten sie das Tal, das den Übergang von der Domäne Nairn nach Dorn bildete und wo Jolan von Hyern den Hauptteil seiner Streitkräfte gesammelt hatte.

An der schmalsten Stelle maß das Tal etwa vier Meilen. Es war durch eine Mauer gesperrt, die sich in Höhe und Stärke durchaus mit den gängigen Festungsanlagen vergleichen konnte. Hinter diesem massiven steinernen Schutz hatte das kaiserliche Heer ein wohlbefestigtes Lager bezogen. Mit kriegsgewohntem Auge zählte Charis die Baracken und überschlug die Zahl der Kämpfer, die dort untergebracht sein mochten. Es waren weit mehr als die tausend Reiter, die Denard im Spätsommer in Eilmärschen in den Norden geführt hatte.

Die Torwachen ließen sie ohne Frage passieren. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen, und zwei ärmlich gekleidete Frauen fielen nicht weiter auf. Charis fragte sich, ob Urias Spione hatte, die ihm auf diese Weise berichteten.

Vor der Baracke mit der gräflichen Standarte wurden sie von Wachen aufgehalten, die die Farben von Hyern trugen. Charis hob die

Illusion auf, die ihr Gesicht unkenntlich machte. Einer der Männer kannte sie von den langen Wochen her, die sie auf Jolans Burg gelebt hatte. Er eilte, sie seinem Herrn zu melden. Nur Augenblicke später hörte sie Jolans laute Stimme: „Laßt sie ein!“ Es bedurfte des zurückkehrenden Wächters nicht mehr, damit die anderen ihnen den Weg freigaben.

„Charis!“ Jolan kam ihr entgegen, die Arme leicht erhoben, und für einen Moment dachte sie, er würde sie an seine Brust ziehen. Bevor sie sich noch darüber klar war, ob ihr das mehr angenehm oder mehr peinlich wäre, blieb er stehen. Seine Arme sanken herab.

„Mein Graf Hyern“, sagte sie formell. „Darf ich Euch eine Freundin vorstellen, eine Bewohnerin Eurer

---

**Je näher sie  
der Front kamen,  
desto gefährlicher  
wurde die Reise,  
denn das Land  
war dünn besiedelt.**

---

Heimat und Weggefährtin für mich in den letzten Monaten, Aela.“ Ihr war gerade noch rechtzeitig eingefallen, daß die Hexe es vorzog, ihren vollständigen Namen nur Menschen zu verraten, denen sie vertraute oder die sie zu töten beabsichtigte. Daß sie selbst Jolan vertraute, hieß noch lange nicht, daß Aela es auch tat.

Jolan nickte der Hyernerin zu, die sich ihrerseits graziös verbeugte, so, als verkehre sie nicht das erste Mal in adligen Kreisen.

„Ich freue mich, Euch zu sehen. Ich habe mir oft Eure Anwesenheit gewünscht, seit Denard mir diesen Posten übertragen hat. Es stünde vielleicht besser, wenn Ihr meinen Vorschlag in Agara angenommen hättet.“

„Nicht in Denards Kerker mit den Ketten seiner Wassermeister an meinen Gelenken“, sagte Charis hitzig.

„Aber mit einem Preis auf Eurem Kopf?“ fragte Jolan heiter. Im glei-

chen leichten Tonfall, ohne Wachsamkeit oder Mißtrauen, gab Charis zurück:

„Ich denke nicht, daß Ihr zweitausend Goldstücke für Eure Kriegskasse so nötig braucht.“

„Bei Ghu nicht! Zumal ich ohnehin nur die Hälfte bekommen würde.“ Die unausgesprochene Frage in ihrem Gesicht veranlaßte ihn zu der Erklärung: „Als der Kaiser den Preis aussetzte, habe ich ihm gesagt, daß Ihr auch für ihn lebend wertvoller seid als tot. Und da er nicht einwilligen mochte, für Eure lebendige Ergreifung eine höhere Summe auszusetzen, habe ich mich verpflichtet, die Differenz aus eigener Tasche zu tragen.“

„Verdammnis“, murmelte Aela wie zu sich selbst, aber vernehmlich genug für die anderen. „Ich sollte eine Belohnung dafür verlangen, daß ich sie nicht an Agara ausgeliefert habe.“

Ganz ernsthaft sagte Jolan: „Ich gestehe sie Euch zu.“

Überraschenderweise errötete die Hexe, und gleichzeitig verwandelte sich ihr Gesicht und verlor mehr als die Hälfte ihres scheinbaren Alters. Jolan blinzelte, ohne etwas zu sagen.

„Herr Graf, ich bin keine Kriegerin. Aber Urias' Horden werden keinen Unterschied zwischen denen machen, die Krieger sind, und denen, die es nicht sind. Ihr führt daher Euren Kampf auch für mich. Ich bin – zumindest der Form nach – Hyerner Untertanin. Es erscheint mir angemessen, Euch in Eurem Kampf zu unterstützen. Wenn Ihr mir Unterkunft und Verpflegung beschafft, bin ich zufrieden, und wenn Ihr mir zusätzlich noch Sold anbietet, werde ich Euch großzügig nennen. Aber das Gerede von einer Belohnung vergeßt bitte. Ich habe mit mir selbst gesprochen, nicht für Eure Ohren bestimmt.“

„Ihr seht nicht aus wie eine Soldatin. Aber wenn Ihr Euch nicht nur von einer alten Frau in eine junge verwandeln könnte, dann seid Ihr willkommen. Urias ist kein Feind, wie ich ihn gewöhnt war zu meiner Zeit, und die Mittel, mit denen ich ihm entgetrete, dürfen deshalb ruhig auch ungewöhnlich sein.“

„Aela hat ihren Wert als Kämpferin“, bestätigte Charis. „Wir werden wohl an Hilfe brauchen, was immer wir bekommen können.“

„Das ist nur zu wahr. Die Dinge stehen schlecht.“

„Wie schlecht?“

„Wir haben bisher alle Täler und Pässe nach Dom gesperrt. Wenigstens das ist uns bisher gelungen. Aber dieses nichtmenschliche Heer dort draußen prüft uns ständig. Wir zahlen unseren Preis dafür, daß wir sie zurückhalten. Sie haben höhere Verluste als wir, aber ich fürchte, auf die Dauer haben sie den längeren Atem.“

„Habt Ihr versucht, das Übel an der Wurzel zu packen?“

Seine Augen bekamen einen harten Glanz, und zugleich zeigte sich etwas wie Schmerz in seinen Zügen.

„Aye, das haben wir. Gleich nachdem... nachdem wir Iblis verlassen haben. Es hat uns fünfhundert gute Männer gekostet, die Hälfte der Reiter, und wir sind nur mit knapper Not entkommen. Ich bin in etlichen Schlachten Seite an Seite mit Denard von Agara geritten. Nie habe ich bei ihm Angst gespürt, bis zu diesem dunklen Tag. Und es war bestimmt nicht, weil Urias' Ratten uns dicht auf den Fersen waren. Der Kaiser hat vorausgesehen, genau wie ich, genau wie sicherlich auch Ihr. Bisher ist das Schlimmste nicht eingetreten. Aber der Nachschub kommt langsam. Zur Zeit reicht er gerade aus, unsere Verluste zu decken. Ich weiß, wie viele Ausfälle wir uns leisten können. Urias kann sich höhere erlauben, fürchte ich.“

„Bestimmt. Und ihn einfach nur von den sechs Domänen oder vom Reich fernzuhalten, wird nicht ausreichen.“

„Genau das ist meine Meinung. Denard wußte, wie es aussieht, als er nach Süden geritten ist. Er versprach, mehr Verstärkung zu mobilisieren. Seither schicke ich Woche für Woche einen Eilboten an ihn, aber die Antworten sind ausweichend, und die Verstärkungen kommen nur langsam.“

„Er ist schon einmal geflohen“, sagte Charis mit einer Art von Genugtuung. „Aus Caer Yol, im vergangenen Sommer.“

„Er ist mein Kaiser“, murmelte Jolan. „Es steht mir nicht zu, über ihn zu urteilen. Ich habe meinen Posten, er den seinen.“

Charis dachte daran, daß ein siegreicher Feldherr auch einem Kaiser gefährlich sein konnte, um so mehr, wenn die Truppen den

Herrscher für feige halten mochten. Vielleicht war der Gedanke aus ihrem Haß auf Denard geboren. Aber vielleicht war er auch berechtigt. Immerhin, wenn sie Jolan half, bereitete sie vielleicht auch Denard eine Art von Niederlage, ganz anders, als wenn sie direkt gegen ihn kämpfen würde, aber nichtsdestotrotz wirksam. Der Gedanke gefiel ihr.

„Wie schätzt Ihr die Kräfte ein, Graf?“

„Ich habe dreitausend Mann hier und weitere tausend in befestigten Stellungen an den verschiedenen Pässen. Urias' Monstren sind vielleicht zehnmal so viele wie wir, oder wenigstens fünfmal so viele. Sie kämpfen nicht so gut wie meine Männer, aber auf offenem Feld sind sie uns überlegen.“

---

**Charis dachte  
daran, daß ein  
siegreicher Feldherr  
auch einem Kaiser  
gefährlich  
sein konnte,...**

---

„Es sind Tiere.“

„Sie sind brutal und geschickt, und sie sind zu diszipliniert, um nur Tiere zu sein.“

„Trotzdem bleiben es auf eine gewisse Art Tiere. Sie werden Feuer fürchten.“

„Daran habe ich gedacht, als ich Eure Anwesenheit herbeisehnte. Nun ja, auch daran. Was würdet Ihr vorschlagen?“

„Ein Steppenbrand hilft nicht viel. Urias kann dem Wind befehlen, aus einer anderen Richtung zu blasen, und dann ist das Feuer nicht mehr wirksam. Ja, es könnte sogar uns gefährden oder zum Rückzug zwingen. Was ich allein bewirken kann, hat nur einen geringen Radius. Es wäre eine Bresche durch die feindlichen Reihen. Nicht genug, um eine Schlacht zu entscheiden, aber genug, an den feindlichen Heerführer heranzukommen. Urias ist ein alter Mann und sehr vorsichtig. Er würde wohl eher fliehen, als sich zum Kampf stellen. Wie gut ist

seine Armee, wenn er sie nicht selbst führt?“

„Keiner hat das bisher ausprobieren können.“

„Dann wollen wir unsere Hoffnung darauf setzen“, sagte Charis grimmig.

Ein Heer in Schlachtordnung war ein besonderer Anblick. Das galt doppelt für den, der die Ordnung befohlen oder erntworfen hatte. Es ähnelte einem Spiel besonderer Art, aber mit tödlichem Ausgang. Charis war sich dessen nur zu bewußt, als sie ihre Position an der Spitze des gigantischen Keiles einnahm. Weit hinter ihr war die Mauer, eine Art von Trost, denn sie verhielt zumindest einem Teil der Kämpfer Sicherheit, wenn etwas schiefgehen sollte. Aber daran mochte sie nicht denken. Die Zeit arbeitete gegen sie und die Seite, auf die sie sich gestellt hatte. Im Frühjahr bereits konnten Urias und seine Horden unbesiegt sein. Wie beim Spiel hing alles von einem Wurf ab.

Aela spornete ihr Pferd fluchend an. Sie war nicht gewöhnt zu reiten, und ihr Geschick dafür war weniger als mittelmäßig. Aber sie hatte darauf bestanden, an Charis' Seite zu bleiben. „Wenn Eure Flammen nicht ausreichen, will ich gern meine bescheidene Macht dazu geben“, hatte sie gesagt.

Gleichfalls neben ihr ritt Jolan von Hyern. Er trug den Schild an der rechten Seite, in einem Geschirr, das ihm die fehlende Hand ersetzte. Seine bevorzugte Waffe war noch immer ein Kurzschwert, aber ein längeres Schlachtschwert hing an seinem Sattel. Von seinem Gesicht war unter dem Visierhelm nicht viel zu erkennen, und sein hochgewachsener Leib wurde von einem Plattenpanzer geschützt. Der Knappe Kjern ritt eine halbe Pferdeslänge hinter ihm.

Das Heideland vor ihnen war graubraun gefleckt, und was auf weite Entfernung wie ungesunder Bewuchs wirken konnte, zeigte sich bei genauerem Hinsehen erschreckend lebendig. Wie Farbleckse inmitten dieser tierischen Eintönigkeit ragten vereinzelt Banner empor. In der Mitte der Formation und weit, weit hinter den ersten Reihen war eine richtige Insel von Farben und Metall: der Anführer

Charis von Neu-Iblis

inmitten seiner Getreuen. Das war Charis' Ziel.

Die ersten Pfeile flogen, und wie eine Art von Feldgeschrei klang ihnen ein zigtausendfaches Quicken entgegen, eine Mischung aus Schmerz, Wut und Angst. Charis hob die linke Hand und ließ das Feuer wachsen. Ihr Hengst scheute. Sie zügelte ihn hart und gab ihm zugleich die Sporen, ließ ihn nach vorn tänzeln und hüllte ihn gleichzeitig mit kaltem Licht ein. Dann war sie dicht genug an den vordersten Reihen, schickte ihnen Speere aus Licht entgegen und ließ Flammen folgen.

Fast unmittelbar und wie eine Antwort heulte der Wind los. Sie war nicht unvorbereitet, ließ den Hengst langsamer traben und verstärkte ihre Anstrengungen. Unnatürlich große, vierbeinige Leiber wichen zur Seite, schlugen wütend nackte Schwänze in Kreisen auf dem Boden, quiekten, knurrten und schrien. Die Schreie der verbrannten Tiere waren erschreckend, fast menschlich. Charis verschloß ihr Herz vor jedem Mitgefühl. Etwas sprang sie von der Seite heran und starb noch im Flug durch einen raschen Schwertstreich. Das erste Blut der Schlacht besudelte sie. Ein anderes Feuer wuchs an ihrer Seite, fremd und zugleich vertraut, eine freundlich gesinnte Macht. Sie leistete sich die flüchtige Ablenkung, Aela Arthais einen Seitenblick zuzuwerfen. Ihre Züge waren verkniffen. Charis kannte die Gesichter von Menschen in ihrer ersten Schlacht. Sie fragte sich, ob ihre Freundin es aushalten würde. Sie fragte sich, ob sie selbst durchhalten würde.

Vor ihr war ein Gedränge in zwei Richtungen: Die Tiere versuchten zu fliehen, aber die hinteren Reihen drängten nach vorn, und es gab ein unentwirrbares Chaos. Charis fürchtete, daß der Feind durch seine bloße Masse unüberwindbar werden konnte. Doch dann siegte die Panik über die Kampfeslust, und vor den Hufen ihres Hengstes entstand Raum. Sie setzte die Sporen ein. Es war ein kurzer Anlauf, aber er trug sie in die feindlichen Reihen. Ihr Schwert schnitt durch Fell und zähes Fleisch. Die Ratten waren leichter zu töten als menschliche Krieger, aber es waren ihrer so viel mehr.

„Sie umzingeln uns hinten,

Herr!“ Das war eine bekannte Stimme, trotz der schlechten Nachricht von schwerfälliger Ruhe. Aela schrie mit und schlug mit flammendem Schwert nach einem grauen Schemen, das sie ansprang. Sie duckte sich im Sattel und wurde von dem sterbenden Untier nur knapp verfehlt. Thom schloß zu ihnen auf, gerüstet wie ein Ritter. Charis nickte ihm zu. Unter dem offenen Halbhelm schnitt er eine Grimasse, die halb Lächeln und halb Grinsen war.

„Kein Zurück“, sagte sie und sandte mehr feuriges Licht nach vorn.

„Kein Zurück“, erwiderte er und schob sich zwischen sie und ein sprungbereites Rudel.

Der Feind wankte. Aus seinem Zentrum schoben sich Reiter nach vorn, metallisch glänzend und mit bunten Fahnen. Es waren nicht

---

**„Kein Zurück“,  
sagte sie und  
sandte mehr  
feuriges Licht  
nach vorn.**

---

viele. Sie nahmen wenig Rücksicht auf ihre Verbündeten und trampelten manche davon nieder. Der Sturm blies in ihrem Rücken und trieb sie voran. Charis machte sich auf einen ernsthaften Kampf gefaßt. Da war Graubart mit einer Lanze. Sie bedauerte, nur ihr Schwert zu haben und nicht einmal einen Schild. Doch die Reiter hinter Graubart bildeten einen Halbkreis und verringerten ihr Tempo. Thom riß seinen Fuchs auf der Hinterhand herum. Wer immer ihm Reiten beigebracht hatte, er war darin ähnlich gründlich gewesen wie sie in der Unterweisung in Schwertkunst. Oder er hatte es schon immer gekonnt. Graubart wartete. „Nehmt, Herrin!“, rief Thom ihr zu und reichte ihr Schild und Lanze. Sie fürchtete den kurzen Moment, in dem sie ihr Schwert in die Scheide stecken mußte, aber Graubart ließ ihr Zeit.

„Warum?“ schrie sie ihm zu.

„Ich bin alt!“ schrie er zurück. „Meine Knochen sind steif, wenn ich auf der nackten Erde schlafe. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Der Schwerttod ist besser für einen Krieger als der Strohtod.“

Sie senkte die Lanzenspitze zum Salut und zum Zeichen, daß sie bereit sei. Er galoppierte an. Sie ließ ihm den Vorteil der Geschwindigkeit und tauschte dagegen Beweglichkeit. Mit gekantetem Schild lenkte sie seine Lanzenspitze ab und ließ den Hengst gleichzeitig zur Seite ausweichen. Er schoß an ihr vorbei und brüllte vor Wut oder Enttäuschung oder vielleicht auch Triumph. Sie hatte nicht versucht, nach ihm zu stoßen. Er geriet aus ihrem Blickfeld. Sie mußte eine Ratte aufspießen und verlor dadurch Zeit, aber sie ließ ihren Schild im Geschirr den Arm bis zur Schulter hochgleiten, hob die Linke und schleuderte mehr Feuer. Es schien, als würde der Wind schwächer. Vor ihr entstand eine Gasse, und sie führte direkt auf den Ring aus gepanzerten Leibern zu. Charis flehte manche vergessenen Gottheiten an, daß Urias' Garde nicht standhalten möge. Sie hatte Angst vor diesem Kampf, Angst, gleichzeitig Feuer und Schwert führen zu müssen, und noch mehr Angst davor, weitere bekannte Gesichter unter ihnen zu sehen, alte Freunde und Verbündete. Doch die Banner schwankten, als die Gruppe ihre Tiere wendete.

„Sie fliehen!“ Aus Aelas Stimme klang mehr Erschöpfung als Triumph. Dann schrie sie, als ein brauner Leib ihr Pferd traf und sich an ihm festbiß. Das Tier stieg auf die Hinterhand und keilte wild aus. Charis drängte sich nach vorn. Vergessen war der Plan, Urias in die Flucht zu schlagen, um seine ungeheuerliche Armee vernichten zu können. Sie wollte den Fürsten, den Urheber dieses Schreckens, wollte ihn vernichten. Der Verstand sagte ihr, daß das wenig Sinn hatte bei einem Zauberer, der den Tod überwunden hatte, doch ihr Gefühl lechzte nach seinem Blut.

Die Ratten schoben sich dazwischen, zögernd zwar, aber noch immer blutigierig. Ihre Lanze splitterte, als sie ein Tier an den Boden nagelte. Ein anderes prallte von ihrem Schild ab und erschütterte sie für einen Moment im Sattel. Der

Wind wurde schwächer, und sie konnte mehr Feuer einsetzen. Das verschaffte ihr Luft. Sie wollte vorwärts stürmen, aber Instinkt und Klugheit geboten ihr Zurückhaltung. Sie war die Spitze des Speeres und mußte auf die anderen achten. Es war nicht die Kriegerin, sondern die Feldherrin, die einen Blick zurück warf. Aela hatte sich unter dem Kadaver ihres Pferdes hervorgewunden und schwang das Flammenschwert, um sich die Angreifer vom Hals zu halten. Jolan, sein Knappe und Thom waren mit einer Handvoll Reiter dicht hinter ihr und schufen Raum, aber der Rest des Heeres war in Kämpfe verwickelt. Sie sandte Urias' einen hilflosen Fluch nach und wendete ihr Pferd.

Der Rest war ein Schlachten, keine Schlacht mehr.

Stunden später trafen sie sich im Zentrum eines Feldes von reglosen Leibern, die meisten davon unbekleidet und haarig, aber auch viele Menschen unter ihnen. Charis nahm den Helm ab und rieb sich die schmerzenden Schläfen.

Sie hatte Schrammen und schmerzhafte Prellungen unter dem Kettenhemd, aber sie war die einzige, die keine blutende und notdürftig verbundene Wunde aufwies. Kjern schwankte im Sattel, bleich wie ein Leichnam, und sein Fürst winkte einen Reiter herbei, um den Jungen ins Lager bringen zu lassen. Jolan wirkte kaum weniger erschöpft. Dennoch strahlten seine Augen in verhaltenem Glanz.

„Das war teuer erkaufte, aber auf diesen Sieg haben wir lange gewartet.“

„Es ist kein Sieg.“ Aela wischte sich die Stirn und betrachtete das halb geronnene Blut, als gehörte es einer anderen. Auch ohne Zauberei sah sie alt aus. „Es gibt keinen Sieg, solange der Urheber dieses Schreckens lebt.“

„Wir müssen ihm nachsetzen“, bestätigte Charis und erschrak zugleich vor dem, was diese einfachen Worte bedeuteten.

„Das Heer braucht Ruhe“, wandte Jolan ein.

„Wir werden kein Heer brauchen. Ihn einzuholen ist das kleinste Problem. Ihn zu töten schon ein größeres. Das größte aber ist, seinen Tod zu überstehen – und unverändert...“

„Ihr, Herrin“, meldete sich

Thom, „die Hexe. Und ich.“

„Deine Herrin und ich“, korrigierte Aela Arthais. Ihre Blicke kreuzten sich mit denen des Reitknechts, und er blinzelte und wandte den Kopf ab.

„Dies ist nicht Euer Kampf.“

„Mir kommt vor, als hätte ich das schon einmal gehört“, sagte Aela Arthais langsam. „Ich weiß, daß es klüger wäre, den Kopf einzuziehen und wegzugehen. Aber wie viele kluge Leute sind schon gestorben?“

„Ähnlich viele wie dumme. Wahrscheinlich macht es keinen Unterschied. Jolan, besorgt uns Pferde und Proviant.“

„Wollt Ihr nicht wenigstens die Nacht über rasten?“

„Glaubt Ihr, daß er rastet?“

Die Antwort auf diese Frage war so offenkundig, daß der Graf von Hyern sie nicht aussprach.

---

## Charis flehte manche vergessenen Gottheiten an, daß Urias' Garde nicht standhalten möge.

---

Sie folgten den Spuren einer geschlagenen Armee: Leichen von Tier und Mensch, weggeworfene Ausrüstungsgegenstände, Waffen, die nicht mehr gebraucht wurden. Fährten bogen nach links und rechts ab, aber Charis und Aela zogen der aufgehenden Wintersonne entgegen.

„Wie weit mag es bis zu den Bergen sein?“

Charis kniff die Augen zusammen. Der Wintermorgen war trübe, aber nicht kalt.

„Niemand, den ich kenne, weiß es. Schon vor dem Krieg war Urias' Domäne kein vielbesuchter Ort. Um das Gebirge ranken sich düstere Legenden, und noch mehr um das, was dahinter liegt. Betet, daß wir ihn vorher finden.“

„An welche Götter sollte man wohl eine solche Bitte richten?“

„Ich weiß es auch nicht“, gab

Charis zurück.

Als die schroffen Gipfel sich zwischen sie und die niedrig stehende Sonne schoben, waren es nur noch die Spuren von acht Hufen, denen sie folgten. Und der Abstand war gering geworden.

„Kann das ein Paß sein, da vor uns?“

„Schon möglich. Aber er sieht so eng aus, als könnte ein Mann ihn gegen eine Armee verteidigen.“

„Wir sind keine Armee.“

„Aber ein Mann ist dort. Seht!“

Der Reiter war wie ein Schatten inmitten anderer Schatten, und wenn sein Pferd nicht gestampft hätte, hätten sie ihn nicht so früh entdeckt. Aber er machte auch keine Anstalten, seine Anwesenheit zu verbergen oder zu fliehen. Als sie dicht genug waren, senkte er seine Lanze.

„Ihr habt mich in der Schlacht um einen Waffengang betrogen!“ rief Graubart ihr zu.

„Ich würde ihn Euch auch jetzt gern verwehren!“

„Das könnt Ihr nicht, Charis von Iblis. Nicht, wenn Ihr Eure Jagd fortsetzen wollt.“

„Ihr werdet sterben“, rief Aela ihm zu.

„Ich werde eine Legende“, berichtigte Graubart. „Gleich, ob ich siege oder falle. Gleich, ob Charis Urias tötet oder er euch. Sängern werden noch an den Lagerfeuern meinen Namen auf den Lippen führen, wenn schon die Enkel der heute geborenen Kinder Greise sind. Fangt an, Fürstin!“

Es wunderte sie, daß er ihr diesen Titel gab, aber vielleicht dachte er, daß Hyazinth tot sei. Sie mußte älter sein als seine Mutter. Mit einem Gefühl der Unwirklichkeit begriff Charis, daß hier Vergangenheit und Zukunft miteinander kämpften. Ihr war nur nicht ganz klar, wer von ihnen was verkörperte.

Graubart sprengte auf sie zu, und diesmal gab es kein Aufweichen im Schlachtgetümmel. Sie zielte mit der Lanzenspitze auf das Gesicht unter dem Helm, aber im letzten Augenblick senkte sie die Waffe ein wenig. Es gab einen harten doppelten Ruck, als sie seine Lanze mit dem Schild parierte und gleichzeitig ihn zu treffen versuchte. Während sie ihr Pferd wendete, nahm sie wahr, wie Aelas Stab sich in ein flammendes Schwert verwan-

delte.

„Nicht!“ brüllte sie. „Dieser Kampf gehört ihm und mir allein!“

Die Flammen erloschen. Das Trommeln der Hufe dröhnte in ihren Ohren. Sie bedauerte, den Grauschimmel nicht zwischen den Beinen zu haben. Aber dann fiel ihr ein, daß der ältere Mann das Pferd gut kannte. Und er war sehr erfahren. Sie merkte es an seinem zweiten Stoß, daran, wie sie im Sattel wankte und zu ihrem Schrecken das Gleichgewicht verlor. Ihre Füße kamen sauber aus den Steigbügeln, und sie vermied es gerade noch, mitgeschleift zu werden.

„Verdammnis!“ fluchte sie unterdrückt. In der Schlacht hätte so ein Mißgeschick ihr Ende bedeuten können. Es verschaffte ihr eine Mischung von Trost und Genugtuung, daß auch Graubarts Tier reitlos davontabte. Der Mann kam mit den langsamen Bewegungen eines Greises auf die Beine.

„Wollt Ihr wirklich mit dem Schwert gegen mich kämpfen?“, fragte Charis. „Ihr habt Ongard fallen sehen.“

Graubart spuckte blutigen Schaum aus. Seine linke Schulter hing herab, aber er brachte die Klinge mit einer fließenden Bewegung aus der Scheide.

„Von Lhyle war mein Schüler. Versucht Euch an seinem Lehrer!“

Sie wehrte seinen Angriff ohne große Mühe ab. Er bewegte sich rechts um sie herum, und das war ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Verletzung von dem Sturz ihn behinderte. Charis wählte die andere Seite für ihren Angriff. Als sie das Schwert hob, begriff sie, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Sie warf sich zurück, sah den Stahl viel zu schnell auf sich zukommen und brachte ihre Klinge eben noch in die Richtung. Der Aufprall aus ungünstigem Winkel jagte Schmerzen durch ihren ganzen Arm. Sie bemühte sich um einen festere Stand. An Graubarts Bewegungen war nichts Greisenhaftes mehr. Seine Hiebe prasselten herab wie Hagel, und sie verlor unter ihrer Wucht das Gleichgewicht. Indem sie ein Knie zur Erde beugte, vermied sie den Sturz. Aber nun konnte er noch wuchtiger zuschlagen. Er brach durch ihre Deckung.

Ihr Vorteil war Beweglichkeit, der seine überlegene Kraft trotz seiner steiferen Muskeln und seiner

schwächer werdenden Reflexe. Sie riß den Kopf zurück und entging der niedersausenden Schwertschneide fast. Es gab nur eine Schramme an der Stirn, aber Charis dachte mit Schrecken daran, was gewesen wäre, wenn er ein klein wenig schneller oder sie ein klein wenig langsamer gewesen wäre ...

In seinen besten Zeiten wäre es für ihn beinahe leicht gewesen, gegen sie zu gewinnen. Das hatten ihr diese wenigen Augenblicke klar gemacht. Und auch so würde es für sie harte Arbeit werden, sich gegen ihn zu behaupten.

Am Rande ihres Gesichtsfeldes blitzte es. Mit einer Mischung aus Erleichterung und Widerstreben brüllte sie noch einmal: „Nein!“ Aber diesmal hörte Aela nicht auf sie. Eine feurige Lohe hielt das Schwert des alten Mannes auf, und er taumelte zurück, geblendet und stöhnend vor Schmerz. Charis kam auf die Füße, warf sich nach vorn

---

### In seinen besten Zeiten wäre es für ihn beinahe leicht gewesen, gegen sie zu gewinnen.

---

und stieß das Schwert vor. Sie hatte nicht gezielt, aber die stählerne Spitze traf ihr Ziel. Graubart fiel steif wie ein Stock. Seine Klinge klirrte auf einen Stein. Als wäre ein Zeichen, barst der makellose Stahl.

Der Mann versuchte, sich aufzurichten. Er schaffte es gerade eben bis auf die Ellbogen. Charis sah, an welcher Stelle seine Kleidung sich dunkel vom Blut färbte, und sie wußte, daß es um ihn geschehen war. Sie ließ ihr Schwert fallen und beugte sich über ihn.

„Die Legende“, murmelte Graubart. Dann verkrampfte sein hagerer Körper sich, er hustete Blut und rang zugleich mit weit offenem Mund nach Atem. Obwohl Charis von nah und fern viele Menschen hatte sterben sehen, erschien dieser Totenkampf ihr schlimmer als die

meisten anderen. Sie fühlte sich schuldig und auf eine unbestimmte Art schmutzig.

„Wir werden berichten, daß es zweier Hexen bedurfte, Euch zu fällen“, versprach sie. „Ihr werdet Eure Legende bekommen, Graubart.“

Die grauen Augen brachen, und sie wußte nicht, ob er sie noch verstanden hatte. Schwerfällig erhob sie sich und tastete nach ihrer Waffe.

„Krieger“, murmelte Aela halb verächtlich, halb neidisch. „Ich hoffe, ich werde Eure Rituale nie verstehen.“

„Bei Ghus ungeliebten Priestern: Ein Kämpfer von diesem Rang, und ich wußte noch nicht einmal seinen Namen“, sagte Charis. „Aela, freut Euch, daß dies nicht zehn oder gar zwanzig Jahre früher geschah ...“

„Wie auch immer: Wir müssen weiter.“

Dagegen gab es kein Argument. Graubarts Leichnam würde für die Wölfe zurückbleiben – oder die Ratten. Charis machte einen Bogen um ihn, und sie schauderte bei dem Gedanken, daß sie an seiner Stelle hätte liegen sollen.

In der felsigen Schlucht verloren sie die Spur, und als die Berge ihnen den Weg nach Osten freigaben, fanden sie sie auch nicht wieder.

„Hier ist ein Sturm vorübergezogen“, sagte Charis. Aela nickte. Es bedurfte keiner weiteren Erklärung, denn sie wußten nur zu gut, über welches Element Urias herrschte.

„Aber ich glaube, ich kann ihn trotzdem aufspüren“, murmelte Charis. Sie stieg ab und sammelte in dem kargen Land ein paar Zweige von Büschen – dem einzigen höheren Gewächs, das es hier gab. Als die Flammen prasselten, stellte sie ihre Frage. Schattenhaft tauchte das Gesicht des Gesuchten auf. Es schien sie höhnisch anzugrinsen. Charis wandte sich mit einem Schaudern ab.

„Weiter“, sagte sie. Aela folgte wortlos.

„Er kann nicht noch eine Nacht im Sattel verbringen“, meinte Charis, als die Sonne ihre Schatten riesenlang machte.

„Könnt Ihr es?“

„Ich bin es gewohnt. Aber Ihr seid keine geübte Reiterin.“

„Ich kann, was ich muß“, gab die

Hexe zurück. Charis schaute sie von der Seite an. Sie trug nicht die Maske ihres vermeintlichen Alters, aber sie sah viel älter aus als in ihrer anderen Gestalt, und manchmal schwankte sie im Sattel. Charis überlegte, ob sie die Jagd nötigenfalls allein fortsetzen sollte. Sie hoffte, nicht vor diese Entscheidung gestellt zu werden.

Im morgendlichen Dunst sahen sie die Ansiedlung. Es schien ein Dorf wie jedes andere zu sein. Nur in der Mitte gab es einen hohen Turm. Mit dem geübten Blick der Kriegerin wußte Charis, daß er keinen Verteidigungszwecken diente – dazu war er zu schlank. Vielleicht war es eine Kultstätte.

„Ob er dort Rast gemacht hat?“, fragte Aela. Sie zwinkerte, um die Augen offenhalten zu können.

„Ich hoffe es. Mir ist, als hätte ich seit hundert Jahren nicht mehr geschlafen.“

„Ihr übertreibt.“ Aela brachte ein müdes Lächeln zustande. „Nehmt die Hälfte davon, dann mag es stimmen.“

Charis wunderte sich einmal mehr über ihre Begleiterin. Wußte die Hexe, daß ihr Äußeres auf eine ganz andere Art trog als das von Aela, daß sie ungleich viel älter war, als sie aussah? Sie war zu müde, den Gedanken weiter zu verfolgen.

Niemand ließ sich blicken, als sie in das Dorf ritten. Trotzdem merkten sie, daß sie durch kleine Fenster oder hinter angelehnten Türen her beobachtet wurden. Sie kümmerten sich nicht darum, sondern setzten ihren Weg fort. So landeten sie vor dem Turm, der den freien Platz inmitten der Hütten beherrschte. Und hier trat ihnen die Frau entgegen.

Sie trug ein knielanges Kleid, darunter enge Hosen und lange Stiefel. Alles war in Grau gehalten, und sie wies keinen Schmuck auf. Aber trotz dieser scheinbar ärmlichen Aufmachung hatte sie etwas Hoheitsvolles an sich, eine Art von Selbstbewußtsein. Sie stützte sich leicht auf einen Stab, der sie um wenige Zoll überragte.

„Seid gegrüßt“, sagte sie. Ihre Sprache war ein Dialekt, der der Hochlandssprache so ähnlich war wie diese dem Idiom des Kaiserreiches – verständlich, aber unvertraut. „Willkommen kann ich Euch nicht heißen, denn Ihr seid auf verbottenem Territorium.“

„Dafür entschuldigen wir uns“, sagte Charis höflich. „Es war nicht unsere Absicht, in das Gebiet östlich der Berge vorzudringen. Aber zwingende Notwendigkeiten haben uns getrieben. Wir verfolgen einen Feind, der böser und gefährlicher ist als alles, was Ihr Euch vorstellen könnt. Ich bin Charis von Neu-Iblis, und meine Begleiterin ist – Aela.“ Gerade rechtzeitig fiel ihr ein, daß Aela Arthais es nicht schätzte, wenn Fremde ihren vollständigen Namen erfuhren.

„Charis von Iblis“, wiederholte die Frau mit einer fremdartigen Betonung. „Der Name Eures Hauses ist uns nicht ganz unbekannt, und geschätzt wird er hierzulande noch weniger. Vielleicht seid Ihr noch gefährlicher als dieser Feind, dem Ihr folgt. Einige meiner Schwestern würden vielleicht sogar sagen, daß Ihr allein um Eurer Herkunft willen sogar noch böser sein müßt.“

---

## Charis bezwang die in ihr aufsteigende Wut und neigte höflich den Kopf.

---

Charis bezwang die in ihr aufsteigende Wut und neigte höflich den Kopf.

„Ich bin ein Eindringling, deshalb will ich mit Euch nicht streiten. Soweit die Erinnerung meiner Tante Hyazinth zurückreicht – und sie ist an die hundert Jahre alt – war kein Angehöriger meines Hauses im Land jenseits der Berge. Wenn Neu-Iblis jemals einen Streit mit den Menschen hier hatte, dann war er lange vor meiner Geburt, und ich will ihn nicht fortsetzen.“

Die Frau wog den Kopf, als erwöge sie diese Worte.

„Ich möchte Euch glauben, Fremde. Ihr macht einen ehrlichen Eindruck, und Eure Freundin ist eine Stabträgerin. Trotzdem muß ich Euch warnen. Geht dorthin zurück, wo Ihr hergekommen seid, oder ich muß die Schwesternschaft

unterrichten. Und wie das Urteil der Älteren ausfallen wird, weiß ich nicht.“

„Wir können nicht zurück“, sagte Aela. „Fürst Urias ist der Urheber unbeschreiblicher Greuel. Wenn er hier Unterschlupf findet und unserer Nachstellung entgeht, werden die Domänen, wird das Reich, wird auch Euer Territorium leiden.“

„Auch darüber wird die Schwesternschaft entscheiden.“

„Bei allem Respekt“, sagte Charis mit einer Spur von Ungeduld. „Darauf können wir nicht warten. Noch können wir das Risiko eingehen, daß sich Menschen mit Urias befassen, die ihn nicht kennen und folglich nicht wissen, was er vermag.“

„Er ist nur einer und zudem ein Mann. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Älteren seine Natur verkennen oder ihn falsch behandeln würden. Mein Rat an Euch ist, die Heimreise anzutreten, auf dem direktesten Weg. Denn wenn Ihr eine andere Siedlung aufsucht, könntet Ihr an eine Schwester geraten, die ihre Weisungen enger auslegt als ich.“

„Wir haben keine Wahl“, erklärte Charis entschieden. „Friede, meine Dame, aber wir müssen unsere Aufgabe erfüllen!“

„Ihr werdet dieses Dorf nur in eine Richtung verlassen, sonst werdet Ihr keinen Frieden haben!“

Charis sah sich um und blickte die Frau dann herausfordernd an: „Mir scheint, Ihr seid allein und steht gegen uns zwei, eine Hexenkriegerin und eine Hexe. Wir wollen Euch keinen Schaden zufügen, aber wir lassen uns von Euch nicht aufhalten.“

„Das werden wir sehen!“ Die Frau hob ihren Stab, und in der Bewegung verwandelte er sich in eine gewellte Klinge, die von Flammen umspielt wurde. Charis sog überrascht die Luft ein, und Aela kicherte. Dann wurde sie schnell ernst, denn ihre Pferde scheuten. Charis versuchte vergeblich, das ihre voranzutreiben. Als auch die Sporen nicht halfen, folgte sie Aelas Beispiel, die bereits abgestiegen war.

„Nun?“ fragte die Hexe. „Ihr seid doch hier die Kriegerin, und diese Art Zauber ist Euch nicht unvertraut, oder?“

„Bei Ghu, nein“, knirschte Cha-

ris. „Und meine Neigung, mich noch einmal damit einzulassen, ist gering. Wie wäre es, wenn Ihr Feuer mit Feuer bekämpftet?“

„Nicht unmöglich für mich, aber schwer.“ Aelas Stab verwandelte sich auf die gleiche Weise wie der der graugekleideten Frau. „Ein wenig Hilfe von Eurer Seite wäre sehr vorteilhaft.“

„Na gut.“ Charis wandte sich nach links, um die Frau zwischen sich und ihre Kampfgefährtin zu bekommen. Ihre Gegnerin hatte nicht unbedingt die Haltung einer Fechterin, aber sie war auch nicht ganz unerfahren. Sie wich bis an den Turm zurück und war nun im Rücken gedeckt. Aela sprang auf sie zu und wechselte einen Schlag mit ihr. Funken stoben um die beiden herum, und Aela zog sich mit einem schmerzlichen Stöhnen etwas zurück. Die andere Frau schwankte und erbleichte, aber sie hielt tapfer stand.

Mit einem ungunstigen Gefühl hob Charis die Linke und rief einen Flammenspeer herbei. Sie folgte ihm mit vorgestreckter Schwertschärpe. Der Aufprall jagte einen nadelfeinen Schmerz von ihrer Hand über die Schulter tief in ihren Leib. Aber ihre Gegnerin brach in die Knie. Die Waffe, die sie mit beiden Händen schützend über ihren Kopf hielt, war nur noch ein Stab. Charis hielt mit hoch erhobenem Schwert inne.

„Ich will Euch weder töten noch Euch Schaden zufügen. Laßt uns unseren Weg ziehen, dann soll keine Feindschaft zwischen uns bleiben.“

„Ich kann Euch nicht aufhalten“, sagte die Frau mit schwacher Stimme. „Aber ich warne Euch, die Schwesterschaft wird das nicht hinnehmen.“

Charis ging zu ihrem Pferd, wobei sie vorsichtig über die Schulter spähte. Aber ihre Gegnerin war zu geschwächt, um ihren Zauber zu erneuern oder sie in anderer Weise zu behindern.

„Wir wollen hoffen, daß diese Schwesterschaft nicht so weit verbreitet ist“, sagte Charis im Weiterreiten. „Und daß wir Urias schnell aufstöbern. Ich habe wenig Sehnsucht, mich mit ein paar von denen einzulassen.“

„Ich auch nicht“, stimmte Aela ihr zu. „Sie war stärker, als ich ihr zugetraut habe. Beeilen wir uns also

lieber! – Da, schaut! Ist das nicht eine Spur?“

„Tatsächlich“, stimmte Charis zu, verärgert, daß die andere sie vor ihr entdeckt hatte. „Er muß müde sein, daß er seine Fährte nicht mehr verwischt.“

Drei Meilen weiter entdeckten sie ihn. Er lehnte mit dem Rücken an einem Felsblock. Sein Pferd graste wenige Meter entfernt. Er sah erst auf, als die Schatten der beiden Frauen auf ihn fielen.

„So weit“, flüsterte er. „So spät. Charis, Ihr seid meine Nemesis!“

Sie antwortete ihm nicht. Obwohl es sie in den Fingern juckte, ließ sie das Schwert in der Scheide und stürzte sich mit bloßen Händen auf ihn. Aela zögerte nur kurz und half ihr dann. Bald darauf lag Fürst Urias vor ihren Füßen, alle Gelenke zusammengebunden und mit einem Knebel im Mund, an dem er würgte, bis er rot im Gesicht wurde.

„Soweit das“, meinte Aela. „Und nun?“

---

**„So weit“, flüsterte er. „So spät. Charis, ihr seid meine Nemesis!“**

---

„Wir können ihn nicht einfach erschlagen. Wer weiß, ob er nicht einen Weg finden würde, uns...“ Sie zögerte, das kaum Denkbare auszusprechen.

„Vernünftig geacht“, bestätigte Aela, während Urias' trübe Augen zu blitzen begannen. „Wie aber sonst töten wir ihn?“

„So, daß wir ein gutes Stück entfernt sind, wenn er stirbt. Das und unser eigener Zauber sind der einzige Schutz, den ich mir vorstellen kann.“

„Aber ihn ganz aus den Augen zu lassen wäre auch gefährlich.“

„Ich fürchte, ja. Glaubt mir, mir ist bei all dem nicht wohl.“ Und zu einem kleinen Teil war es auch deshalb, weil ihr eine ebenso ehrlose wie schwere Todesart in den Sinn

gekommen war. Als sie ihm den Lederiemen eng um den Hals wand, sah sie Begreifen in Urias' Augen, eine Mischung aus Schreck und Haß. Sie wandte ihren Blick ab. Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte ihn um Verzeihung gebeten. Aber dazu war sie wieder zu stolz und sich seiner Verbrechen zu sehr bewußt.

Aela pfiff leise durch die Zähne, als Charis den Riemen mit dem letzten Wasser aus ihrer Sattelflasche befeuchtete.

„Für eine Kriegerin könnt Ihr ganz schön gemein sein. Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht mehr Hexe als Schwertfrau seid?“

„Ich wünschte, ich wäre es“, gab Charis zurück. Sie griff nach den Zügeln ihres Pferdes. „Vor allem jetzt, für die nächste halbe Stunde oder wie lang es immer dauert.“

Sie waren weit genug, daß sie mit zusammengekniffenen Augen sehen konnten, wie Urias' sich trotz seiner Fesseln wand und wütend oder verzweifelt aufbäumte. Aber sie waren nicht so nahe, daß sie sein gequältes Röcheln hören konnten.

Die Sonne stieg höher, und das Leder zog sich um so weiter zusammen, je trockener es wurde. Charis schloß die Augen. Ein kühler Wind kam auf.

„Ich glaube, jetzt ist es soweit“, sagte Aela mit tonloser Stimme. „Da, schaut!“

Charis blinzelte, denn der Sturm trieb Sand vor sich her und schob Wolken vor die Sonne. Der Körper des Feindes schien jetzt ganz ruhig zu liegen. Dann schwankte er vor ihrem Blick. Oder nein, sie war es, die schwankte. Sie hörte Aela, aber sie verstand die Worte nicht. Eine unsichtbare Woge strömte auf sie zu, drohte sie zu überrollen, machte sie blind und taub für alles andere. Sie stemmte sich mit aller Kraft dagegen. Feuer lohte um sie herum, ohne sie zu sengen. Dankbar nahm sie das Licht wahr, bis der Sturm die Flammen von ihr forttrieb und sie sich anstrengen mußte, neue zu rufen. Etwas tastete nach ihr, glitt ab und verstärkte gleich darauf wieder seinen unheimlichen Griff. Kalte Finger schienen wie Spinnenbeine in ihrem Verstand zu wühlen. Sie glaubte, das Bewußtsein zu verlieren. „Nein!“, schrie sie. „Geh weg, ich will dich nicht!“ Aber vielleicht hatte sie sich nur eingebildet, daß ihre Kehle die Worte geformt

hatte. Oder dieses Etwas, das es nicht hätte geben dürfen, scherte sich darum so wenig wie um die hilflosen Gebete eines Dorfpriesters. Urias' Gesicht erschien vor ihr, hämisch, böse, mit dem Grinsen eines Wahnsinnigen. Sie selbst war an der Grenze zum Wahnsinn. Sie schrie nach ihrer Mutter und dann – überraschend – nach ihrem Vater, den sie genauso wenig jemals gesehen hatte.

Der Druck ließ nach. Der Sturm milderte sich zum Wind, zum Hauch, zur Stille. Dunkelheit umfing sie.

Langsam tauchte sie aus der unheimlichen Versenkung auf. Sie wehrte sich zuerst ein wenig dagegen, dann versuchte sie, den Prozeß zu beschleunigen. In ihrem Kopf bildete sich ein „Wer-wo-was?!“ Sie erschrak, als sie nicht sofort Klarheit hatte. Dann beruhigte sie sich ein wenig. Sie dachte von sich in der weiblichen Form. Er war ein Mann gewesen. Also konnte er nicht in ihren Gedanken, ihren Gefühlen, ihrem Charakter sein.

Um sie herum war dichter Nebel. Er macht sie blind und war so fühlbar, daß er ihre Bewegungen hemmte. Sie wollte mit der Hand wedeln, um ihn zu vertreiben. Es ging nicht. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie war gefesselt.

„Aela!“ Schreck, Schmerz und die Bitte um Hilfe, um Beruhigung und Erlösung aus dem Alptraum lag in diesem Schrei. Eine Hand berührte sie an der Wange, eine Stimme drang zu ihr durch: „Ruhig! Ich bin hier, bei Euch! Fürchtet Euch nicht!“

Die Nebel lichteten sich. Da war das Gesicht der Gefährtin, vertraut, jung. Daneben ein anderes, weniger vertraut, aber nicht unbekannt. Die Frau mit dem Flammenstab, die Frau aus dem Dorf mit dem hohen Turm. Und Charis nahm noch weitere Personen wahr: acht, neun, beinahe ein Dutzend. Alles Frauen in Grau. Sie stützten sich auf ihre Stäbe und betrachteten sie, neugierig, mitleidig, mißtrauisch.

„Was ist geschehen?“

„Wir hoffen, daß Ihr es uns sagen könnt“, sagte die Graugekleidete. Charis warf einen Blick zum Himmel, schätzte den Stand der Sonne ein und versuchte, ihre zeitliche Orientierung wiederzugewinnen.

„Ich war lange – bewußtlos ...“,

sagte sie leise.

„Sehr lange“, bestätigte Aela ernst. „Ich – wir haben uns Sorgen gemacht.“

„Es gab einen – eine Art Kampf. Urias. Er war tot und war es doch nicht. Er – er griff nach mir ...“ Sie schauderte. Die Stricke schnitten in ihre Handgelenke, als das Zittern zum Krampf wurde.

„Beruhigt Euch!“ Aelas Stimme war sanft und fest zugleich.

„Macht mich los“, verlangte Charis.

„Noch nicht. Nennt erst meinen vollen Namen, Charis von Neu-Iblis – wenn Ihr denn noch Charis seid...“

Der bloße Verdacht der Gefährtin war erschreckend, um so mehr, als er ihren heimlichsten Ängsten entsprach. Trotzdem brachte Charis ein Lächeln zustande.

„Wünscht Ihr das wirklich, wenn fremde Ohren zuhören?“

„Diese Ohren sind nicht mehr ganz so fremd wie noch vor kurzem. Das ist Lena von der Schwestern-

---

## Sie hörte Aela, aber sie verstand die Worte nicht. Eine unsichtbare Woge strömte auf sie zu.

---

schaft des Stabes. Und diese Frauen repräsentieren die Macht in ihrem Land. Ich brauche keine Geheimnisse vor ihnen zu haben. Und selbst wenn, es gibt Dinge, die wichtiger sind als meine Sicherheit oder ein Fluch auf meinem Namen.“

„Also gut, Aela Arthais. Ich erinnere mich daran, wie Ihr ihn mir zuerst nanntet, als Euren vollständigen und wahren Namen, und was Ihr mir ankündigtet, nachdem ich ihn gehört habe. Thom und der Junge Elgar und ich, in einem Hyerner Wald im vergangenen Sommer.“

„Was sie sagt, ist richtig. Urias sollte das nicht wissen dürfen, nicht in all diesen Einzelheiten.“ Aela drehte sie auf die Seite und zer-

schnitt die Stricke. Charis setzte sich auf, kämpfte einen kurzen Schwindelanfall nieder und rieb sich die Handgelenke.

„Was ist – mit ihm?“

„Die Schwestern haben seinen Leichnam mit ihren Stäben verbrannt. Die Asche haben sie tief vergraben, damit der Wind sie nicht umherträgt und etwas Böses daraus entsteht.“

„Es war keine schöne Aufgabe“, sagte Lena. „Ihr hattet recht mit dem, was Ihr sagtet, Charis von Iblis. Was immer Ihr seid und was immer Eure Familie repräsentiert, das da war ungleich viel schlimmer und gefährlicher. Es tut mir leid, daß ich es nicht bei unserem ersten Treffen erkannt habe.“

„Mit tut leid, daß es zum Streit deswegen kommen mußte.“ Charis sah sich um, suchte ihr Schwert und fand es nicht. „Sind wir Gefangene?“ fragte sie Aela, die sich auf ihren Stab stützte.

„Nicht direkt“, antwortete die Hexe. „Oder nicht wir.“

Zorn wallte in Charis auf, vor allem gegen Aela. Aber sie beherrschte sich. Selbst wenn sie eine Waffe gehabt hätte, wäre die Übermacht zu groß gewesen. Und nach dem Kampf mit Urias' Geist fühlte sie sich viel zu ausgelaugt, um nach den Flammen ihres inneren Wesens zu greifen und sie zu Schutz oder Angriff einzusetzen.

„Glaubt Ihr, daß Ihr reiten könnt?“ fragte eine der älteren Schwestern.

„Es wird gehen“, antwortete Charis.

Tatsächlich kam sie dann besser zurecht als Aela, die bei mehr als einer Gelegenheit aus dem Sattel gefallen wäre, wenn nicht zwei graugekleidete Frauen sie gestützt hätten. Das erfüllte Charis mit einer Art von grimmiger Befriedigung. *Was für ein Trost*, dachte sie verbittert.

Die Siedlung war nicht nur erheblich größer als das erste Dorf, das sie jenseits des Gebirges gesehen hatte, sondern sie hatte auch ein halbes Dutzend der hohen, schlanken Türme. Lena begleitete Charis zu einem davon.

„Die Pferde?“ fragte sie und konnte nicht verhindern, daß sie mehr lallte als sprach.

„Darum kümmern sich unsere

Untertanen“, versprach Lena. „Kommt, Ihr müßt dem Zusammenbruch nahe sein.“

Das war nicht zu leugnen. Es ging Charis so schlecht, daß sie sich nicht einmal vergewisserte, ob ihr Tier wirklich gut versorgt wurde. Mit Mühe bewältigte sie eine Wendeltreppe, ließ sich von Lena zu einem breiten Bett helfen und fiel darauf zusammen wie eine Tote.

Sonnenstrahlen in ihrem Gesicht weckten sie. Sie räkelte sich unter den weichen Decken. Wie lange war es her, daß sie in einem so bequemen Bett geschlafen hatte? Irgend jemand hatte sie ausgezogen, während sie bewußtlos gewesen war. Auch wenn es wahrscheinlich Lena oder eine andere Frau gewesen war, störte sie das ein wenig. Und es störte sie noch mehr, daß sie weder ihre Kleidung noch irgendwelchen Ersatz fand. Sie hüllte sich in eine Decke und schlich zur Tür. Immerhin war sie unverschlossen, und mit einer flüchtigen Überprüfung konnte sie auch keine Siegel oder andere zauberische Warnzeichen entdecken. Wenn sie als Gefangene betrachtet wurde, wollte man es sie wohl nicht sehr deutlich spüren lassen. Charis überlegte, welchen Verdacht nach Kenntnis von Urias' Natur und Fähigkeiten nicht nur die Schwesternschaft haben mußte, sondern sogar ihre vertraute Gefährtin Aela. Sie konnte es den Frauen nicht verdenken, wenn sie mißtrauisch waren. Sie selbst war noch nicht ganz frei von Zweifeln, ob sie den letzten Angriff des Fürsten wirklich unbeschadet überstanden hatte oder ob nicht eine Spur seines sinistren Wesens den Weg durch ihren Schild gefunden hatte. Erschauernd zog sie die Decke fester um sich. Einen Feind vor sich zu bekämpfen, körperlich mit dem Schwert oder mit der Macht ihres Geistes, ihrer Flammen, war die eine Sache. Wie aber konnte man einen Feind bekämpfen, der sich in der eigenen Seele eingenistet hatte und sie von innen vergiftete?

Sie weigerte sich, den Gedanken weiter zu verfolgen. *Er ist tot, suggerierte sie sich. Wirklich und wahrhaftig und vor allem endgültig tot. Ich habe gefühlt, wie er starb, war für diesen einen traumatischen Moment in ihm, war er selbst in Qual und Haß und Verzweiflung.*

Es war nicht kalt in dem Raum,

aber mit nackten Füßen auf den hölzernen Bohlen fror sie. Sollte sie ins Bett zurück, sich weiter ausruhen und einfach abwarten? Nein, sie fühlte sich frisch genug, den Turm zu erkunden und nach etwas oder jemandem zu suchen. Sie drückte die Tür auf.

Lena stand von einem Schemel im Gang auf. Sie hatte ihren Stab über den Knien gehalten, und als sie sich bewegte, war es, als wäre er ein Teil von ihr. Die Art, wie sie ihn trug, wie sie ihn so natürlich herumschwang, als sei er gleich ihren Händen ein Teil von ihr, vermittelte keine Bedrohung. Trotzdem fragte Charis sich, ob es ihre Angelegenheit war, die getarnte Waffe auch innerhalb des sicheren Turms ständig mit sich zu führen.

„Schon wach, Edle Charis? Nach Eurem strapaziösen Ritt und vor allem diesem Kampf hätte ich gedacht, daß Ihr mehr Ruhe braucht.“

---

### **Sie selbst war noch nicht ganz frei von Zweifeln, ob sie den letzten Angriff des Fürsten wirklich unbeschadet überstanden hatte...**

---

Charis verriet ihr nicht, daß sie mit erheblich weniger Schlaf auskam als andere Menschen. Ebenso wie die scheinbare Alterslosigkeit ihres Leibes und ihres Gesichtes war das ein Erbe, wahrscheinlich sehr viel mehr von der väterlichen als von der mütterlichen Seite. Aber vielleicht wußte Lenas Schwesternschaft um diese Dinge, und es bedurfte ohnehin keiner Erklärung.

„Ich war unruhig. Wo ist meine Kleidung?“

„Sie war sehr mitgenommen und wird gerade geflickt und gewaschen. Ich besorge Euch etwas. Habt einen Augenblick Geduld.“

Charis nickte und ging ins Zimmer zurück. Außer Lena war in dem leicht gerundeten Korridor niemand zu sehen. Also war die Frau nicht unbedingt eine Wächterin gewesen. Aber es war müßig,

Spekulationen über ihren Status anzustellen. Sie würde wohl bald Klarheit haben. Und die Zeit seit ihrer Verwundung und Gefangennahme hatte sie einige harte Lektionen in Geduld gelehrt.

Lena brachte ihr ein helles Gewand, lang, weich und von lockerem Schnitt. Charis fand sich ungewöhnlich weiblich darin und mußte über sich selbst lächeln. Rasch wurde sie wieder ernst und fragte nach Aela.

„Eure Freundin berät mit den Älteren der Schwesternschaft. Wenn Ihr wünscht, werde ich Euch zu ihnen führen.“

„Ich wünsche das durchaus“, versetzte Charis bissig. „Vermutlich beraten sie über mich.“

Lena wich ihrem Blick aus.

„Ich denke, ja.“

„Dann möchte ich mir zumindest das Ergebnis anhören.“ Charis bemühte sich, ihren Ärger niederzuzwingen. Sie konnte keine persönliche Feindschaft für die junge Frau empfinden. Und angesichts der Niederlage, die Lena durch Aela und sie erlitten hatte, war die Schwester sehr freundlich zu ihr. Freundlicher, als umgekehrt sie selbst es wahrscheinlich gewesen wäre.

Der Beratungssal war im gleichen Turm, aber zwei Treppen tiefer. Charis war nicht sehr überrascht, Aela in dem gleichen Grau vorzufinden wie die anderen fünf Frauen. Als wollte sie sich ihnen bewußt anpassen, hatte die Hexe nicht nur nach dem Vorbild der anderen ihren Stab neben sich an den Tisch gelehnt, sondern sie trug auch ihr altes, faltiges Gesicht. Mit der perfekten Mimikry und dem Platz in ihrer Mitte sah sie aus wie die Wortführerin. Und tatsächlich war es auch Aela, die sprach.

„Ich freue mich, Euch munter und offenbar gesund zu sehen, Charis von Neu-Iblis. Wir haben über Euch gesprochen. Und gerade sind wir zu einem Ergebnis gekommen.“ Sie warf einen fast fragenden Blick in die Runde. Drei der Frauen nickten sofort bestätigend, eine vierte nach ein paar Sekunden, und schließlich, mit einem etwas unwilligen Ausdruck, senkte auch die letzte in kurzer Bestätigung den Kopf.

„Dann verkündet mir das Urteil, wenn Ihr mir schon vorher keine Gelegenheit gegeben habt, selbst

etwas vorzutragen“, sagte Charis schroff. Aela sah unbehaglich aus.

„Dies ist kein Gericht.“

„Ein Urteil wird's trotzdem sein“, murmelte Charis mehr für sich selbst als an die anderen gerichtet.

„Liebe Freundin – auch wenn Ihr mir wohl alsbald untersagen werdet, Euch so zu nennen –, liebe Freundin, Ihr seid ein Problem. Weder diese weisen Schwestern noch ich können ermessen, welche Macht Urias wirklich hatte. Ich fürchte, nicht einmal Ihr selbst könnt da sicher sein.“

Auch wenn es zu ihrem Nachteil war, war Charis noch immer zu stolz für eine Lüge. Sie widersprach nicht.

„Wir wissen, daß Ihr seinen Versuch, Euch... Euch zu verändern, erbittert bekämpft habt. Möglicherweise auch erfolgreich. Oder weitgehend erfolgreich. Aber es gibt keine Gewißheit dafür.“

„Es reicht Euch nicht, daß ich mich an jeden Schritt erinnere, den wir gemeinsam getan haben, Aela Arhtias? Daß ich Dinge weiß, die Urias nicht einmal vom Hörensagen her kennen kann, geschweige denn in der Genauigkeit, mit der ich sie erinnere?“

„Soweit wir seinen fürchterlichen Zauber verstehen, spielt das keine große Rolle. Wenn er... wenn er in einen anderen eindrang, dann herrschte sein finsterner Geist in diesem neuen Körper, mit seinem Charakter, seinen Erinnerungen, seinen Fähigkeiten. Heißt das zugleich, daß er alle Erinnerungen seines Opfers ausgelöscht hat? Oder konnte er sie nach seinem Belieben verwenden, wie eine Bücherrolle, die er aus dem Regal nimmt?“

Charis spürte, wie sie blaß wurde. Je länger sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, desto tiefer und dunkler wurde der Abgrund, der sich vor ihr auftrat.

„Also fürchtet Ihr, daß er letztlich doch siegreich war, daß er es ist, der Euch gegenübersteht, und nicht Charis?“

„Nein, nein“, versicherte Aela schnell. „Ich zumindest weiß, daß Ihr nicht Urias seid. Er könnte sich nie so verstellen, und ich kenne Euch zu gut, daß er gerade mich täuschen könnte. Aber wer kann uns sagen, ob nicht ein Teil von ihm in Euch fortlebt?! Die Schwesternschaft fürchtet Eure Familie.“ Ein Räuspern am Tisch, und Aela senk-

te den Kopf in einer Verzeihung heischenden Geste. „Ich meine, sie kennen Eure Familie und empfinden Unbehagen bei dem Gedanken an Eure Fähigkeiten. Kombiniert mit Urias' Zauber und vielleicht sogar mit Fragmenten seines Charakters, sehen sie in Euch eine Gefahr.“

„Und Ihr?“

„Ich neige dazu, zu glauben, was ich über Eure dämonische Abstammung gehört habe. Und Urias hat mir Angst gemacht. Vielleicht seid Ihr wirklich eine Gefahr...“

„Was wollt Ihr dann tun?“ fragte Charis herausfordernd. „Mich ermorden? Wenn Ihr irrt, tötet Ihr eine Unschuldige. Das wäre nicht gar so schlimm, denn es würde nur Euer Gewissen belasten. Wenn Ihr aber recht habt, dann könnt Ihr mich – uns – doch gar nicht töten. Nicht, ohne Euch mißtrauisch zu belauern, wer denn nun das nächste Opfer ist...“

---

**„Was wollt ihr dann tun?“ fragte Charis herausfordernd.  
„Mich ermorden?“**

---

„Keiner spricht davon, Euch zu töten“, ergriff eine der Älteren das Wort. „Wir haben aber beschlossen, Euch für eine gewisse Zeit zu beobachten. Zu unserem Schutz, zu dem der Menschen in Eurem Land, sogar zu Eurem eigenen.“

„Meinen Dank“, versetzte Charis. „Da draußen, gestern, hätte ich Euren Schutz vielleicht brauchen können, wenn er mir denn geholfen hätte. Aber nachdem ich das überstanden habe, denke ich, daß ich seiner nicht mehr bedarf!“

„Dann aus den beiden ersten Gründen“, beharrte die Frau.

„Das heißt also, ich bin eine Gefangene.“

„Ja“, sagte Aela hart. Milder fuhr sie fort: „Leider. Aber ich – wir halten es für nötig. Drei Jahre, Charis von Neu-Iblis. Nein, bitte, sagt nichts. Ich habe mit diesen weisen

Schwestern um die Frist gerungen, zu Euren Gunsten. Denn manche meinten, sieben Jahre sei die mindeste Frist, und eine auch, für den ganzen wahrscheinlich langen Rest Eures Lebens.“

Charis biß die Zähne zusammen, bis sie leise knirschten. Sie verpürte den mörderischen Wunsch, Aela an die Kehle zu fahren, sie wie ein Raubtier zu schütteln und zu würgen, bis sie sich nicht mehr rührte. Aber es hätte ihr nichts geholfen. Sie wirbelte auf dem Absatz herum und prallte gegen Lena. Halb und halb rechnete sie damit, daß der Stab der Frau sich in ein flammendes Schwert verwandeln würde. Sie wußte nicht, was sie dann getan hätte, aber zu ihrem und wohl auch Lenas Glück stellte diese Frage sich nicht. Sie lief hinaus.

„Haltet sie auf!“ rief jemand hinter ihr. Sie war um die Biegung, als das Geräusch laufender Füße hörbar wurde. Aber Charis wählte nicht die Treppe nach unten, die hinausführen mochte oder vor eine verschlossene und versiegelte Tür. Sie lief nach oben, in das Zimmer, in dem sie aufgewacht war. Als die Tür hinter ihr zugefallen war und sie sicher war, daß niemand sie beobachtete, blieb sie stehen. Ihre Hände krümmten sich zu Krallen, ihr Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei, und sie bebte am ganzen Leib. Eine Weile stand sie so, und Flammen lohten um sie herum, kalt, böse, tödlich bereit. Ihr schien, als reichte ihre Wut aus, den ganzen Turm mit allem, was darinnen war, von innen zu zersprengen. Der Gedanke ernüchterte sie. Die Flammen verblaßten. Sie atmete ein paarmal tief durch und entspannte ihre verkrampften Nackenmuskeln. Ihr Kopf sank nach unten, und sie fühlte sich müde, geschlagen – gefangen.

Ein leises Geräusch störte sie – die Tür. Sie fuhr herum. Lena stand ihr gegenüber, zum ersten Mal mit gänzlich leeren Händen. Ihr Blick streifte Charis verlegen. „Es tut mir leid“, sagte sie leise. „Wenn Ihr Eure Wut an jemandem auslassen müßt, Edle Charis, dann wählt mich dafür und nicht Eure Freundin Aela.“

„Sie war nie meine Freundin. Oder wenn, dann ist sie es nicht mehr!“

„Ich verstehe Euch“, meinte Lena. „Aber versteht Ihr doch auch uns!“

Charis zuckte die Schultern. „Was ändert es, ob ich es tue oder nicht? Ich habe nicht die Macht, etwas an Eurem Entschluß zu ändern. Seit ich Igen verlor und verwundet wurde, jage ich meiner Freiheit hinterher. Den einzigen machtvollen Verbündeten, den ich hätte bekommen können, habe ich selbst getötet.“

„Urias?“, fragte Lena ungläubig.

„Urias“, bestätigte Charis. „Er bot mir einmal sein Erbe an, einmal ein halbes Königreich an seiner Seite. Ganz wie in den Märchen, die man den Kindern erzählt.“ Sie fletschte die Zähne zu einem freudlosen Lächeln. „Ich hätte noch nicht einmal sein Bett dafür teilen müssen. Er hat es wahrscheinlich sogar ehrlich gemeint.“

„Er war ein Dämon, ein Wesen, wie man es sich finsterner nicht mehr vorstellen konnte.“

Charis zuckte die Schultern.

„Vor langer Zeit einmal war er ein Mensch. Später war er wahnsinnig und vielleicht auch verzweifelt und sicherlich böse. Trotzdem ist es ungerecht. Ich habe Euer Land, das Hochland und Denards Königreich von ihm befreit, und mein Dank besteht in dreijähriger Gefangenschaft!“

An der Tür war ein klopfendes Geräusch. Lena drehte sich um, verharrte dann aber in der Bewegung und schaute Charis fragend an. Die zuckte die Schultern. Ihre Wut war soweit verraucht, und sie spürte nur noch Bitterkeit und fast eine Art von Gleichgültigkeit.

Aela Arthais trat ein, zögernd und auch sie mit leeren Händen. Charis war feinsinnig genug, um das nicht als provokative Unvorsichtigkeit zu werten, sondern als eine Art von Höflichkeit. Eine vielleicht nicht ganz ungefährliche Höflichkeit, denn in ihren Händen zuckte es.

„Wollt Ihr uns allein lassen?“, bat sie Lena.

„Bleibt“, sagte Charis ohne sonderliche Schärfe. „Ich wüßte nicht, was es zwischen uns an Vertraulichkeiten geben sollte, Aela Arthais.“

„Bitte“, sagte die Hexe. Die junge Schwester machte eine langsame Bewegung in Richtung der Tür, fragend, zögernd. Charis nickte, erstaunt über ihre eigene Nachgiebigkeit. Als sie allein waren, wandte Aela sich dem Kamin zu und ließ sich davor auf den Hacken nieder. Sie murmelte drei, vier Worte, die Charis sehr gut kannte, und dann

---

## Ihre Hände krümmten sich zu Krallen, ihr Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei...

---

flackerten Flammen aus dem kleinen Holzstoß. Noch immer in der Hocke, drehte Aela sich um.

„Ich werde vergessen, wenn Ihr jetzt über mich flucht“, sagte sie langsam. „Obwohl mir lieber wäre, Ihr tötet es nicht, denn ich habe ein wenig Angst vor einem solchen Fluch. Deshalb wäre es gut, wenn Ihr die drei Jahre abwarten würdet, und wenn Euch dann immer noch danach ist, sprecht ihn aus. Was haltet Ihr davon?“

Charis zog einen lehnenlosen Stuhl heran und setzte sich neben die Hexe. In dem langen Gewand konnte sie sich nicht so unbefangen bewegen wie in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Sie verzichtete deshalb darauf, den Hocker wie einen Sattel zu benutzen.

„Ich sehe, Ihr habt dazugelernt. Früher habt Ihr Feuerstein und Zunder verwendet.“

„Ich bin noch immer froh, daß ich Eure Hohe Zauberei nicht beherrsche, Edle Charis. Die kleinen, die nützlichen Künste sind ungefährlicher. Es bedurfte einer großen Zauberin, um den Fürsten des Windes zu vernichten. Ihr, Zauberin, zahlt jetzt dafür einen Preis. Ein Verlust und zugleich eine Ehre, wenn man es so sehen will. Ihr seid vielleicht der gefährlichste Mensch in drei Ländern.“

„So gefährlich, daß Denard und die Hexen von diesseits der Berge mich gleichermaßen fürchten. Und so ohnmächtig, daß ich dem einen wie den anderen ausgeliefert bin. Ein Spielball eines unsinnigen Schicksals.“

„Nicht unsinnig, Charis, die Ihr es wohl ablehnen würdet, wenn ich Euch noch Freundin nennen würde. Eine schlecht bedankte Retterin. Ohne Eure Tat hätte ich jede Nacht Alpträume. Und ich würde bis zur Küste des Südens fliehen und darüber hinaus, mir eine unbewohnte Insel suchen und trotzdem mit jeder Dunkelheit schweißgebadet fürchten, der Wind könnte mich finden. Glaubt mir, ich wünschte sehr, ich könnte Euch diese drei Jahre ersparen. Ich wünschte, ich könnte die Halbinsel mit Eurer Burg aus den Fluten heben, in denen ein großer Zauberer sie versinken ließ. Und ich wünschte, ich könnte Euer Tal, das ganze Hochland von Kaiser Denards Lehnsherrschaft befreien. Ich bin noch machtloser als Ihr.“

„Aber freier.“

„Ihr sagt es. Ich bin gekommen, um über das Maß Eurer Unfreiheit zu sprechen. Die Schwesternschaft möchte Euch eingesperrt sehen und unter ständiger Kontrolle, am liebsten in Ketten wie ein wildes Tier. Ich erspare Euch das gegen Euren Eid.“

„Was für einen Eid?“

„Einen bindenden Schwur, in den drei Jahren nicht zu fliehen und Euch von dieser Ansiedlung nicht weiter zu entfernen als Ihr die Türme noch sehen könnt.“

Charis dachte nach. Die Alternative zu dem Schwur war schlimmer, und sie war nicht hochmütig genug, um Milde auszuschlagen.

„Ich schwöre es.“

„Ohne Arg und Täuschung, ein Geas, eine bindende Verpflichtung!“

In ihrer Erinnerung erschien ein Seeufer vor ihr, ein offenes Feuer und ihrer beider Hände in den Flammen. Damals hatte sie das Geas von Aela erzwungen. Die andere konnte dies als eine Vergeltung ansehen, als eine Art von Befriedigung. Aber Charis war sich nicht sicher, daß Aela es wirklich so betrachtete. Und sie war eine Tochter der Flammen. An diesen Eid band sie nur ihre Ehre, kein Zauber, den sie stärker wirken konnte als die Eidnehmerin. Sie streckte die Hand nach den Flammen aus.

„Ohne Arg und Täuschung“, sagte sie. Und dann hielt sie inne, denn die Hitze versengte ihre Fingerkuppen. Aela sah sie an, ruhig und zugleich konzentriert. Charis seufzte.

„Ihr habt wirklich viel dazugelernt. Ich werde nicht noch einmal versuchen, Euch zu täuschen.“ Und entschlossen streckte sie die Hand aus. Die Flammen umschmeichelten sie kühl, stark und mahnend. Aela erhob sich und streckte die Beine, als seien sie steif.

„Ich kehre nach Hyern zurück. Über das Hochland und vielleicht sogar über Agara. Gibt es Botschaften, die Ihr ausgerichtet haben möchtet?“

Charis überlegte kurz.

„Erzählt Jolan, was sich zugetragen hat. Und sagt ihm, daß er sich vor den Pässen hüten soll, daß das Land, das für mich das Land-diesseits-der-Berge ist, für ihn das Land-jenseits-der-Berge bleiben soll. Für Thom die gleiche Nachricht. An Hyazinth Grüße, wenn Ihr in das jetzt versalzene Tal kommt.“

„Keine Botschaft für Eure Tante?“

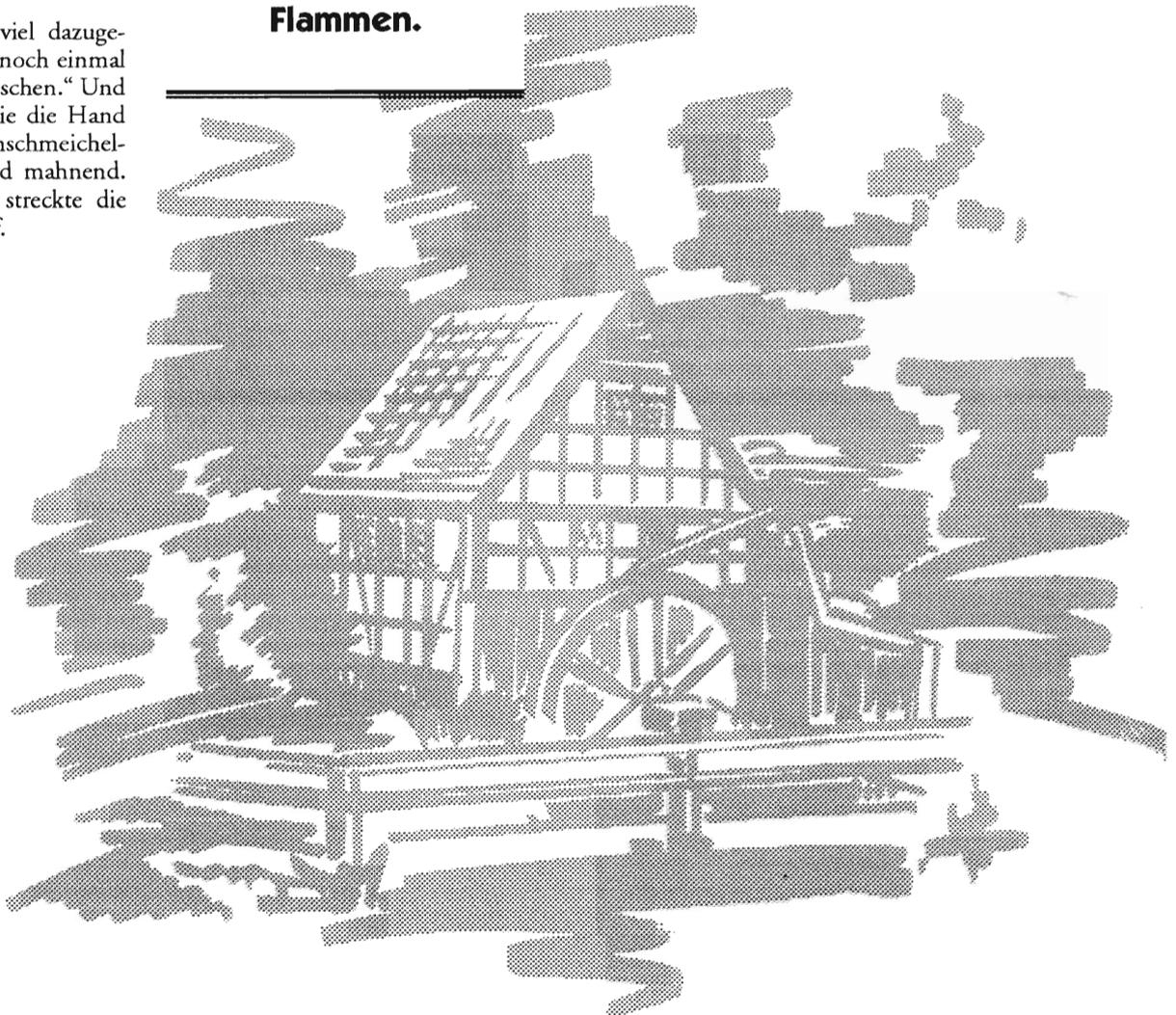
„Nein“, sagte Charis. „Der Krieg ist endgültig aus, und sie wird es wissen. Es bedarf keiner Botschaft.“

Aela nickte. „Ihr habt recht. Ach, wäre ich gläubig, würde ich Ghu dafür danken!“

Charis nickte ihr zu, als sie ging, aber sie wünschte ihr weder ein Wiedersehen noch gab sie ihr ein Lebewohl mit.

Hier endet der erste Teil der Chronik von Charis von Neu-Iblis.

**In ihrer Erinnerung  
erschien ein Seeufer  
vor ihr, ein offenes  
Feuer und ihrer beider  
Hände in den  
Flammen.**



# Das neue alte Reich

Über die alte Rechte, die neue Rechte und andere Spielarten deutscher Einfalt

*„Kanake verrecke, Kanake verrecke,  
du bist nicht weiter als ein mieses  
Stück Kacke,  
du bist das Letzte, du bist nur  
Dreck,  
du bist nur Abschaum, du mußt hier  
weg,  
Kanake verrecke, Kanake verrecke,  
nach Knoblauch stinkend in irgend-  
einer Ecke.“*

Auszug aus dem Song „Kanake verrecke“ der Skinhead-Gruppe „Landser“ (1993)

## Von der Schwierigkeit der Identifikation

Es ist doch alles nur ein brauner Sumpf – diese und ähnliche Gemeinplätze hört man gerne, wenn aufrechte Bürgerinnen und Bürger, selbst Politiker und solche, die sich für Wissenschaftler halten, zum Thema Rechtsextremismus befragt werden. Die undifferenzierte Gleichsetzung von Skinheads, neonazistischen Parteien und Funktionsgruppen, germanischen Neuheiden, rechtsradikalen Parteien wie der NPD, DVU und den REPs macht es nicht leicht, sich objektiv mit dem Phänomen des Rechtsextremismus auseinanderzusetzen. Die Schwierigkeit besteht darin, die Spreu vom Weizen zu trennen, oder, anders ausgedrückt, die wirkliche Gefahr von der Pöbelei zu trennen, die zwar medienwirksam ist, sich jedoch politisch höchstens in staatlichen Abwehrreaktionen und Gegengewalt äußert.

Um dennoch nicht in die Gefahr zu geraten, einzelne Aspekte dieses Phänomens zu verniedlichen oder gar zu rechtfertigen – denn nichts läge mir ferner –, ersetzen wir den undifferenzierten Sumpf durch den handhabareren Begriff des „Netzwerkes“. Und plötzlich klären sich die Nebelschwaden, und wir erkennen Organisationsstrukturen und ideologische Richtungen ebenso wie Kleinkriege und Streitigkeiten, die es den Rechten – bisher – verwehrt haben, in einer wirklich

gefährlichen geschlossenen Form aufzutreten.

Dieser Beitrag kann nicht die Arbeit zahlreicher SozialwissenschaftlerInnen nachholen, die in umfangreichen Analysen die Feinheiten des rechten Netzwerkes und ihrer Protagonisten dargestellt haben. Ich will lediglich den Versuch wagen, einen Überblick zu geben und damit darzustellen, daß Christian Worch und seine Mannen (inklusive ein paar Frauen) nur eine Fraktion der rechtsextremen Szene darstellen. Vielleicht nicht die wichtigste, in jedem Falle aber nicht die politisch bedeutsamste.

## Aus alt mach neu – ideologische Differenzierung und organisatorische Zersplitterung

Es ist bemerkenswert, daß jenseits der Vorstellung, es gäbe nur „den“ Nationalsozialismus, der von allen Vertretern der rechten Ecke „wie ein Mann“ vertreten werde, die Wirklichkeit sich auch im ideologischen Bereich in eine Vielzahl von Strömungen und Denkschulen aufsplittet.

Dies läßt sich zum Teil auch am organisatorischen Ausdruck dieser Ideologien festmachen, so daß es naheliegt, die wichtigsten Organisationen wie die unterschiedlichen rechtsextremen Denkrichtungen in einem Abschnitt gemeinsam abzuhandeln.

Die sogenannte „Alte Rechte“ hat ihre Traditionswurzeln im Rechtskonservatismus der Weimarer Republik. Damals durch Parteien wie die „Deutsch-Nationale Volkspartei“ ausgedrückt, war der Rechtskonservatismus – der selbst nie eine homogene Ideologie besessen hat – Nährboden und Transmissionsriemen der nationalsozialistischen Bewegung und verband sich schließlich mit ihr in einem diffusen staats-theoretischen Mischmasch, das auch heute noch Teile der Alten Rechten kennzeichnet. Blindes

Autoritätsdenken, Demokratiefeindlichkeit, Revanchismus und militanter Antikommunismus sind kennzeichnende Elemente dieser Richtung, ohne daß dabei bewußt ein wie auch immer geartetes nationalsozialistisches Ideal angestrebt wird. Dies wird zumindest nicht öffentlich gemacht, denn die Kräfte der „Alten Rechten“ sind diejenigen in der BRD, die organisatorisch und in bezug auf Wahlteilnahmen die größten Erfolge zu verzeichnen hatten und haben.

Darunter fällt eine Partei wie die „Nationaldemokratische Partei Deutschlands“ (NPD), die Ende der 60er Jahre ihre Hochphase hatte, in den 80er Jahren mithilfe einer ähnlichen Gruppierung – der „Deutschen Volksunion“ (DVU) des Millionärs Dr. Gerhard Frey – noch einmal aufgepäppelt wurde und zuletzt durch das umstrittene Urteil gegen ihren die Ausschwitzlüge verbreitenden Vorsitzenden Deckert ins Gerede gekommen ist. Die NPD ist keine neonazistische Partei im engeren Sinne, sie ist eine Partei des erzkonservativen Konservatismus, verbunden mit Elementen von Revanchismus, Rassismus, übersteigertem und aggressiven Nationalismus und einer schlecht verbrämten Volksgemeinschaftsideologie. Wegen dieser großen Nähe zum Nationalsozialismus vertritt die NPD eindeutig menschenverachtendes und chauvinistisches Gedankengut, aufgrund ihrer Bemühungen um Wahlteilnahmen und der Vermeidung eines Verbotes, nicht zuletzt aber auch aufgrund gewisser politischer Traditionen der Gründungsphase, die sich vom „Dritten Reich“ distanzieren haben, ist sie jedoch formell in der Grauzone zwischen noch verfassungstreu und schon verfassungsfeindlich einzustufen. Dies gilt nicht für den militanten Teil der NPD, die sogenannten Jungen Nationaldemokraten, die sich in bezug auf Ideologie und organisatorische Verflechtung mit der neonazistischen Szene von ihrer „Mutterpartei“ gelöst haben.

Die NPD ist mit z. Zt. etwa 5000 Mitgliedern zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Das kann man von der bereits erwähnten DVU nicht behaupten, die eine ähnliche Ideologie vertritt und durch die Massenblätter des Zeitungsverlegers Frey über eine nicht zu verachtende publizistische Basis verfügt. Frey war es auch mit seinen Millionen, der die Wahlerfolge der DVU in den Landtagen zu Schleswig-Holstein und Bremen gepuscht hat (mit dem Ergebnis, daß die dortigen DVU-Fraktionen – wie die der REPs in anderen Landtagen – kurz nach dem Einzug wie Kartenhäuser auseinanderfielen und von parlamentarischer Arbeit nicht die Rede sein konnte).

Die DVU, mit z. Zt. etwa 23000 Mitgliedern die größte Organisation im rechten Lager (inklusive einiger reichlich obskurer Vorfeldorganisationen), ist jedoch politisch immer im Schatten der erfolgreichsten rechtsextremen Partei der 80er Jahre gewandert, den „Republikanern“.

Die Anfang des letzten Jahrzehnts gegründeten „Republikaner“ haben einen Aufschwung erlebt, der mit dem der NPD Ende der 60er Jahre vergleichbar war, als diese in mehrere Landtage eingezogen ist. In ihrer politischen Ausrichtung in nichts unterscheidbar von NPD und DVU, gelang es dem charismatisch auftretenden Parteiführer Schönhuber, seiner Organisation über eine nicht unbedeutende Zeitspanne einen legalistischen und verfassungstreuen Anstrich zu geben. Dementsprechend etablierte sich innerhalb der Partei ein rechtskonservativer, aber keinesfalls rechtsextremistischer Flügel, der zwar klein, jedoch gut für den legitimistischen Kurs der Partei war. Der rasche Erfolg führte jedoch zum Eintritt großer Massen rechtsextremer Gesinnungsleute – Ex-NPDler, Ex-DVUler und Vertreter neonazistischer Kreise –, denen es recht schnell gelang, den „guten Ruf“ der Partei in Mißkredit zu bringen. Der Verfassungsschutzbericht von 1993 führt erstmals diese Partei unter dem Kapitel „Rechtsextremismus“ auf und trägt damit ausgesprochen spät einer wissenschaftlichen Erkenntnis Rechnung, die bereits vor vielen Jahren gemacht wurde.

Diese „Troika der Alten Rechten“ wird ergänzt durch einige kleinere Organisationen. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die „Deutsche Liga“, eine Neugründung des Ex-DVUlers und Ex-Republikaners Harald Neubauer, die die Einigung des rechten Lagers in einer Partei/Bewegung auf ihre Fahnen geschrieben hat. Bei Wahlen weitestgehend erfolglos, gelang es der etwa 1000 Mitglieder starken Gruppierung immerhin, einige Mandatsträger von DVU (z. B. aus dem schleswig-holsteinischen Landtag) und Republikanern (aus einigen Kommunalparlamenten) abzuwerben, was aber im Endeffekt nur zur Zersplitterung des rechten Lagers beitrug und dem eigentlichen Ziel der „Deutschen Liga“ zuwiderläuft.

Obleich organisatorisch am besten entwickelt, ist es nicht die „Alte Rechte“, die den intellektuell-ideologischen Fortschritt rechtsextremen Gedankengutes vorantreibt. Dies ist die Aufgabe der sogenannten „Neuen Rechten“, die organisatorisch wie ideengeschichtlich noch schwieriger zu fassen ist. Die „Neue Rechte“ ist ein Konglomerat von Ideen und Denkschulen, die manchmal wenig miteinander gemein zu haben scheinen. Auch die wissenschaftliche Betrachtung dieser Richtung des Rechtsextremismus muß sich bisweilen vorwerfen lassen, die innere Differenzierung der „Neuen Rechten“ noch nicht im Detail nachvollzogen zu haben.

Es können daher an dieser Stelle nur einige wenige Punkte dargelegt werden, um einen ersten Eindruck zu schaffen:

Die „Neue Rechte“ distanziert sich oft vom „Dritten Reich“ und den veralteten Vorstellungen ihrer Altvordenen. Sie geht von der Prämisse aus, daß gewandelte Gesellschaften und internationale Strukturen auch eine ideologische Wandlung nach sich ziehen müssen.

Teile der „Neuen Rechten“ haben, vor allem Ende der 70er Jahre, eine starke Annäherung an linksextremistische Dogmen und Ideologien vollzogen. Vor allem die sogenannten „Nationalrevolutionäre“ der damaligen Zeit hatten wenig Probleme mit linksextremistischer Diktion und der Vertretung klas-

senkämpferischer Ziele. Vertreter der „Neuen Rechten“ gehörten u.a. zum Gründungszirkel der „Grünen“ Ende des vorletzten Jahrzehnts.

Mit dem Franzosen Alain de Benoist und den Deutschen Mohler und Kaltenbrunner verfügt die Szene über intelligente und intellektuell qualifizierte Vordenker, die in z. T. sehr umfangreichen und detaillierten Schriften Vorgaben für eine neue rechtsextreme Ideologie gemacht haben. Wesentliche Neuerungen sind z. B. die Ideen des „Ethnopluralismus“, der dem bisherigen blinden Rassismus entgegengesetzt wird: Der Aggressivität des Rassismus, der alle anderen Völker und „Rassen“ in ihrer Existenz negierte, so sie nicht dem fiktiven Volksstamm der „Arier“ angehören, wird eine eher defensive und formal auf Gleichberechtigung zielende Ideologie entgegengesetzt, die davon ausgeht, daß alle Völker eine Berechtigung zur Existenz haben – aber das nur in dem ihnen jeweils angestammten Gebiet. Griffig läßt sich das auf die einfache Formel zuspitzen: „Deutschland den Deutschen – die Türkei den Türken“.

Ideen dieses neuen intellektuellen Diskurses haben punktuell auch ihren Weg zu Organisationen der „Alten Rechten“ gefunden, was die Differenzierung ungleich schwieriger macht.

Die organisatorische Ausgestaltung der „Neuen Rechten“ ist dementsprechend auch sehr schwer zu fassen. Vertreter dieser Richtung finden sich in rechtsextremen Schulungszentren, als Herausgeber von sich z. T. ausgesprochen intellektuell gebärdenden Periodika, als Mitglieder in den großen rechtsextremen Massenorganisationen und in kleinen Funktionärszirkeln, oft jedoch auch als publizistische Einzelkämpfer. „Die“ Organisation der „Neuen Rechten“ existiert nicht.

### **Viel Lärm um nichts? Neonazismus und die Suche nach organisatorischer Geschlossenheit**

Der publikumswirksamste Arm der rechtsextremistischen Netzwerke – von den großen Parteien

einmal abgesehen – ist der in vielfache Gruppen und Grüppchen zersplitterte Neonationalsozialismus, der ebenfalls nicht über eine homogene ideologische Ausrichtung verfügt, im allgemeinen jedoch seine Tradition aus dem „Dritten Reich“ ableitet – mal aus dem eher sozialrevolutionär eingestellten Strasser-Flügel innerhalb der NSDAP, mal in direktem Verweis auf Adolf Hitler, mal auch „einfach so“. Die Vielzahl von kleinen und kleinsten Organisationen, die z. T. verboten worden sind bzw. der ständigen Verbotsdrohung unterliegen (wie die „Deutsche Alternative“ oder die „Nationalistische Front“), vermitteln den Eindruck völliger Zersplitterung und Desorganisation.

Dieser Eindruck ist trügerisch. Obgleich sich hier militante Rassisten und überzeugte Neonazis mit Neuheiden (die einem „germanischen“ Heidentum anhängen und furchtbar lustig wären, würden sie es nicht so ernst nehmen) zusammenschließen, ist das Bemühen erkennbar, ein Netzwerk an Funktionären aufzubauen, das weniger leicht durch staatliche Stellen angreifbar ist und sich somit einer Verfolgung besser entziehen kann. Anstatt sich zu bemühen, größere Parteien aufzubauen, wird zwar mit vielen kleinen Organisationen unter unterschiedlichsten Namen operiert, die wichtigsten Akteure jedoch finden sich in kleinen Funktionärgruppen wieder und bilden somit ein organisatorisches Netzwerk, das unter scheinbarer Desorganisation lebt und aufgrund seiner Struktur für die Strafverfolgung wie leider auch für die wissenschaftliche Betrachtung oft schwierig zu erkennen bleibt.

Christian Worch gehört zu den wichtigsten Schlüsselpersonen in diesem teilweise informellen Netzwerk.

Will man aber beispielhaft eine Organisation nennen, die sich ideologisch und in ihren politischen Aktionsformen hundertprozentig in der Tradition der NSDAP sieht, so fällt der Blick als erstes auf die „Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei“ (FAP) unter ihrem Vorsitzenden Friedhelm Busse. Die mit 400 bis 500 Mitgliedern größte neonazistische Organisation – gegen die derzeit beim Bundesverfassungsgericht ein Verbandsantrag läuft

– fiel in der Vergangenheit nicht nur durch sporadische Wahlteilnahmen auf, sondern auch und vor allem durch gewalttätige, in jedem Falle provokante und gegen diverse Gesetze verstoßende Aktionen.

Nicht zuletzt der am 14. August 1993 durchgeführte „Rudolf-Hefß-Gedenkmarsch“ als Ausdruck der vorherrschenden neonazistischen „Heiligen“ verehrung (die zum Teil tatsächlich religiöse Züge annimmt) ist ein illustres Beispiel für die Aktionsformen der FAP wie für die zunehmende Vernetzung der neonazistischen Szene – nahm an diesem doch auch Christian Worch teil, der bislang als politischer Gegner des FAP-Vorsitzenden Busse gegolten hatte.

---

(Zitat:)

**„Kanake verrecke,  
Kanake verrecke,  
du bist nicht weiter  
als ein mieses Stück  
Kacke,  
du bist das Letzte,  
du bist nur Dreck,**

---

Der Trend ist deutlich erkennbar, im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel die konkurrierenden Gruppeninteressen zurückzustellen, um so dem staatlichen Verfolgungsdruck besser begegnen zu können. Das „Nationale Info-Telefon Hamburg“ formulierte es so:

„Aufgrund der massiven Verfolgung von nationalen Bürgern in der Bundesrepublik Deutschland durch Medien, Behörden, Linksextremisten und etablierten Parteien ist es unmöglich, ein breites Bündnis aller nationalen Kräfte zu schaffen und die Hindernisse der Vergangenheit zu begraben oder zu überwinden. Nur durch die Vernetzung und die echte Solidarität zwischen allen nationalen Bürgern wird es uns möglich sein, in dieser schweren Zeit das Licht der Freiheit weiterzutragen für das kommende, neue, freie und stolze Deutschland.“

Hinter dem pathetischen Geschwafel verbirgt sich die Befürchtung, daß der staatliche Verfolgungsdruck vor allem nach den Gewalttaten der letzten Jahre noch mehr zunehmen wird und nach der relativen Bedeutungslosigkeit des Linksextremismus sich staatliche Organe – trotz der Tatsache, daß sie z. T. auf dem rechten Auge immer noch unter Erblindungserscheinungen zu leiden haben – verstärkt um dieses Gewalt- und Militanzpotential kümmern werden. Ob das Motto „getrennt marschieren, vereint schlagen“ tatsächlich zu dem gewünschten Effekt führen wird, hängt nicht zuletzt von der Flexibilität der staatlichen Organe ab, sich auf diese Situation einzustellen und dort Strukturen zu erkennen, wo vordergründig gar keine zu bestehen scheinen – und von der Bereitschaft der Bevölkerung, nicht länger wort- und tatenlos danebenzustehen und zuzuschauen.

Vor diesem Hintergrund ist auch die Instrumentalisierung der Skinhead-Szene durch den Neonazismus zu betrachten. In diesen Zusammenhang gehören zwei Bemerkungen: Die eine ist die Feststellung, daß die Skinheads zwar über Fanzines und Treffen miteinander in Verbindung stehen, die größte Anzahl jedoch keine formelle Mitgliedschaft in einer neonazistischen Organisation anstrebt bzw. aufweisen kann. Das macht die rechtsextremen Skinheads nicht weniger gefährlich – wie die diversen Brand- und Mordanschläge beweisen –, jedoch macht es sie schwerer zu fassen und es ist nicht leicht herauszufinden, wer eine wie auch immer geartete leitende Struktur aufzubauen in der Lage wäre. Die zweite Bemerkung in diesem Bereich betrifft die pauschale Betrachtung aller Skinheads als Neonazis selbst.

Es ist hier nicht der Platz, lang und breit über den Ursprung der Skinhead-Bewegung aus den britischen Arbeitervierteln zu erzählen, doch sei darauf hingewiesen, daß nicht zuletzt aufgrund der militanten Aggressivität der neonazistischen Skins auch innerhalb dieser Absetzbewegungen und deutliche Abgrenzungsversuche erkennbar waren – bis hin zur Bildung von „Redskins“ oder S.H.A.R.P. (Skin Heads Against Racial Prejudice),

die diesen Tendenzen eine überdeutliche Absage erteilen. Auch hier, wie bei den meisten Jugendbewegungen, ist die pauschale Betrachtung nur dazu geeignet, Feindbilder zu schaffen. Das sollte aber meiner Ansicht nach das bevorzugte Arbeitsfeld der Rechtsextremen bleiben – es hilft im Kampf gegen dieses Phänomen nicht auch nur einen Schritt weiter.

Es bleibt an dieser Stelle nur noch anzufügen, daß es zwischen all diesen Richtungen und Organisationen – seien es „Alte“ oder „Neue“ Rechte – zahlreiche Verflechtungen, Doppelmitgliedschaften, intermediäre Vermittler und Berührungspunkte jedwelcher Art gibt – ein Grund mehr, der eine Differenzierung ausgesprochen problematisch macht.

### Was ist die eigentliche Gefahr?

Dieser Beitrag hat nicht mehr als einen groben Überblick schaffen können. Den Abschluß dieser kursorischen „Tour de force“ soll die Frage bilden, wo die tatsächliche Gefahr des Rechtsextremismus liegt.

Konkrete Gefahr für Leib und Leben bedeutet natürlich der militante Teil dieses Netzwerkes. Doch gerade dadurch, daß diese Militanz Öffentlichkeit und direkte, konkrete Abwehrreaktionen sowohl des Staates wie auch der Gesellschaft erzeugt (Beispiel Antifa), ist die Bedrohungssituation relativ. Der Gegner ist erkannt worden, er demaskiert sich durch seine Aktionen und wird das Ziel von Gegenmaßnahmen. Anders gesagt: Man kann zwar noch nicht das beliebte Sprichwort „Gefahr erkannt – Gefahr gebannt“ auf den Lippen führen, doch immerhin ist die Stoßrichtung bekannt, die man gegen den militanten Neonazismus zu führen hat.

Politische Gefahr durch den in den Parlamenten und einen legalistischen Kurs einschlagenden Rechtsextremismus scheint nicht zu bestehen. Die parlamentarische Praxis hat nicht nur gezeigt, daß Abgeordnete rechtsextremer Parteien zur Arbeit in den Volksvertre-

tungen entweder nicht in der Lage oder willens sind, sondern auch, daß die Gruppen der Rechten schnell zerstritten sind und auseinanderfallen, was meist dazu führt, daß die jeweils nächste Wahl katastrophal endet – das augenfälligste Beispiel ist das Schicksal der „Republikaner“ in Berlin. Selbst da, wo eine gewisse Geschlossenheit erhalten bleibt, etwa bei der REP-Fraktion im Landtag von Baden-Württemberg, disqualifizieren sich die Rechten selbst (z. B. durch eine Kleine Anfrage an die Landesregierung, ob nicht zu klären sei, inwieweit die Fahrzeuge von Ausländern eigentlich für die Luftverschmutzung und das Waldsterben verantwortlich seien...).

Politische Gefahr durch den intellektuellen Rechtsextremismus ist weitaus diffuser, jedoch aufgrund ihrer anderen Stoßrichtung und ihrer Verbundenheit mit konservativen Kräften bis in die CDU und SPD hinein die größte Problematik. Mit Zeitschriften wie „Criticon“ und der „Jungen Freiheit“, die alten und jungen Rechtsextremen, meist mit akademischer Vorbildung und untadeligem Lebenswandel, Forum für die Verbreitung ihres intellektuell verbrämten und ideologisch aufgerüsteten Gedankengutes bieten, ist die Gefahr nur

---

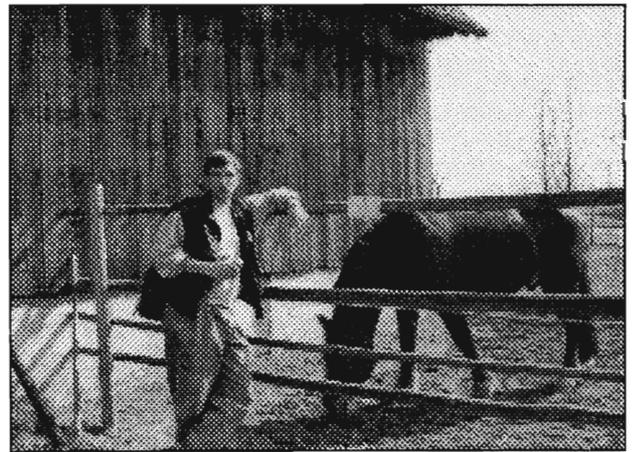
**du bist nur  
Abschaum, du mußt  
hier weg, Kanake  
verrecke, Kanake  
verrecke, nach  
Knoblauch stinkend  
in irgendeiner Ecke.“**

(Zitat)

---

punktuell faß- und benennbar. Übereinstimmungen mit sogenannten „demokratischen“ Politikern, mangelndes Problembewußtsein bei staatlichen Stellen über die relative Gefahr dieses Teils der rechtsextremen Szene, die freundliche Verbindlichkeit und das seriösbiedere Auftreten machen diese Art des „Rechtsextremismus in Schlips und Kragen“ zu einer Bedrohung,

auf die kaum mit Verboten, Gegengewalt oder bloßer, primitiver Negierung zu reagieren ist. Daß auch diese Tendenz des Rechtsextremismus in allen Lagern vertreten ist und eine Vermittlerrolle zwischen den konservativen und rechten Kräften in dieser Republik herstellt, macht die Etablierung eines konkreten Feindbildes, die eindeutige Identifizierung des Objekts von Gegenmaßnahmen wenn nicht unmöglich, so doch ausgesprochen schwierig. Die Gefahr liegt nicht nur in der mangelnden Faßbarkeit, sondern auch in dem Verführungs-



potential, das in der bürgerlichen Scheinseriosität der Protagonisten dieser Szene verborgen liegt.

All diese Ausführungen lassen sich im Prinzip in einer Feststellung zusammenfassen, aus der jeder politisch und moralisch denkende Mensch seine eigenen Schlußfolgerungen ziehen sollte:

*Es ist zu spät, sich darüber Gedanken zu machen, ob der „Schoßfruchtbar noch“ ist.*

*Er hat längst wieder angefangen zu gebären.*

**Christian Worch  
vor entsprechend  
ländlich-idyllischer  
Kulisse.**

# Das Ich-Problem



**„Das Problem der Doppelpersönlichkeit gipfelt keineswegs, wie allgemein angenommen, im klinischen Tatbestand der Schizophrenie, auch wenn diese mitunter ein Ausdruck für das Phänomen ist. Die Ursachen (und mit ihnen auch ein Teil der Auswirkungen) liegen viel tiefer in der menschlichen Seele und der Natur des Kosmos verborgen, so daß wir sie nicht zu erkennen vermögen. Wir vermögen sie höchstens zu erleben...“**

**John „Jay“ Harrison, terranischer Psychologe und Philosoph**

Ich hetzte einen endlos langen Korridor hinunter, trüb beleuchtet, mit metallischen Wänden und einem ebenso metallischen Fußboden, der von meinen Schritten dumpf widerhallte. Auf beiden Seiten des Korridors waren Türen – massive, verschlossene Türen, die jedoch nicht verschlossen blieben, wenn ich an ihnen vorbeirante. Immer ertönte eine Glocke, ein helles, einschneidendes Geräusch, ein Messer, das sich in mein Bewußtsein grub, und nach diesem Ton öffnete sich die Tür, um mir ihren individuellen Horror entgegenzukotzen. Es waren unterschiedliche Kreaturen, die meisten wohl dem Alptraum eines verrückten Mediums entsprungen, aber für mich grauenhaft real und ausgesprochen tödlich. Und dennoch rannte ich immer weiter, denn hinter mir kam eine andere, schlimmere Art von Grauen, jene unendlich nachtschwarze Kreatur, die mich aufzufressen drohte.

Ich schrie laut auf, und mein Schrei zerstörte den Traum, weckte mich auf und riß mich aus dem Wahnsinnskarussell. Ich lag schweißgebadet zwischen den Decken, um mich herum nichts als samtige Schwärze, in ihrer Dichte beinahe körperlich fühlbar. Doch sie erschreckte mich nicht mehr, denn ich wußte jetzt, daß sie ein Teil meiner eigenen Welt und ausgesprochen natürlich war.

Und dennoch erklang wieder die Glocke. Diesmal öffnete sich keine Tür, die ihre Horrorgestalten frei ließ. Es war meine Türglocke.

Mit einem Laut, der ebensogut

Stöhnen wie unterdrücktes Fluchen hätte sein können, stand ich auf, stieß mir an dem niedrigen Tisch das Schienbein und tastete nach dem Wecker. Die phosphorgrünen Leuchtziffern starteten mich an wie ein gespenstischer Totenschädel. 2.30 Uhr. Eine verfluchte Nacht.

Jetzt erst, gleichzeitig mit dem erneuten Klingeln, setzte meine Denkfähigkeit wieder ein. Wie, bei Ghu, hatte ich das zu verstehen? Nächtlicher Besuch? Ich erwartete niemanden, schon gar nicht um diese Uhrzeit. Einen Augenblick lang fühlte ich mich versucht, den Wecker umzudrehen, mich ins Bett zu legen und mir die Decke über den Kopf zu ziehen. Aber dann siegte meine angeborene Neugier. Und immerhin wollte ich es mir nicht entgehen lassen, meinem unerwarteten Besuch ein paar höfliche Worte über nächtliche Störungen und deren Sinn beziehungsweise Unsinn zu sagen.

Bei Höflichkeiten angekommen, fiel mir ein, daß dieser Besucher oder diese Besucher – es konnte sich ja durchaus um die Mehrzahl handeln, vielleicht war ein ganzes Nest in der Nähe – ja nicht unbedingt mit freundlichen Absichten gekommen sein brauchten. Ich warf mir meinen Bademantel über die Schultern, schlüpfte in die Pantoffeln und nahm den Revolver aus der Schublade. Das kalte Metall war eine nackte Realität in der samtigen Schwärze der Nacht und meines zerrissenen Alptraumes. Dankbar umfingen meine Finger die häßlichen, bulligen Konturen. Ich

brauchte mich nicht zu vergewissern, daß die Waffe schußbereit und geladen war – sie war es immer. Ohne in meinem Zimmer oder der Diele das Licht einzuschalten, tastete ich mich zur Tür und drückte auf den Öffner für die Haustür.

Unten summte es laut, aber die Tür ging nicht auf. Das ließ nur zwei Schlüsse zu: Entweder handelte es sich um den üblen Scherz eines angetrunkenen Nachtschwärmers, oder meine Besucher – ich war plötzlich davon überzeugt, daß es mehrere sein müßten – befanden sich bereits im Haus.

Ich bekam eine Gänsehaut, und zwar vermutlich deshalb, weil es in der Diele weitaus kühler war als in meinem Bett. Meine Nebenniere jagte einen tüchtigen Adrenalinschock durch meinen Körper. Als ich das warme Gefühl im Magen verspürte, vergleichbar vielleicht mit einem hastig heruntergekippten Whisky, fühlte ich mich ausreichend gewappnet und riß die Tür auf.

Sie standen im Treppenhaus, ruhig, abwartend, in ihrer tatsächlichen oder gespielten Überlegenheit beinahe arrogant wirkend. Das Licht hatten sie nicht eingeschaltet, aber ein Blick in ihre Augen verriet mir, daß sie es nicht nötig hatten. Es waren gelb-grüne Augen, schmale, leuchtende Schlitze, Nachtaugen. Doch die Schatten der Gestalten waren menschlich.

Ich schaltete mit der freien Hand das Licht an.

Es waren fünf. Zwei Männer standen vor mir, groß und schlank, mit braungelber Gesichtsfarbe, die an schmutziges, lehmiges Wasser erinnerte, mit schmalen Augen und kurzen, schwarzen Haaren. Sie sahen exotisch aus, aber mir fiel keine Rasse oder ethnologische Gruppe ein, in die ich sie hätte einordnen können. Halb neben, halb hinter ihnen stand eine junge Frau. Auch sie hatte grünen Augen, aber es waren nicht die Augen unbarmherziger nächtlicher Jäger, sondern menschliche Augen, die eine Wärme ausstrahlten, die den anderen fehlte.

Über die restlichen beiden möchte ich lieber schweigen. Mit eini-

## EINE ERZÄHLUNG VON CHRISTIAN WORCH

gem Wohlwollen hätte man sie als schlechte Imitationen von Gorillas bezeichnen können, aber sie waren intelligent und boshaft, das spürte ich. Ihre Bosheit umgab sie wie eine körperliche Aura. Und sie stanken verdächtig nach irgendetwas Verfaultem. Meine Nackenhaare richteten sich halb auf, und die Hand, die den Revolver umklammerte, spannte sich um den Hahn.

Die beiden Männer musterten mich kurz, dann sahen sie das Mädchen an, fragend, forschend, vielleicht auch ein bißchen befehlend. Sie trat näher. In ihrem Gesicht war ein Ausdruck, den ich nicht richtig deuten konnte – Besorgnis, etwas unterdrückte Wut und auch Mitleid, aber jedenfalls eine Warnung für den, der eine solche Warnung zu verstehen imstande war. Ich war es nicht, oder nicht richtig. Sie streckte eine weiße, weiche Hand aus und berührte mich sanft an der Wange. Ein warmer Strom durchfloß mich, obwohl ich mich aufgrund meines an Askese grenzenden Lebens als unempfindlich für weibliche Schönheit betrachtet hatte. In diesem Strom schwang irgendeine Frage mit, die ich nicht verstehen konnte. Aber irgendein Teil meines Unterbewußtseins, das spürte ich, beantwortete diese Frage, so gut es eben konnte.

Einer der Männer sagte etwas in einer fremden Sprache, die rau und böse klang, eher wie eine Halskrankheit als wie eine artikulierte Kommunikationsform. Das Mädchen trat zurück und nickte bestätigend. Sie verneigte sich kurz und führte die Hand, die meine Wange berührt hatte, an die Stirn und Herz. Auch die beiden Männer verneigten sich, aber weit weniger tief – es schien eher wie ein flüchtiges Kopfnicken, das man einem neuen Bekannten zuwarf.

„Seid gegrüßt, Lord Baghira. Wir sind gekommen, um Euch zum Fest abzuholen.“

Ich hätte beinahe laut gelacht. Die Situation erschien mir ausgesprochen unwirklich. Hier stand ich, mitten in der Nacht, bekleidet mit einem Bademantel und einer .38, vor einer jungen Frau, zwei

Menschen, von denen ich nicht gerade sicher war, ob sie wirklich welche waren, und zwei anderen Geschöpfen, die ohne weiteres aus einem SF-Film hätten sein können. Und diese Leute redeten mich mit dem Namen einer meiner Romangestalten an.

Das heißt, eigentlich – wenn ich es richtig bedachte, war die Gestalt des Baghira von Maggimore mehr als eine Romangestalt, sie war eine andere Existenz von mir, eine literarische Fluchtexistenz. Deshalb war ich auch zunächst geneigt, an einen neuen Traum zu glauben, genau so abstrakt wie mein erster Alptraum, aber weniger tödlich. Nur konnte es nach allen psychologischen Erkenntnissen keinen Traum geben, in dem der Träumer sich des Traums bewußt war. Ich mußte also meine Besucher als real anerkennen, oder von mir voraussetzen, daß ich an einer kurzfristigen Bewußtseinsstörung litt. Das Letztere ließ mein Egoobo natürlich nicht zu, also entschied ich mich für das Erste.

Als ich gerade eine erstaunte Frage stellen wollte, „hörte“ ich plötzlich eine andere Stimme. Sie war nicht wirklich, zumindest nicht physikalisch wirklich wie eine tonale oder atonale Schwingung, aber ich konnte sie verstehen. Es mußte sich um eine Art Telepathie oder Suggestion handeln. Die Stimme sagte jedenfalls etwas wie: „Laß dir nichts anmerken! Spiel um Himmels willen ihr Spiel mit!“

Na schön, dachte ich mir, auch wenn Ghu meine Eingeweide verfluchen sollte.

„Ich bin bereit“, sagte ich und steckte den Revolver in die Tasche meines Bademantels. Die beiden Männer nickten, sie schienen keine andere Antwort erwartet zu haben. Einer von ihnen winkte, und die beiden Gorilladinger kamen hervor, in einer widerlich kriechenden Art, obwohl sie aufrecht gingen. Als sie sich neben mich stellten, wurde der Geruch nach Raubtierkörpern und Verfaultem noch intensiver. Ekel würgte mich, und wenn ich nicht ein friedlicher Mensch mit guten Vorsätzen gewesen wäre, hätte ich meine .38 genommen und

ein wenig Silvester gespielt, so lange zumindest, bis diese beiden Gorillas nur noch stinkende Fleischklumpen waren. Aber ein warnender Gedanke mitten in meinem Geist hinderte mich daran.

Ich sah die junge Frau an. Sie lächelte jetzt, immer noch mit einem etwas traurigen Ausdruck auf dem Gesicht, aber so, als wüßte sie etwas, das sie mit einer Spur von Befriedigung erfüllte. Ich verspürte instinktives Vertrauen zu ihr. Sicherlich war sie es, von der die geistige Warnung gekommen war. Da sie erheblich besser wissen mußte, was hier gespielt wurde, beschloß ich, mich ihren Anweisungen zu fügen – solange zumindest, bis ich mir selbst etwas Durchblick verschafft hatte.

Die beiden Gorilladinger legten mir einen schweren, roten Mantel um die Schultern. Der Faltenwurf erinnerte mich an ein Palladium, an den römischen Kriegsmantel. Auf dem Rücken prangte ein Symbol: ein schwarzer Raubiterkopf mit weit aufgerissenem Rachen, in dem weiße Zähne leuchteten. Ich konnte das Symbol nicht genau sehen, aber ich war sicher, daß es sich um den Kopf eines Panthers handelte. Schließlich war Baghira von Maggimore ja als „der Panther“ bekannt.

Als die Pseudo-Gorillas fertig waren, verzogen sie sich sehr schnell wieder in den Hintergrund, so, als ob sie irgendeine unerklärliche Scheu vor mir verspürten. Ich richtete mich hoch auf und bedauerte, keinen Spiegel bei mir zu haben. Schließlich sah ich ebenso eindrucksvoll wie lächerlich aus. Jetzt ein Erinnerungsphoto, und der Lacherfolg auf dem nächsten Fest der Fantasy wäre gesichert.

„Bitte folgt Euren Dienern, Lord“, sagte einer der Männer. Die beiden Gorillas drehten sich um und sprangen wie verspielte junge Hunde voraus. Flankiert von dem Mädchen und gefolgt von den beiden Männern schritt ich die Treppe herunter und bemühte mich dabei, meinen Schritten etwas Majestätisches zu verleihen. Dabei war mir nicht unbedingt wohl. Wenn einer von diesen Schwarzgekleideten auf den Gedanken kommen sollte, mir

von hinten den Schädel einzuschlagen oder mir ein breites Messerchen in den Rücken zu bohren ...

Ghu sei Dank hatten sie keine solchen Pläne.

Die Haustür war halb aus den Angeln gehoben, das Glas zersplittert und der Rahmen wie von einer überdimensionalen Faust verbogen. Ich hatte eine scharfe Bemerkung auf der Zunge, beherrschte mich aber und schritt über das unter den Sohlen meiner Pantoffeln knirschende Glas.

In der Einfahrt zur Garage stand ein Wagen – oder etwas, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Auto hatte, auch wenn es nicht auf Rädern lief, sondern einfach in der Luft schwebte, einen halben Meter über dem Boden. Die Gorilladinger verschwanden im dunklen Fond des Fahrzeugs. Einer der Männer machte mir die Tür auf, und ich stieg ein.

Das Mädchen setzte sich neben mich, und die beiden Männer nahmen die vorderste Sitzbank, vor der halbmondförmig mehrere Kontrollen angeordnet waren. Alles sah sehr futuristisch aus, nur vermißte ich die üblichen blinkenden Lämpchen, wie sie in den SF-Filmen immer zu bewundern sind. Ein Knopfdruck – und mit einem leisen Surren setzte sich das Fahrzeug in Bewegung.

Wir fuhren – oder schwebten – in Richtung Alster. Dann machte es plötzlich *plopp*, und alles wurde sehr, sehr dunkel. Ich hörte die Gorillas kreischen und dazwischen noch einen entsetzten Schrei, der sehr gut von mir selbst stammen konnte. Lange Fingernägel krampften sich schmerzhaft in meinen Arm. Um uns herum explodierte die Dunkelheit gleich einer schwarzen Nova.

Der Übergang war so einfach, daß ich es zuerst gar nicht begreifen konnte. Es war nicht anders, als wenn man einfach eine Tür aufmachte und in ein neues Zimmer ging. Irgendwie hatte ich wohl auf einen Paukenschlag, auf Blitz und Donner und was weiß ich nicht noch alles erwartet, aber es blieb aus, oder es spielte sich nur in meinem eigenen, ungeübten Geist ab. Jedenfalls fuhren – beziehungsweise schwebten – wir plötzlich durch helles Tageslicht und eine vollkom-

men fremde Umgebung.

Abwechslungshalber sah ich ein wenig aus dem Fenster. Ich hatte keinen besonderen Grund dazu, abgesehen davon, daß ich die Gegend nicht kannte und daher natürlich ein wenig neugierig war, aber schließlich ließ ich meine Romanhelden sich in ähnlichen Situationen auch immer gut umsehen, und wer weiß, vielleicht mochte es nützlich sein, sich auszukennen. Ich konnte der Landschaft keinen großen Reiz abgewinnen. Sie war kalt, staubig und sehr, sehr öde. Irgendwie erinnerte sie mich an die nordamerikanischen Steppen oder Wüsten, nur, daß sie noch steiniger war. Hohe Berge und spitze Felsnadeln erhoben sich zu beiden Seiten, sonnenumflossener, blendend gelber Stein, vermutlich irgendein

---

## Um uns herum explodierte die Dunkelheit gleich einer schwarzen Nova.

---

Sandstein, aber ohne rötliche Einschlüsse oder Adern. Die Berge waren genau so kahl wie die steilen Täler, Schluchten und Schründe. Da es keine Gräser und Büsche gab, waren natürlich auch keine größeren Tiere sichtbar.

So hatte ich mir immer in meinen Träumen die Hochebene von Udün vorgestellt. Vielleicht mit etwas dunkleren, verwitterteren Felsen, aber genauso lebensfeindlich und mit einer unterdrückten Spannung in der elektrisierten Luft. Es hätte mich nicht sonderlich gewundert, plötzlich den Dunklen Turm irgendwo zu sehen, umgeben von Orks und Trollen. Aber mein traumähnliches Erlebnis schien keine Bezugspunkte zur tolkienschen Mittelerde zu haben, eher zu irgendeinem anderen Phantasereich, das ich – noch – nicht kannte. Ich lehnte mich in das nicht gerade weiche Polster zurück und begann plötzlich, mich leidlich gut zu

fühlen – so wie einer, dem eine Folter bevorsteht und der sich noch nicht so vollkommen sicher ist, ob er ein Masochist ist. Physisch war ich es bestimmt nicht, und deshalb blieb eine gewisse Angst zurück, aber meine Geisteshaltung hatte schon etwas, das an Masochismus grenzte, wenn auch nicht an sexuellen. Jedenfalls war das hier mal ein vollkommen aus dem Rahmen fallendes, ein wirklich neues Erlebnis, das zugleich meine schriftstellerische Phantasie anreizte.

Sofern, wie ich gleich in einem Anflug von selbstironischem Realismus hinzufügte, ich jemals wieder Gelegenheit haben würde, mich hinter eine Schreibmaschine zu setzen und meine Erlebnisse oder die Impressionen derselben zu Papier zu bringen.

Metaphysik und Psychologie brachten mich hier jedoch nicht weiter. Eigentlich hätte ich mich nun mit meinen Begleitern – oder Entführern? – ein wenig unterhalten können. Da sie mich jedoch für jemand anderen hielten und ich diesen Irrtum vorläufig noch bestätigen wollte, erschien es mir nicht sinnvoll, Fragen zu stellen, die jener andere, für den sie mich hielten, nicht gestellt haben würde. Ich versetzte mich also in einen sehr provisorischen meditativen Zustand, um mich geistig auf alles Kommende vorzubereiten oder mich, sofern nötig, sogar dagegen zu stählen.

Das merkwürdige Gefährt bewegte sich ziemlich schnell vorwärts. Eine Straße oder auch nur einen Weg gab es nicht, aber da das Fahrzeug keine Bodenberührung hatte, war es auch nicht davon abhängig. Ich vermutete, daß es sich um ein Prallfeld oder ähnliches handeln mußte.

„Hört, Fremder“, sagte die Frau neben mir. Sie sprach sehr leiste, so daß ich sie zuerst nicht verstand.

„Ja?“

„Sprecht nicht so laut. Die beiden Radici sind damit beschäftigt, das Luftfloß in Levitation zu halten, aber ein lautes Wort oder sonst eine Ablenkung, und sie werden auf uns aufmerksam.“

Ich sah nach vorne. Tatsächlich hatten die beiden Schwarzgekleideten maskenhaft starre Gesichter. Sie sahen aus wie in Trance. Jedenfalls waren sie voll konzentriert.

„Was ist mit diesen Gorilladigern?“

„Die Murkhas? Sie sind intelligent, aber sie können nicht sprechen und uns auch nicht verstehen. Vorläufig besteht keine Gefahr, aber ich glaube, wir haben nicht mehr sehr viel Zeit. Wenn... wenn ich mich nicht irre, bringen sie uns direkt zu ihrem Palast, und dort können wir kein Wort, keinen Blick und keinen Gedanken unbeobachtet austauschen.“

„Ich muß ehrlich sagen, daß ich so gut wie nichts verstehe“, gestand ich.

„Sagt mir zuerst eines: Wer seid Ihr?“

„Mein Name ist Worch, Christian Worch“, erklärte ich und deutete im Sitzen eine Verbeugung zu machen. „Es freut mich sehr, Eure Bekanntschaft zu machen.“

Sie biß sich auf die Lippen.

„Nein, das war die falsche Frage, glaube ich. Ich muß Euch erst ein paar Dinge erklären. Kennt Ihr Baghira von Maggimore?“

„Natürlich!“ sagte ich. Dann runzelte ich die Stirn. „Aber das ist doch nur ein Phantom, eine Traumgestalt, eine Romanfigur.“

„Eine Romanfigur?“ Sie lachte. „Nein, Sir Christian, da irrt Ihr sicherlich. Baghira ist genauso real wie Ihr und ich, obwohl – manchmal läßt sich die Realität eines Wesens oder eines Dinges nicht mit allgemeinen Maßstäben messen. Ihr stammt von einer anderen, sicherlich von einer fremden Welt, und es ist möglich, daß Namen wie Baghira oder Arkai dort nichts oder wenig bedeuten. Vielleicht ist er dort wirklich nur eine Romanfigur. Was wißt Ihr über ihn? Wer hat die Romane verfaßt, deren Held er ist, und wie ist er dort beschrieben?“

„Der Autor bin ich selbst“, sagte ich mit einem Unterton von dichterischem Stolz. Ich neigte nicht dazu, meine literarischen Qualifikationen zu überschätzen, aber es lag auch nicht in meiner Natur, sie zu unterschätzen. „Alles, was ich über ihn geschrieben habe, ist mir demzufolge bekannt.“

„Und als wen – oder als was habt Ihr ihn beschrieben?“

„Als Zweitexistenz, als Wesen zwischen Sein und Nichtsein, als Großräumer und Wanderer, eigentlich mehr als ein Prinzip denn als eine Person, obwohl ich einen Teil seines Charakters sorgfältig ausgeformt habe und ihm menschliche, aber auch tierische und über-

menschliche Eigenschaften verliehen habe.“

Das Mädchen runzelte die Stirn, und der Ausdruck von Besorgnis wurde deutlicher.

„Dann ist es viel schlimmer, als ich gedacht habe. Es gibt unsichtbare Bande zwischen den Welten und Dimensionen, und vielleicht hat Sie ein solches aufgespürt – eine Kette, mit der Sie den Panther in ihren Bann schlagen will. Hört, Sir Christian, noch halten die Radici Euch für ihn, und Ihr müßt die Illusion so lange wie möglich aufrechterhalten.“

„Wie könnte ich das?“ fragte ich. „Für mich und in meinen Romanen ist er ein Überwesen, ich bin aber nur ein Mensch.“

„In Eurer Welt seid Ihr sein Schöpfer. Habt Ihr in Eurer Welt

---

**„Still!“ murmelte  
das Mädchen mir  
eindringlich zu.  
„Wir erreichen  
Ihre Burg.“**

---

viel Macht und Einfluß?“

Ich mußte lachen. „Nein, im Gegenteil.“

„Das hat in dieser Dimension nicht viel zu bedeuten. Vielleicht seid Ihr ein Katalysator von Mächten, die Ihr noch nicht kennt. Vielleicht streift Euer Geist diese Welten auch nur. Es mag gelingen, die Illusion eine Zeitlang aufrecht zu erhalten – solange bis wir wissen, was Sie plant und welche Rolle wir in ihren Plänen spielen. Dann können wir sie vielleicht – vielleicht – vereiteln.“

„Aber ...“

Einer der Radici bewegte unruhig den Kopf.

„Still!“ raunte das Mädchen mir eindringlich zu. „Wir erreichen Ihre Burg.“

Ein Blick nach vorne bewies mir, daß sie recht hatte. Vor uns wurde der schmale Ausgang einer Schlucht breiter und gab die Aussicht auf einen gewaltigen Talkessel

frei, in dem das verrückteste und gigantischste Gebäude stand, das ich je gesehen hatte. Das Hamburger Rathaus oder das Capitol in Washington waren bessere Hundehütten dagegen. Ich konnte die gesamte Größe des Areals nicht überblicken, aber der erste flüchtige Eindruck reichte mir aus.

Man stelle sich eine im Grundriß quadratische Mauer vor, an den Ecken leicht abgerundet und mit mächtigen Bastionen versehen. Jede Seite war mindestens tausend Meter lang. Die Höhe der Mauer betrug wohl zehn oder fünfzehn Meter, ich konnte es nicht genau abschätzen, weil sie aus dem gleichen gelblichen Stein bestand wie die Berge dahinter. Vielleicht hundert Meter weiter erhob sich eine zweite, ebenfalls quadratische Mauer, nur höher und mächtiger als die erste, und aus dunkelbraunem Stein. Eine dritte, wiederum höhere und schwarze Mauer schloß das eigentliche Hauptgebäude ein, einen gigantischen Rundturm mit vielen kleinen Aufbauten, Erkern, Türmchen, Balkonen und Balustraden. Das Hauptgebäude war aus sehr hellem Material, es sah aus wie geschliffenes Glas oder Kristall und spiegelte die Sonne auch genauso, eine Unzahl von farbigen Lichtreflexen über uns ausschüttend.

Geblendet schloß ich die Augen. War das ein Märchenschloß mit gigantischen Ausdehnungen, der Alptraum eines großwahnsinnigen Architekten oder eine uneinnehmbare Festung? Als wir uns dem ersten Tor in der äußeren Mauer näherten, erschien mir der letzte Eindruck der treffendste. Schwere, schmiedeeiserne Torflügel wurden uns aufgetan, langsam und gravitatisch, während im Gemäuer der Türme deutlich hörbar Seilwinden unter der gewaltigen Beanspruchung quietschten. Eine Reihe von Wächtern stand Spalier; große Wesen mit dünnen Beinen, gefiederter Leibern und spitzen Schnäbeln. Sie trugen gelbe Lederpanzer, Schwerter, Schilde und lange Lanzen. Als unser Wagen langsam an ihnen vorbeiflog, präsentierten sie in einer lächerlich menschlich anmutenden Geste die Lanzen, indem sie sie einmal gegen die Schilde schlugen. Im Turm ertönte ein ballender, weithin hörbarer Gong.

Der schräg vor mir sitzende Radi-

ci drehte sich um und sagte: „Willkommen in Caer Tissart, Lord Baghira.“

Irrte ich mich, oder klang Hohn in der Stimme mit? Nun, wo das Mädchen meinen Verdacht, die beiden könnten mir alles andere als freundlich gesinnt sein, bestätigt hatte, war ich ausgesprochen mißtrauisch. Aber ich ließ mir nichts anmerken und nickte nur, als hätte ich nichts anderes erwartet, während das Mädchen neben mir erlebte.

Hinter uns schloß sich das Tor, und der Gong erklang ein zweites Mal, aber wir standen bereits vor der nächsten Mauer und einem noch mächtigeren Portal. Und wieder wurde uns aufgemacht. Die Wesen, die hier Spalier standen, waren nicht die gelben Vogel-Dinger, sondern braunhäutige Giganten, auf vier breiten Beinen fest stehend, wie mit dem Boden verwachsen und in allen vier Armen Waffen tragend. Sie waren nackt und geschlechtslos. Ihre Haut wirkte ledrig und sehr dick, und ich fragte mich, ob meine 38 mir gegen solche Monstren etwas helfen könnte, wenn ich nicht zufälligerweise eines der rund um den ganzen Kopf angeordneten vier Augen treffen sollte. Aber die Augen waren klein und tückisch und auch von einem geübten Schützen nicht leicht zu erwischen, denn sie lagen hinter dicken Wülsten.

Diesmal verkündete ein langgezogenes Tubasignal unsere Ankunft. Auch die Braunen schlugen ihre Waffen klirrend gegeneinander und grüßten uns. Und wieder drehte sich der Radici um und sagte: „Willkommen in Caer Tissart, Lord Baghira.“ Und diesmal war es wirklich Hohn, den ich hörte, den ich fühlte, den ich mit der Zunge schmecken konnte. Ich schnaubte leicht durch die Nase.

Hinter uns schlug das Tor zu, und ein zweites Tubasignal erklang. Aber wieder waren wir bereits weitergefahren, und das dritte Tor schwang vor uns auf. Nachtschattenschwarze Dinger waren es, die uns diesmal empfangen, still und spöttisch ihr Salut. Sie ähnelten großen Schlangen, ohne Beine, ohne Arme, aber mit mächtigen Kiefern und unter der glatten Haut muskelbepackt. Eine Python nahm sich diesen Wesen gegenüber so aus wie eine Hauskatze neben einem

sibirischen Tiger. Weder Gong noch Tuba kündete diesmal von unserer Ankunft, aber ein durchdringendes Zischen erklang zweimal, und danach war auch diese Pforte versperrt. Wir schwebten direkt auf die kristallene Burg zu. Ich spürte, wie das Mädchen an meiner Seite zitterte, und auch mir war alles andere als wohl zumute. Aber die Unwirklichkeit der Situation verhinderte, daß ich richtige Angst empfand.

Die Radici steuerten ihr Fahrzeug vor eine große Freitreppe. Mit einem Geräusch, als würde die Luft aus einem Autoreifen gelassen, sanken wir einen Meter tiefer, und entsprechend stieg mein Magen mir auch bis zum Rachen hoch. Die Radici stiegen aus und öffneten die Tür für mich. Als ich den Fuß auf den heißen Boden setzte, sagten sie beide: „Willkommen in Caer Tissart, Lord Baghira.“ Und diesmal sprach boshafte Grausamkeit aus ihren Mienen und ihrem Tonfall.

Ich drehte mich abrupt um und raffte den Umhang um meinen Schultern zusammen, obwohl mir kein bißchen kalt war, eher im Gegenteil. Mit der hochmütigsten Miene, die ich zustande brachte, schritt ich die Freitreppe hoch.

Auf halbem Wege wäre ich beinahe wie angenagelt stehengeblieben, denn plötzlich erschien vor mir ein Wesen, das an Alptraumhaftigkeit alle vorher gesehenen um Längen schlug. Es sah aus wie ein Polyp mit acht Tentakelarmen, aber es war kein Wasserbewohner, denn es bewegte sich auf seinen sechs Spinnenbeinen schnell und geschickt vorwärts, obwohl die Beine angesichts des Gewichts seines massigen Körpers unvorstellbar dünn und zerbrechlich aussahen. Es hatte nur ein einziges Auge, aber dieses Auge war so groß wie der Kopf eines Kleinkindes und schimmerte blutigrot. Und unter diesem Auge öffnete sich ein zahnloser Mund, ein schwarzer Spalt, aus dem zischend, aber verständlich die Worte hervorkamen: „Willkommen in Caer Tissart, Lord Baghira!“

Ich blieb stehen und musterte das Wesen kalt, aber schon nach einer Sekunde wurde mein Blick unsicher und verschwommen, denn in diesem einen Auge lag eine gigantische hypnotische Kraft, und der Wille, der diese Kraft lenkte, war intelligent und grausam. Aber sein

Zauber war von einer anderen Welt als ich, und das mochte der Grund sein, warum es keine Macht über mich gewann. Ich verzog das Gesicht, als hätte ich in eine Zitrone gebissen, und dann sagte ich: „Ich sehe dich. Du mußt Pluto sein, und dann ist das hier Dia, die Höllenstadt. Nun wohl, laß uns das Nichtwesen besuchen, das uns eingeladen hat.“

Ich wußte nicht, wie ich gerade auf diese Worte kam, denn sie entsprangen zwar dem Mystischen in meinem Geist, aber nicht seiner rational denkenden Oberfläche. Es schien mir, als seien sie mir einge-flüstert von meinem Unterbewußtsein oder von irgendeinem anderen Unterbewußtsein, aber sie taten ihre Wirkung, wenn ich diese auch nicht verstand. Das Polypenmonster, das ich Pluto genannt hatte, schwankte wie ein Strohalm im Wind. Dann wurde sein Auge matt, es drehte sich um und lief mit katzenhafter Behendigkeit die Treppe hinauf – auf der Flucht, oder um eine Botschaft oder eine Warnung zu überbringen. Ich schritt weiter, gemessen und andächtig, wie einer, der sich seiner Sache und seiner selbst sehr sicher ist und der keine Eile hat. Hinter mir hörte ich den leichten Schritt des Mädchens. Irgendwie freute ich mich darüber, daß sie da war, denn sie war das einzige Freundliche, das ich auf dieser verrückten Reise gesehen hatte. Aber ich hörte auch die Schritte der Radici, und ich vernahm etwas, das mir vorher nicht aufgefallen war. Ihre Schritte klangen hart und metallisch, und die Sohlen ihrer Schuhe waren mit Eisen beschlagen.

„Willkommen in Caer Tissart, Lord Baghira“, flüsterte das Portal mir zu, und genau denselben Satz dröhnten die Kristallwände in meinen Ohren und meinem Geist, und mit ihnen riefen, schrien, zischten und kreischten die Erkerchen und Türme, die Balustraden und Balkone, die Treppen, Türen und Fenster der Burg, eine Kakophonie von Stimmen, ein tausendfältiger Chor, bis ich mir die Ohren zuhielt, um den Spott und die Grausamkeit nicht mehr zu hören, die sie mir entgegenbrüllten.

## Angst

*angst  
schlummert in dir  
bereit zum ausbruch  
jederzeit  
und raubt die  
ruhelebenszeit  
und dabei ist doch  
nur  
dein leben  
deine angst*

Wolfgang Uhlig, 1976

Am oberen Ende der Treppe nahmen uns livrierte Diener in Empfang. Sie waren die ersten richtig menschlichen Wesen, die ich in dieser Burg zu sehen bekam, aber sie waren sehr bleich und ihre Gesichter trugen den Ausdruck maskenhafter Starre. Sie führten uns über die Korridore und Treppen der Burg zu einer großen Halle, in die sie uns einzutreten bedeuteten – immer noch stumm und lautlos, als hätte man ihnen die Zungen herausgeschnitten. Sie selbst blieben zurück.

Die Halle war vierzig oder fünfzig Meter lang und fast genauso breit, ein monumentaler Raum, der durch seine Höhe noch größer erschien. Mehrere hundert Leute standen herum, Diener, halb nackte Sklaven und Sklavinnen, schwarzgekleidete Männer wie die beiden Radici, die mir immer noch folgten, Männer und Frauen in barbarischer, farbenprächtiger und reich ausgestatteter Tracht und auch einige nichtmenschliche Wesen. Das Gewirr ihrer Stimmen erinnerte an unterdrücktes, fernes Gewittergrollen, aber als ich eintrat, wurde es ruhig. Als ob ein großer, unsichtbarer Quirl in der Menge arbeiten würde, drängten alle zu den Seiten der Halle hin, mir dabei Blick und Weg auf die Rückwand freigebend. Und dort sah ich dann Sie.

Sie saß auf einem hohen Thron, geschmiedet aus purem Gold, verziert mit Edelsteinen und belegt mit weichem Brokat. Jedes andere menschliche Wesen wäre von der Pracht und Schönheit rundherum erdrückt, zu einem Minimum degradiert worden, aber Sie beherrschte den ganzen Prunk, als sei es billiger Flitter oder verächtlicher Dreck, den Sie nur einer Laune wegen in Ihrer Nähe duldeten. Sie war zeitlos: Ebenso gut mochte sie gerade

zwanzig wie weit über vierzig sein, der unirdischen Schönheit Ihres Gesichtes hatten die Zeit und das Alter nichts ausgemacht. Lange, schwarze Locken rahmten ihr Gesicht ein, dessen Blässe auffällig, aber reizvoll wirkte. Die Augen waren groß, schwarz und sehr viel menschlicher als die der Radici, aber sie waren noch kälter. Nase, Mund und Kinnpartie waren wie aus Marmor gemeißelt, sanft geschwungen und von klassischer Anmut, die neben Schönheit auch Geist und Intelligenz verriet. Außer Ihrem Gesicht war von Ihr nichts zu sehen – sie trug ein bodenlanges, hochgeschlossenes Kleid, und Ihre Hände wurden von zarten Handschuhen verhüllt. Doch die Konturen, die sich unter der schwarzen Seide abzeichneten, standen Ihrem Gesicht an Schönheit nicht nach.

„Kommt näher“, sagte Sie mit klarer, angenehm tönender Stimme. Aber so schön Ihre Stimme auch war – einen Unterton von eisiger Kälte vermochte Sie unmöglich zu verleugnen. Ich folgte der Aufforderung mit gemessenen Schritten. Hätte ich mich nicht seit jeher für weibliche Schönheit nur wenig zu begeistern vermocht, so wäre ich wohl alleine Ihrem Zauber erlegen. Nicht nur Ihres faszinierenden Äußeren wegen, sondern wohl auch Ihres starken Geistes. Sie war mir in dieser Beziehung genauso verwandt wie fremdartig, eine Empfindung, die mich unwillkürlich durchzuckte, die ich aber rationell nicht zu erklären vermochte.

Zehn Schritte vor Ihrem Thron blieb ich stehen. Ich ging nicht näher heran, weil ich den Kopf sonst zu weit in den Nacken hätte legen müssen, und das erschien mir als psychologischer Nachteil. Erst später merkte ich, daß Sie solche Äußerlichkeiten gar nicht nötig hatte.

„Wer seid Ihr?“

„Lord Baghira, Herr von Caer Maggimore und Großsträumer des arkaischen Weltenreiches“, entgegnete ich mit einer Stimme, die nicht ganz mir gehörte und dennoch ein Teil meine eigene war, die dunkel und machtvoll klang. Links und rechts von mir hörte ich erschrecktes, tiefes Einatmen, so, als bereiteten sich die Vasallen dieser Königin auf einen harten Kampf vor, und einige schrien sogar auf. Nur Sie selbst blieb ruhig und unberührt,

während Ihre Augen mich zu durchdringen suchten: Lanzen aus giftigem Eis, die schmerzhaft Wunden in mein Herz und meinen Geist bohrten. Unter dem purpurnen Prunkmantel verkrampfte sich meine Hand um den Griff des Revolvers.

Und dann sprang sie auf, mit einem lauten Aufschrei, das Kristallzepter von sich schleudernd, so daß es auf dem Boden zerbrach. Für eine Sekunde sah ich hinter Ihr Gesicht, hinter die verräterisch schöne Larve Ihres vollkommenen Körpers und spürte Ihren Geist, menschlich zwar, doch zu unendlicher Bösartigkeit pervertiert. Dann schleuderte die eisige Glut Ihrer Medusenaugen mich rückwärts auf den Boden. Das Mädchen hinter mir schrie laut auf. Durch die wallenden Nebel, die mein Bewußtsein umwogten, hörte ich Ihre Stimme ärgerlich erklingen: „Ihr Narren! Das ist der Falsche! Und doch der Richtige! Was habt ihr mir für einen verfluchten Zwitter in meine heilige Halle gebracht? Fort mit ihm, sein Anblick beleidigt meine Augen!“

Schwerbewaffnete und gepanzerte Gardisten ergriffen meine Arme, zerrten mich hoch, rücksichtslos, brutal. Ich spürte einen harten Schlag und versank endgültig in Bewußtlosigkeit.

Um mich herum waren Kälte, Dunkelheit und Nässe. Aber nicht diese Dinge waren es, die mich aufweckten. Irgendetwas berührte meinen Arm, und dann bohrten sich kleine, scharfe Zähne schmerzhaft in das Fleisch. Mit einem wütenden Schrei fuhr ich auf und schleuderte das Ding von mir. Sein grauschwarzer Körper flog durch die Luft und prallte gegen eine nackte Steinwand, wo das Rückgrat mit leisem, häßlichem Knacken brach. Die Ratte gab ein kurzes, schrilles Wimmern von sich, dann war sie tot.

Verflucht, diese ekelhaften Nagetiere schienen überdimensional aufzutreten!

Dieser Gedanke brachte mir mit einem Schlag die Ereignisse der kürzesten Vergangenheit ins Gedächtnis zurück. Ich schloß die Augen, lehnte den Kopf an die Steinwand und spürte, wie ich zitterte – vielleicht wegen der Kälte,

# Das Ich-Problem

zumindest wollte ich das im Sinne meines Selbstwertgefühls voraussetzen. Für mich ganz persönlich war der Tag des Yuga angebrochen, der Tag, von dem die Weisen behaupten, daß man ihn erst erkennen würde, wenn er vorbei wäre, weil er, wie jeder andere Tag, Anfang und Ende der Schöpfung in sich berge. Aber noch war, wenn mein Zeitsinn und mein geringes Gespür für Schicksalsläufe mich nicht trogen, dieser Tag nicht vorbei. Und doch hatte ich ihn als solchen erkannt oder zu erkennen geglaubt. Vielleicht irrte ich, aber wenn ich mich nicht täuschte, bot das Anlaß zur Hoffnung. Mein persönliches Armageddon war gebrochen, und weil ich nun kein Gott oder Halbgott war, standen meine Chancen schlecht. Doch ich hatte den Tag des Yuga erkannt, und vielleicht vermochte ich ihn zu überleben, wenn meine Welt ihn schon nicht überstehen konnte oder durfte.

Der mystische, metaphysische Teil meines Geistes räumte dem Rationellen die Herrschaft ein, als ich mir die Frage stellte, wie ich eigentlich aus diesem Verlies – denn nichts anderes konnte mein derzeitiger Aufenthaltsort sein – herauskäme. Mein erster Gedanke in dieser Richtung galt der .38. Ich griff in die Tasche meines Bademantels. Tatsächlich: die Waffe war noch da. Ich ließ die Trommel aufschlagen, fühlte mit den Fingern über die Kammern: fünf waren geladen, die sechste, auf der der Hammer ruhte, war leer. Ich schloß die Trommel wieder und achtete darauf, daß der Hammer wieder auf der leeren Kammer zu liegen kam. Nun fühlte ich mich irgendwie wohler. Wenn sie mich nicht in diesem verlassenem Raum an Hunger und Durst sterben lassen wollten, müßten sie sich irgendwann einmal zeigen. Und das würde einigen von ihnen, vermutlich fünf Leuten, nicht sehr gut bekommen.

Leute hypnotisieren und einsperren ist ein Ding, eine mittelschwere Bleivergiftung zu bekommen ist ein anderes. Und von einigen Wesen konnte ich mir vorstellen, daß eine Unze zusätzlichen Gewichtes in Schwermetallen im Magen für sie nicht gerade verträglich war.

Meine Überlegungen wurden unterbrochen, als irgendetwas metallisch klickte. Ein Schlüssel im Schloß, kombinierte ich kriminali-

stisch zutreffend. Knarrend sprang die Tür auf, und der ungewisse, zitternde Schein einer blakenden Fackel fiel auf mich. Ich sprang auf – oder vielmehr: Ich wollte aufspringen, aber ich hatte mich wohl ein wenig überschätzt, denn meine Beine spielten nicht so ganz mit, und ich sank wieder zusammen. Dafür kamen zwei dieser Gorilla-Dinger hereingeschlendert, ergriffen mich unter den Achselhöhlen, rissen mich unsanft nach oben und zerrten mich aus der Zelle. Ich ließ alles willig mit mir geschehen, achtete aber darauf, daß ich meine Hand nahe an der Waffe behielt.

Im Gang war es überraschend hell, obwohl die Fackeln die einzige Beleuchtung bildeten. Ich knieff zuerst die Augen zusammen, bis meine Netzhäute sich an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Dann sah ich mich um.

---

**„Was habt Ihr vor?“  
fragte ich.**

**„Den Befehl der  
Königin Durandot  
erfüllen, nichts  
sonst.“**

---

Vor mir standen zwei Radici und ein anderer Mensch, auch schwarz gekleidet, aber wohl ziemlich hochgestellt – er war groß, breitschultrig und weißhaarig, und ein langer, schwarzer Umhang, an den Rändern mit Purpur besetzt, umhüllte sein Gesicht. In der Hand hatte er eine lange Peitsche, und sein Gesicht wurde von einer silbernen Maske bedeckt, so daß ich seine Züge nicht erkennen konnte. Aber die Züge auf der Maske reichten mir: Sie wirkten so plastisch, als seien sie belebt, und sie waren ebenso grausam wie entstellt. Der Mann hatte entweder einen gesunden Sinn für Psychologie und Einschüchterungsmöglichkeiten, oder sein wirkliches Gesicht sah noch schlimmer aus.

Neben ihm stand das Mädchen, das mich in Pöselndorf abgeholt hatte.

„So, das ist er also“, sagte der

Maskenträger. Er sprach zu dem Mädchen, aber er sah sie nicht direkt an. „Und was ist an ihm so Besonderes, Djara?“

Sie zuckte die Schultern zu einer Geste, mit der sie sich vergeblich bemühte, Hochmut auszustrahlen. Ihr Gesicht war geschwollen, wie von Schlägen, und ihre Kleidung war teilweise zerrissen.

„Nun, es ist ja nicht wichtig“, sagte der Maskierte. „Sterben muß er ohnehin, und er ist nicht der erste Namenlose, der in diesen Verlies ums Leben kommt.“

Ich schauderte und die beiden Borillas verstärkten ihre Griffe um meine Arme.

„Was habt Ihr vor?“ fragte ich.

„Den Befehl der Königin Durandot erfüllen, nichts sonst“, erklärte der Mann freundlich. „Wenn ich dich so sehe, glaube ich wirklich, daß an dir nicht viel dran ist, obwohl der Kvarch vor Angst zitterte, als er bis zum Thronsaal stürmte – eine unverschämte Frechheit von diesem Vieh, das nur nebenbei. Auch auf die Radici hast du ja ziemlich Eindruck gemacht, obwohl sie sich nicht ganz so sicher waren, ob du nur verrückt oder auch gefährlich bist. Na, die Radici sind ja ohnehin übervorsichtig.“

Die beiden anderen sahen ihn unwillig von der Seite an, wagten aber wohl nicht, aufzumucken. Ich überlegte mir, ob ich die internen Zwistigkeiten dieser Leute für meine Zwecke ausnutzen konnte, sah dann aber keine Gelegenheit, solche Pläne in die Tat umzusetzen. Es wäre viel zu schön und auch zu einfach gewesen.

„Ihr wißt ja gar nicht, was Ihr macht, wenn Ihr ihn tötet“, sagte Djara.

„Oh doch, das wissen sie sehr wohl“, hörte ich mich sagen. Dann trat ich dem einen Gorilla an die Stelle, wo es jedem Gorilla sehr weh tut, auch wenn er kein echter Gorilla ist. Er fuhr wimmernd zur Seite. Unter Aufbietung all meiner Kräfte riß ich meinen anderen Arm los, wobei mir wohl auch das Überraschungsmoment zugute kam, denn das Vieh war verteufelt stark. Dann hatte ich den Revolver in der Hand und machte ein klein wenig Feuerwerk.

Ich will mich nicht selbst loben, aber ich verstand es, mit dem Ding umzugehen, obwohl die Waffe ziemlich leicht war und der Rück-

stoß entsprechend groß. Mein erstes Opfer war der unverletzte Gorilla, den ich da erwischte, wo er sein Gehirn haben mußte. Sein Schädel war recht stabil, und er schien ziemlich zäh zu sein, aber seine Ganglien vertrugen die Frischluft nicht, die mein Schußkanal erzeugte. Ich sah mir gar nicht erst an, wie er umkippte, sondern ging sofort in Positur und nahm mir die anderen vor. Der nächste war der links stehende Radici, ein ziemlich gewagter Schuß, weil das Mädchen halb vor ihm stand. Er war fünf Schritt entfernt, und deshalb zielte ich auch nicht auf seinen Kopf, sondern auf den Leib. Eine .38 ist kein Mannstopper, aber um einen normal gebauten Menschen mittels eines direkten Körpertreffers umzublasen, reicht es auch bei ihr aus. Ich erwischte den Schwarzgekleideten am rechten Lungenflügel, und noch bevor ich das rote Arterienblut aus der Wunde spritzen sah, wußte ich, daß er es nicht sehr lange überleben würde. Dem silbermaskierten Typ jagte ich eine Kugel in den Magen, dann nahm ich mir den letzten Radici vor. Leider kam mein erster Schuß nicht richtig an, denn er hatte sich zur Seite geworfen; dafür erwischte ich ihn mit dem zweiten.

Jetzt erst fiel mir auf, daß der Silbermaskierte immer noch auf den Beinen stand, obwohl er das nach den Gesetzen der Medizin, der Kinetik und Ballistik gar nicht mehr hätte tun dürfen. Ich war so überrascht, daß ich noch mal gegen ihn abdrückte und dabei ganz vergaß, daß ich keine Kugel mehr in der Trommel hatte.

Er lachte hämisch.

„Nicht schlecht, mein Junge, aber solche Tricks ziehen hier nicht.“

„Wie du meinst“, sagte ich und stürmte in einem Anflug von ziemlich wahnsinnigem Heldenmut auf ihn los, dabei den Revolver halb in der Hand drehend, damit ich ihn als Schlaginstrument verwenden konnte. Ich kam aber nicht dazu, ihm einen Schlag zu verpassen, denn er hatte dieselbe Absicht, und er war schneller. Ich fand mich irgendwo am Fußboden wieder und stellte fest, daß mein Kopf ganz gewaltig dröhnte. Zwischen meinen Zähnen knirschte etwas, und auf meiner Zunge lag ein Geschmack von bitterem Blut.

Noch bitterer schmeckte allerdings die Niederlage.

„So“, sagte er nur und hob die Peitsche. Ich hatte es gottseidank noch nie gesehen, aber ich wußte, daß man mit einer Peitsche jemanden genauso gut umbringen konnte wie mit einer Stahlstange oder einem Messer – nur langsamer und grausamer. Und das hatte er offensichtlich vor.

„Nein!“, schrie das Mädchen und hängte sich an seinen Arm, aber er wischte sie mit einer Handbewegung zur Seite. Ich wollte die kleine Pause nutzen, um auf die Beine zu kommen, obwohl mir das auch nicht sehr viel geholfen hätte, aber mein Kopf schmerzte wie irrsinnig und ich fühlte einen schlimmen Schwindelanfall. Vermutlich eine kleine comotin.

Und dann war da ein messerscharf zuckender Schmerz, der sich

---

### **Und dann war da ein messerscharf zuckender Schmerz, der sich über meine ganze Brust ver- breitete.**

---

über meine ganze Brust verbreitete, der Schmerz einer Peitschenschnur, die meinen Bademantel und den Pyjama aufgerissen und auch die Haut darunter nicht verschont hatte, wie ich an dem plötzlichen Gefühl klebriger Wärme erkannte. Und dieser Schmerz war nur der erste einer ganzen Serie von weiteren, die mich langsam zerfetzten, in meine einzelnen Bestandteile zerlegen würden, bis ich nur noch aus einem abgenagten Skelett bestand.

Eine mit Eisendraht verflochtene Peitsche konnte, bei sachkundiger Anwendung, ein menschliches Skelett genauso säuberlich abschälen wie ein Haufen Piranhas – nur eben nicht so schnell.

Irgendwo war plötzlich ein wütendes Fauchen, und der nächste Schmerz blieb aus. Ich schaffte es, mich halb aufzurichten.

Direkt vor mir, wie aus dem Nichts, war ein riesenhafter schwar-

zer Panther erschienen, eine geschmeidig-schöne Raubkatze mit samtig schimmerndem Fell und tödlich weißen Zähnen.

„Aha!“ rief der Maskierte. „Das ist ein anderes Spiel!“

Der Panther antwortete begrifflicherweise nicht darauf. Er machte sich nur sprungbereit. Sein Gegner riß mit der linken Hand eine kleine dicke Röhre aus dem Gürtel und richtete sie auf das Tier. Sollte das irgendeine Waffe sein? Bläuliches Licht überflutete den Panther, schien ihm aber keinen Schaden zuzufügen. Und dann sprang er.

Der Silbermaskierte wäre tot gewesen, wenn Zähne ihn zu töten vermocht hätten, aber etwas Großes, Braunschwarzes warf sich in die Flugbahn der Katze. Der Panther drehte sich im Sprung halb um die eigene Achse und tötete das Gorilla-Ding mit einem einzigen Prankenschlag, aber dadurch verfehlte er den Mann. Dieser ließ die Peitsche vorzucken und versetzte dem Tier einen wilden Hieb quer über die empfindliche Schnauze. Der Panther stieß ein Wutgebrüll aus und griff erneut an, aber nun war der Gang plötzlich voller Leute, Radici mit Stangen und Speeren, und auch Gorilla-Dinger.

Der Maskierte brüllte etwas wie: „Bringt ihn noch nicht um! Ich will ihn lebend!“ Ich sah, wie ein paar Radici mit den stumpfen Seiten ihrer Speere auf den Panther losgingen. Er tötete einen oder zwei, aber die anderen schlugen unvermindert wütend auf ihn ein. Und dann hatte ich einen kurzfristigen Blackout.

Verwirrend rasche Szenenwechsel schienen an diesem Tage mein Schicksal zu sein. Als ich wieder zu mir kam, war ich an eine Wand gekettet, und zwar mit Hand- und Fußgelenken. Da ich wohl eine ganze Weile schlaff so gehangen hatte, waren meine Gelenke entsprechend wund und aufgerissen. Ich trug nur noch meine Pyjamahose. Über meine Brust, den Hals und teilweise auch über das Gesicht liefen die Striemen der Peitsche. Die Wunde waren verschorft, aber sie schmerzten noch.

Links vor mir lag der Panther. Er trug einen Maulkorb, und seine Vorder- und Hintertatzen waren dick bandagiert. Auch er war an die Wand gefesselt, mit einer kurzen Kette, die um seinen Hals ging.

Neben ihm war das Mädchen Djara festgekettet, auf dieselbe Art wie ich. Sie war halb nackt, und ihr Körper wies die Spuren von Schlägen auf. Der im allgemeinen unterdrückte romantische Teil meines Geistes kam um die Feststellung nicht herum, daß sie sehr schön war.

„Das hat mir vor einiger Zeit mal eine befreundete Wesenheit prophezeit“, sagte eine Stimme. „Baghira, der Panther, mit Maulkorb und bandagierten Tatzen, bewaffnet mit nichts als seinem Spott, und das ist keine geringe Waffe. Es fehlt nur noch mein Minotaurus.“

„Was kannst du spotten, Lord!“ rief Djara vorwurfsvoll. Zu meiner Überraschung redete sie mit dem Panther, und jetzt erst fiel mir auf, daß außer uns niemand in dem Raum war und es demzufolge das Tier gewesen sein mußte, das da gesprochen hatte. „Wir sind gefangen im Verlies einer Todfeindin und sollen während ihres Festes auf eine sicherlich barbarische Weise geopfert werden, und du spottest deiner selbst!“

„Warum nicht?“, fragte der Panther. „Wird doch der Spott in absehbarer Zeit meine einzige Waffe sein, also muß ich ihn üben.“

„Aber warum nimmst du nicht menschliche Gesalt an, Baghira, und löst deine Fesseln?“

Ich atmete überrascht ein. Das war also Baghira, mein Baghira, oder zumindest der meiner Träume? Nun, eigentlich hätte ich schon früher darauf kommen müssen, denn schließlich war ich es ja gewesen, der ihm den Namen und mitunter auch die Gestalt eines Panthers verliehen hatte – in meiner Welt und in meinen Romanen. Und hier war er eben real. So einfach war das. Obwohl es recht warm war, erschauerte ich.

„Ich würde es, wenn ich könnte, aber der Hausmeister der Königin hat mich mit einem Bann belegt.“ Baghira lachte belustigt. „Oh, dieser Narr! Er zwingt mich in diese Gestalt, aber er weiß nicht, daß er mich hierin nicht töten kann.“

„So bist du als Panther unsterblich?“ fragte ich.

„Nein, mein Freund“, entgegnete Baghira, ohne sich durch meine Frage sonderlich überraschen zu lassen. „Man kann mich physisch vernichten, aber nicht meinen Geist. Indes“, er verzog die Lippen

zu einem Äquivalent menschlichen Lächelns, „freut es mich gerade, dich dabei zu haben. Würde ich so getötet, könnte ich meinen Geist bewahren und mir einen neuen Kreuzweg suchen, wo ich auf Zeit und Traumstoff einen neuen Körper oder die Hülle eines Traumes formen würde. Doch das dauert seine Zeit, und Zeit ist ein kostbares Gut, wenn Freunde in Not sind. Nun habe ich einen Katalysator kosmischer Kraft direkt bei mir, und Sie war zu verblendet, es zu erkennen! Hah, sie sollen kommen und mich töten wollen!“

Als hätte man nur auf seine Worte gewartet, ging an der gegenüberliegenden Seite des Raumes eine Tür auf, und mehrere Radici traten ein, schwerbewaffnet und in Begleitung einiger Gorilla-Dinger. Der Silbermaskierte führte sie an, und Baghira knurrte wütend bei seinem Anblick. Die Leute verteilten sich an den Wänden und ein paar kamen auf uns zu. Sie lösten Baghiras Kette, langsam, zögernd und sehr vorsichtig. Der geschmeidige Pantherkörper reckte sich, aber noch sprang der Lord seine Feinde nicht an.

„Nun, Szduna, welchen Tod erachtest du meiner würdig?“

„Sieh selbst, Lord!“

Ein Wink des Mannes, und eine neue Tür öffnete sich, eher noch ein Portal. Eine gewaltige Gestalt stürmte heraus, ein Auerochse, sicherlich mehr als sieben Meter lang, mit riesigen, scharfen Hörnern und kahlem Kopf. Kleine, tückische Augen blinzelten verwirrt, und scharfe Hufe kratzten über den Marmorboden, daß die Funken stoben. Ein leuchtender Vorhang fiel von der Decke herunter und schirmte die an den Wänden stehenden Menschen und nichtmenschlichen gegen die Bestie ab, und auch Djara und mich. Nur Baghira stand innerhalb dieses Lichtkreises dem Minotaurus gegenüber.

„Sei gegrüßt, alter Freund“, sagte Baghira. „So treffen wir uns doch noch in einer Arena! Weißt du, vor langer Zeit versprach ich jemandem deinen Kopf, und nun habe ich ihn vor mir – doch leider habe ich keine Träger, um die Trophäe wegzuschaffen. Aber ich werde wiederkommen und sie mir holen.“

Der Silbermaskierte lachte, und der Minotaurus kam langsam und

mit gesenkten Hörnern auf Baghira zu. Dieser bleckte hinter seinem Maulkorb die Zähne und sprang vor. Sein Gegner verharrte, wich aber nicht zurück, sondern erwartete den Angriff gelassen. Jedoch Baghira sprang nicht, sondern wich mit einer tänzelnden Bewegung zur Seite aus.

„Dein Fell, mein Guter, ist dicht und zottelig“, höhnte er. „Nur auf dem Kopf scheint es nicht gut zu wachsen, aber dazu hast du ja deine Hörner. Soll ich sie dir abbrechen, damit du dir damit das Ungeziefer zwischen den Zähnen hervorklauben kannst?“

Der Minotaurus reagierte nicht darauf, ob er nichts zu erwidern hatte oder auch keiner Sprache mächtig war, vermochte ich nicht zu beurteilen. Jedoch kam er immer näher, und schon bald berührten Baghiras Hintertatzen den leuchtenden Vorhang. Kleine Flämmchen knisterten und blendeten mich kurz. So sah ich nicht, wie der Lord elegant auswich, scheinbar zur Seite des Minotaurus wollte, und dann, als dieser den Kopf in seine Richtung wandte, gewandt zwischen den gespreizten Vorderhufen des Wesens hindurchschlüpfte, dabei nicht mehr als ein paar nachtschattenschwarze Haare einbüßend.

Der Wutschrei des Stierähnlichen ließ die Wände erzittern.

„Nun, was ist?“ fragte Baghira. „Gefällt dir dieses kleine Versteckspielchen nicht? Würdest du lieber als eine Wermäuse in die Luft flattern und dir deine Beute suchen? Panther sind nichts für Wermäuse, mein Freund, das laß dir im Guten gesagt sein – Panther sind Katzen. Miau!“

Der Minotaurus stürmte mit rotgeränderten Augen auf den Panther zu, aber wieder wich Baghira aus, und sein Gegner prallte mit voller Wucht in den Lichtvorhang. Eine meterhohe Stichflamme sprang über, und es roch nach angesengtem Fleisch. Der Minotaurus wies an den Vorderläufen und der haarlosen Stirn große Brandwunden auf, und eines seiner Hörner war nur noch ein Stumpf.

„Dies ist nicht dein Kampf“, sagte Baghira. „Ich will ihn für dich beenden!“ Und bevor der andere etwas unternehmen konnte, sprang er ihn an – aber genauso berechnet, daß das noch unverwundete spitze

Horn sich mitten durch seinen schlanken, schwarzen Körper bohrt. Ein wütendes Fauchen, triefendes Blut – der Minotaurus schüttelte den Kopf und schleuderte die Last in die Ecke. Nach einem letzten Zucken des Schwanzes erstarb die Panthergestalt. Mir war, als hätte sich das Horn durch mein eigenes Fleisch bis zum Rückgrat gebohrt. Eine mächtige, schwarze Wolke umschattete meinen Geist – und zerbarst dann, als etwas Neues, anderes in mir aufstieg und ich nicht mehr ganz ich selbst war, oder vielmehr doch noch, nur eben mächtiger, stärker und mit einem fremden Bewußtsein in mir.

„Das besiegelt euer Schicksal!“, schrie ich und schüttelte wild die linke Hand. Klirrend fielen die Ketten. Ein kurzes, hartes Wort – und auch Djaras Ketten fielen. Sie eilte zu mir.

In der Arena richtete sich der tote Panther auf. Sein Kopf zuckte hin und her. Der Maulkorb fiel, wie von Geisterhand bewegt. Mit den Zähnen riß er sich die Bandagen von den Tatzen, und dann, bevor Szduna den Lichtvorhang beseitigen und dem Minotaurus zu Hilfe eilen konnte, sprang Baghira – oder die körperliche Hülle, die einmal Baghira gewesen war – ihn an. Sein Fauchen vermischte sich mit dem tierischen Aufschrei der gequälten Kreatur, als mörderisch scharfe Zähne sich in die zottelige Kehle des Minotaurus bohrten.

„Und nun zu euch“, sagte ich. Der Lichtvorhang brach in sich zusammen wie ein Springbrunnen, dem das Wasser abgestellt worden war. Einen scheuen Bogen um den verendenden Minotaurus und seinen jetzt wirklich toten Gegner machend, strömten die Zuschauer, die Radici und die Gorilla-Dinger dem Ausgang zu.

„Narren! Haltet ihn auf! Ergreift ihn und das Mädchen! Tötet sie!“, schrie Szduna. Doch war man anscheinend nicht gewillt, seinem Befehl Folge zu leisten.

„Versuch es doch selbst“, höhnte ich. Dann hetzte ich durch den Raum, aber Szduna war nicht mein Ziel. Ich sprang einen der fliehenden Radici an, drehte ihm das Gesicht auf den Rücken und riß ihm das Schwert aus der Scheide.

„Er hat eine Waffe“, murmelte einer der bunt gekleideten Barbarfürsten vor mir. „Nun wird er

tödlich!“

„Sehr richtig“, schnaubte ich und griff ihn an. Ich war mir gar nicht bewußt, jemals eine gewisse Fertigkeit im Umgang mit dem Schwert gehabt zu haben, aber es war auch ein fremder Geist, der mich lenkte und meine Handlungen koordinierte. Der Barbar kreuzte seine Klinge zweimal mit der meinen, dann hackte ich ihm die Schwerthand ab und sah mitleidlos zu, wie er zu Boden ging. Ich tauchte meine Hand in sein Blut und hob sie hoch.

„Ich bin gekommen, um einige von euch in den Orcus zu schicken“, verkündete ich. Ein Strahl grellroten Leuchtens ging von meiner Hand aus, und die, die davon erfaßt wurden, gingen wimmernd und zuckend zu Boden. Ich ließ den Strahl zu Szduna wandern, aber von der hünenhaften Gestalt prallte er harmlos ab.

„Nun, Hexenmeister, vielleicht schmeckt dir mein Stahl besser?“ fragte ich.

Das Schwert in der rechten, die Peitsche in der anderen Hand stürzte der Hausmeister der Königin Durandot auf mich zu. Ich unterließ die zuckende Zunge aus Leder und Stahldraht, dann klirrten unsere Schwerter aufeinander. Weil wir so dicht beieinander standen, konnte Szduna seine Peitsche nicht mehr einsetzen. Wir tauschten ein paar wütende Hiebe aus. Er war stärker als ich, aber mit dem fremden Geist schien sich eine katzenhafte Gewandtheit und Zähigkeit in mich übertragen zu haben, so daß ich allein seinen Attacken ausweichen konnte und auch noch Zeit zu schnellen Gegenstößen fand. Immer wütender und ungeholter wurden die Schläge meines Feindes, bis ich einen ins Leere gehen ließ und ihm anschließend das Schwert aus der Hand schlug. Mein nächster Schlag, noch in derselben Bewegung ausgeführt, traf sein Gesicht und fetzte ihm die silberne Maske herunter.

Darunter war – nichts als ein blutiges Gewirr aus Fleisch und Knochen, in dem ich rote Adern pulsieren sah. Dieser Mann hatte wirklich kein Gesicht mehr, oder nichts, was man auch nur entfernt so hätte bezeichnen können. Welche Wunde er damals empfangen hatte und wie er sie überlebt hatte, wagte ich nicht zu sagen.

Szduna wandte sich dem Ausgang zu und floh. Da in dem Augenblick frische Kämpfer auf dem Feld erschienen, verzichtete ich darauf, ihm zu folgen. Stattdessen lief ich zu Djara und nahm sie an der Hand.

„Wir müssen weg“, keuchte sie.

„Keine Sorge“, beruhigte ich. „Ich habe einen Kreuzpunkt hier gefunden.“

Ich schloß die Augen und überließ meinen Geist ganz dem Fremden und doch so verwandten Teil, der mich beherrschte, der neue Kanäle aufschloß und mir unbekannte Energien in diese Kanäle leitete, der die Struktur des Kosmos auf einem kleinen Raum veränderte und damit einen Durchgang, einen Fluchtweg schuf.

Um uns herum verblaßten die Konturen der Angreifer, wurden zu unscharfen Schemen: Schatten im Zwielficht. Und dann ging eine Sonne aus, und mit ihr verschwanden die Schatten.

Willkommene Dunkelheit.

Ich spürte die unangenehme Kälte, die Schärfe des Grases an meinen nackten Füßen, das Licht einer fremden Sonne, das mir schmerzhaft in die Augen stach. Djara drängte sich dicht an mich, auf der Suche nach Schutz oder Wärme, vielleicht auch nach beidem. Ihrer nackten Haut entströmte ein kaum wahrnehmbarer Duft, der mir nicht ganz unbekannt war und der meine Sinne anregte...

Ich schob den Romantiker in mir in die hinterste Ecke meines Ichs, wo er noch ein paar Minuten machtlos grollte.

„Baghira?“, fragte Djara scheu.

„Nein, Christian“, sagte ich. „Er war bei mir – in mir, in der Halle, aber jetzt ist er verschwunden. Ich fühle ihn zumindest nicht mehr. Was war das?“

„Eine Bewußtseinsprojektion.“ Ihre Stimme klang sachlich, fast geschäftsmäßig. „Er bediente sich Eures Geistes und Eures Körpers. Ihr müßt ihm nahe verwandt sein, Sir Christian, sonst wäre dieser Trick nicht gelungen.“

„Das mag sein“, sagte ich. „Aber was machen wir nun? Baghira hat sich zurückgezogen, und ich stehe fremd und hilflos in einer unbekanntem Welt.“

„Er wird wiederkommen.“ Djaras

Vertrauen erschien mir naiv, aber nur solange, wie ich nicht an Baghiras merkwürdige Fähigkeiten dachte – an die Fähigkeiten meines Baghiras. Ob sie mit denen des echten übereinstimmten oder sich von ihnen unterschieden, wußte ich nicht. Ich hoffte nur, daß es nicht so war.

„Vielleicht ist das eine Welt, die auch für ihn fremd oder gar feindlich ist, und er braucht entsprechend länger, um sich zu materialisieren oder anders zu manifestieren. Wir müssen versuchen, ihm irgendwie zu helfen.“

Bevor ich das „wie“ des „irgendwie“ näher zu durchdenken versuchte, ließ ich den Rationalisten aus mir sprechen und sagte: „Zuerst einmal müssen wir weg von hier. Mir ist ziemlich kalt, und ich habe seit einiger Zeit nichts mehr zwischen die Zähne bekommen. Wir müssen sehen, daß wir uns irgendwo Kleidung und Nahrung, vielleicht auch Waffen besorgen.“

Hier gab Djara mir vollkommen recht, und so machten wir uns auf den Weg.

Wir wanderten über eine große, flache Ebene, bestanden mit kurzem und scharfem Gras. Schon bald waren unsere nackten Füße wund und die Haut zerfetzt. Ich riß einen breiten Streifen Stoff aus dem Bein meiner Pyjama-Hose und wickelte es um Djaras und meine Füße, aber die weiche und dünne Seide war nicht gerade dazu geschaffen, als Schuhersatz zu fungieren, und so brachte uns diese Hilfsmaßnahme nur kurzfristig Erleichterung. Dafür stieg die blutrote Sonne langsam höher und es wurde wärmer, so daß wir wenigstens nicht Gefahr liefen, zu erfrieren oder uns zumindest eine anständige Erkältung zu holen.

Nach einiger Zeit sahen wir eine Herde von Vögeln über die Ebene laufen. Sie ähnelten Flamingos, aber sie schienen größer zu sein, und ihr Gefieder war nicht von dem typischen zarten Rot. Ich sah mich nach einer Decung um, aber Djara lächelte.

„Wenn es Tiere sind, haben wir von ihnen nichts zu befürchten, und wenn Menschen oder andere Intelligenzen dabei sind, haben sie uns sowieso schon gesehen.“

Das war ein sehr logisches Argument, aber ich bedauerte trotzdem, meine .38 nicht dabei zu haben.

Ob es nun Tiere, Reittiere vernunftbegabter Wesen oder selbst solche waren, auf jeden Fall kamen sie mit ihren grotesk anmutenden Sprüngen direkt auf uns zu, nicht besonders eilig, aber doch erheblich schneller, als wir hätten fliehen können. Also warteten wir auf sie, ich erheblich beunruhigter als Djara, aber was blieb mir auch anderes übrig?

Als sie näher kamen, erkannten wir, daß es tatsächlich Reittiere waren. Menschen saßen auf ihren Rücken, ohne Sättel und Zaumzeug. Mir war schleierhaft, wie sie die Vogelwesen lenkten. Oder hatten sie irgendeine geheimnisvolle, mystische Methode, Gedankenübertragung vielleicht? Djara runzelte die Stirn. „Ich glaube, ich kenne diese Menschen“, sagte sie.

Jedenfalls machten sie einen friedlichen Eindruck. Waffen schie-

---

**Sie sah mich überrascht an, dann lachte sie. „Sicher, ich vergaß, daß Ihr Baghira sehr ähnlich sein müßt...“**

---

nen sie nicht zu haben, abgesehen von langen, dünnen Stecken. Es waren fünf, zwei Männer und drei Frauen. Ihre Vögel waren größer als die anderen, die reiterlos mitliefen, und sehr schön. Die Menschen selbst waren klein und zart gebaut. Sie hatten eine helle Hautfarbe, lange Haare und freundliche Augen. Bekleidet waren sie mit weiten, wallenden Federgewändern. Ihr Anführer richtete eine Frage an Djara, die diese in derselben Sprache beantwortete. Ich verstand natürlich kein einziges Wort.

Nach einiger Zeit wandte das Mädchen sich an mich.

„Wir hatten Glück“, sagte sie. „Dies ist eine Welt, die sehr hoch auf der Spirale des Kosmos liegt, wenn auch nicht an deren Ende, wie beispielsweise Arkai. Die Menschen sind eine friedfertige und freundliche Rasse. Sie kennen Baghira und die Großräumer von

Arkai, auch wenn nur flüchtig, und sie sind bereit, uns zu helfen.“

„Wie wollen sie das machen?“, fragte ich.

„Diese hier sind nur Hüter der Herde von Asfuls; Hirten, könnte man vielleicht sagen, obwohl das nicht ganz richtig ist. Wenn ich sie nicht mißverstanden habe, sind die Vogelwesen halbintelligent und leben mit den Menschen in einer Art Symbiose. Sie werden uns zu ihrer Siedlung bringen.“

„Schön“, sagte ich, weil mir nichts anderes einfiel.

Einer der Männer brachte zwei Asfuls herbei und bedeutete Djara und mir, sie zu besteigen. Ich tat es, wenn auch ein bißchen zögernd. Kaum hatte ich das weiche, flaumige Gefieder berührt, als ich auch schon etwas wie eine Stimme in meinem Kopf hörte.

„Ich bin ein Freund“, sagte ich lautlos. „Ich werde dir nichts tun.“

„Es ist gut, Mensch-Freund-Ding“, sagte das Vogelwesen mit seiner telepathischen Stimme. Sie klang fremdartig, aber ich konnte sie zu meinem Erstaunen recht gut verstehen. „Du gehörst nicht zu den Mensch-Freund-Bewacher-Dingern?“

„Nein, aber sie wollen mir und meiner Gefährtin helfen.“

Mein stummes Gespräch wurde von Djara unterbrochen.

„Unser Führer sagt, er wird sich um Euren Vogel kümmern, Sir Christian. Ihr müßt Euch nur so ruhig wie möglich verhalten.“

„Aber ich verstehe mich mit dem Tier – mit dem Wesen, meine ich – hervorragend.“

Sie sah mich überrascht an, dann lachte sie. „Sicher, ich vergaß, daß Ihr Baghira sehr ähnlich sein müßt – warum sollt Ihr nicht auch die Kunst der lautlosen Verständigung beherrschen? Paßt auf!“ Sie sah mich durchdringend an. „Könnt Ihr mich verstehen?“

„Natürlich“, sagte ich, „ich bin ja nicht plötzlich taub geworden!“

Wieder lachte sie, und ich verstand den Grund ihrer Heiterkeit nicht, bis mir auffiel, daß sie die Lippen nicht bewegt hatte...

Die Vogelreiter sahen mich anerkennend, fast respektvoll von der Seite an.

„Es ist selten, daß einer die stumme Kommunikation fast sofort beherrscht“, sagte einer von ihnen in der Geistsprache. „Ihr müßt

ein bedeutender Mann sein, Fremder, vielleicht auch einer der Träumer von Arkai?“

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin nur ein müder, verletzter, frierender und hungriger Wanderer“, entgegnete ich.

Telepathisches Lächeln schlug mir wie eine warme, freundschaftliche Woge entgegen. „Verzeiht, wir haben unsere Gastgeberpflichten vergessen. Folgt uns!“

Der Mann, der für uns die Vögel ausgesucht hatte, und eine der Frauen ritten voran, während Djara und ich ihnen folgten. Die Vögel begriffen von selbst, welchen Weg sie einzuschlagen hatten, gedankliche Anweisungen waren kaum nötig. Ich war froh darüber, mich nicht so auf den Ritt konzentrieren zu müssen, gab mir das doch Gelegenheit, das neu entdeckte Phänomen geistig zu verarbeiten. Ich hatte an mir noch nie telepathische oder ähnliche Fähigkeiten entdeckt, obwohl ich, wie jeder Mensch, manchmal von einem unheimlich sicheren, beinahe untrüglichen Instinkt geleitet wurde – aber eben nur manchmal. Ob die Parapsychologien, die am wenigsten anerkannten Wissenschaftler unseres Jahrhunderts, am Ende doch recht gehabt hatten, wenn sie behaupteten, jeder Mensch verfüge über latente ESP-Fähigkeiten? Hatte es erst eines interdimensionalen Durchganges bedurft, oder eines merkwürdigen Zaubers wie dem in Durandots Burg, um diese latent schlummernden Kräfte in mir zu wecken? Oder waren einfach die Umweltbedingungen auf der Erde nicht dazu angetan, solche Möglichkeiten und Fähigkeiten zu entwickeln?

„Vielleicht“, sagte Djara, die einige meiner Gedanken aufgefangen zu haben schien. „Ich kenne Eure Welt nur flüchtig und von einem einzigen Besuch, aber es ist eine beängstigende Welt, sehr mechanisiert und irgendwie kalt, feindselig.“

Damit hatte sie eigentlich nicht einmal unrecht.

Wir erreichten die Siedlung in recht kurzer Zeit. Die grazil wirkenden Vögel legten ein erstaunliches Tempo vor. Vielleicht witterten sie einen Stall und reichhaltige Nahrung? Wenn sie genau so ausgehungert waren wie ich, dann war es

kein Wunder, daß sie so rannten. Aber ich bezweifelte es.

In der Siedlung wurden wir freundlich aufgenommen. Man stattete uns mit neuer Kleidung aus: Hemden und Hosen aus fein gegerbtem Leder, dazu Federmäntel, die irgendwie grotesk wirkten, die aber warm und bequem waren. Dann erhielten wir auch ein ausgedehntes Mittagmahl vorgesetzt.

Während des Essens gab Djara einen kurzen Abriss unserer Erlebnisse. Ich überließ das Reden ihr, weil ich die vokale Sprache der hiesigen Menschen nicht kannte, und weil ich mich in der Geistesprache immer nur mit einem gleichzeitig unterhalten konnte. Die Menschen zeigten sich bestürzt über die Macht und Bosheit unserer Freunde, aber erfreut über unser Entkommen. Besonders traurig wurden sie, als Djara ihnen von Baghiras Ende

---

**„In meiner Welt  
sagen Freunde Du  
zueinander“,  
bemerkte ich.  
„In meiner auch,“,  
sagte Djara...“**

---

verrichtete. Nur die Versicherung, der Lord von Maggimore sei nicht tot, sondern werde zurückkommen, und zwar bald zurückkommen, heiterte ihre düsteren Mienen wieder auf.

Nachdem wir gegessen hatten und Djaras Bericht beendet war, zogen die Männer, Frauen und Kinder sich diskret zurück.

„Die Asful-Leute dachten, nachdem wir gegessen und getrunken hätten, hätten unsere Körper auch noch andere Bedürfnisse“, erklärte Djara mir. „Wenn Ihr alleine gekommen wärt, wäre es ihnen eine Ehre gewesen, Euch eine ihrer Frauen anzubieten. Das gehört bei ihnen mit zur Gastfreundschaft.“

„Aha“, sagte ich indigniert. Ähnliche Sitten gab es auch bei manchen Völkern der Erde, nur eben nicht in Europa.

Ein leichter Hauch von Röte zog über die Wangen des Mädchens.

„Wir würden sie tödlich beleidigen, wenn wir die so freundlich angebotene Gelegenheit nicht nutzen würden. Weil wir zusammen kamen, hielten sie uns natürlich für ein Paar.“

„Natürlich“, echote ich, während der Romantiker in seiner Ecke sich bemerkbar machte. Vermutlich hatte ich ihn nicht weit genug verdrängt.

„Wenn Euch die Erfüllung dieser Verpflichtung zu widerwärtig ist...“, sagte Djara mit freundlichem Spott.

„Nein, keineswegs“, sagte ich, räusperte mich und brachte nun meinerseits etwas wie ein Erröten zustande. „Es ist nur so – bitte mißverstehe mich nicht – ich, äh, pflege ein wenig asketisch zu leben, in derlei Beziehungen.“

„Ja, natürlich“, sagte sie. Daß sie auch „natürlich“ meinte, bezweifelte ich.

„Aber andererseits“, murmelte ich und legte einen Arm um sie, „dürfen wir unsere Gastgeber auch nicht beleidigen.“

Wie war das doch mit dem „mit den Wölfen heulen“?, fragte ich mich und überließ dem Romantiker die Herrschaft über meinen Geist. Und meinen Körper, mein ganzes Empfinden und Fühlen, versteht sich.

„In meiner Welt sagen Freunde ‚Du‘ zueinander“, bemerkte ich.

„In meiner auch“, sagte Djara und rückte ein Stück näher.

Ich nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und murmelte: „Dann laß uns Freunde sein.“ Gleichzeitig kam sich der Teil, der derzeit unter dem Romantiker lag, sehr lächerlich vor.

„Du bist der einzige Lichtblick in diesem ghuverfluchten Abenteuer“, sagte ich und küßte sie.

Es blieb nicht der einzige Kuß. Wir waren nahezu ängstlich bemüht, unseren Gastgebern auch nicht die geringste Möglichkeit zu bieten, sich beleidigt oder verletzt zu fühlen.

Gegen Abend meldete Baghira sich. Es kam ziemlich überraschend für mich, als ich plötzlich seine Stimme in meinem Geist hörte, laut und dröhnend wie einen indischen Tempelgong. Netterweise reduzierte er seine telepathische „Lautstärke“ sofort auf ein erträglich-

ches Maß. Ich glaubte, seine körperlose Stimme wirklich zu vernehmen, als er spöttisch sagte: „Entschuldige, Mensch-Bruder, wenn ich dich erschreckte, aber ich wußte nicht, daß du dich so schnell sensibilisieren würdest.“

„Nein, für mich kam es auch ein wenig überraschend. Wie geht es dir?“ Es war das einzige, was mir einfiel. Natürlich wußte ich nicht, daß eine telepathische Unterhaltung allgemein kaum mit Höflichkeitsfloskeln geführt werden kann, weil man dabei genau das „sagt“, was man denkt.

„Gut. Es gab natürlich einen Schock, als ich plötzlich körperlos wurde, aber ich habe ihn längst überwunden. Und ich habe auch schon Pläne. Kannst du deinen Geist weiter öffnen, damit Djara mich auch verstehen kann?“

Ich versuchte es, und es ging überraschend leicht. Ich spürte Djaras komplexes Gedankenmuster in meinen eigenen Ganglien, eine kurze, zärtliche Berührung. Dann bemerkte sie die Anwesenheit eines anderen Geistes, stutzte kurz und erkannte Baghira.

„Hört zu“, sagte der Lord. „Ich habe neue Pläne. Glücklicherweise seid ihr auf einer recht hoch in der Spirale liegenden Ebene angekommen, so daß ich sofort Kreuzungspunkte genug gefunden habe. Ich werde euch jetzt verlassen, um einen Ort zu suchen, wo ich mich noch schneller regenerieren kann. Ihr habt inzwischen eine sehr wichtige Aufgabe. Durandot wollte mich in ihre Gewalt bringen, indem sie ein geistiges Pendant zu mir suchte und auch fand. Aber wir alle sind ihr entkommen, und nun werden wir die Waffe, die sie gegen uns anwenden wollte, gegen ihr eigenes Haupt führen. Christian ist ein Träumer, auch wenn er und die anderen es noch nicht wissen, und auch Djara ist eine Träumerin. Zusammen können wir eine Kette von Geistern bilden, die sehr viel stärker ist als jeder einzelne von uns, und damit können wir der Herrin von Nacht und Schatten einen empfindlichen Schlag versetzen, zumal die Tore ihrer Burg uns noch offenstehen. Doch ich brauche noch Unterstützung, Fußvolk. Ihr müßt nach Lagrin zu den Madochs gehen. Sie sind keine Freunde von mir, aber Verbündete, und sie werden mir – oder vielmehr dir, Chri-

stian – helfen, wenn du ihre Hilfe erbittest und den Schlüssel kennst. Zu ihrem Schutz haben sie Golems, seelenlose Körper aus dem Urstoff des Lebens, die ich brauche. Geh zu ihnen und erbitte ihre Legionen.“

„Aber wie kommen wir dahin – nach Lagrin?“ fragte ich. „Und was ist das für ein Schlüssel, den ich kennen muß?“

Ein leises Lachen in meinem Gehirn war die Antwort. „Du wirst es selbst finden, ohne meine Hilfe, denn es ist einfacher, als du denkst. Viel Glück, Mensch-Bruder, und auch dir, Träumer-Schwester. Lebt wohl!“

Ich wollte ihm ein „Halt, warte!“ nachrufen, aber er – oder vielmehr sein Geist, sein Ego – war bereits verschwunden, verweht wie ein Hauch in einer steifen Brise in den Gefilden seiner Dimensionen. Uns bleibt nichts als das wenige, was wir wissen durften.

---

## Doch ich brauche noch Unterstützung, Fußvolk. Ihr müßt nach Lagrin zu den Madochs gehen.

---

„Also gehen wir“, sagte ich resigniert. „Ich weiß nicht, wohin, auch nicht, wie, aber wenn mein großer Bruder, der Panther, es anordnet, werden wir es wohl auch machen.“

„Aber ich weiß, wohin“, entgegnete Djara. „Und das ‚wie‘ wirst du erkennen, wenn wir es brauchen. Ich war schon mal in Lagrin.“ Sie schauderte ein wenig. „Es ist eine unangenehme Welt, und genau so unangenehm sind die Madochs, ihre Herren, aber sie sind keine Feinde.“

Wir gingen zu den Asful-Leuten, dankten ihnen für ihre Gastfreundschaft und Hilfe und sagten ihnen, daß wir jetzt gehen müßten, denn es sei ein Ruf an uns ergangen.

„Wohin geht ihr?“, fragte der Älteste von ihnen. „Über die Ebene oder durch den Pfad?“

„Durch den Pfad“, antwortete

Djara.

„Dann zeige ich euch seine Kreuzung.“

Ein kleiner Trupp von Vogelreitern brachte uns zu einem Hügel etwas außerhalb der Siedlung, von wo aus wir, wie sie sagten, „den Pfad“ finden würden. Ich verstand absolut nichts, nickte aber weise, als wußte ich genau Bescheid. Schließlich fragte ich noch, ob man uns ein paar Waffen leihen könnte. Es erschien mir durchaus möglich, daß wir sie brauchen würden.

„Wir haben keine Waffen“, teilte mir der Asful-Reiter mit seiner Geistesstimme mit. „Wir sind ein friedliches Volk und führen keine Kriege. Es tut uns leid.“

Ich versicherte ihm, daß wir es ihm nicht übel nämen – schließlich hätte er schon genug für uns getan. Nach einem kurzen, aber freundlichen Abschied ritten die Vogelleute zurück. Wir blieben alleine auf der Hügelkuppe, und der Abendwind spielte mit unseren Federmänteln.

Und dann, wie eine plötzliche Erleuchtung, sah ich den Pfad und wußte, wie er beschritten werden mußte, um an das gewünschte Ziel zu gelangen. Es war kinderleicht, so leicht, daß sogar Djara erstaunt war, als ich sie an der Hand nahm und sie hineinführte in das Gewirr der Dimensionen und ihrer Zwischenräume.

### *Unendlichkeit*

*Sieh zu den Sternen  
und begreife  
Du bist ein Nichts  
im Vergleich zur Unendlichkeit.*

*Aber Du gehörst dazu,  
Du bist  
ein Baustein des Nichts,  
ein Teil der Unendlichkeit.*

*Du kannst stolz sein,  
Du bist,  
Du lebst als Teil des Ganzen,  
als ein Teil der Unendlichkeit.*

*Wenn Du dies begreifst,  
wirst Du erkennen,  
Du gehörst dazu,  
doch überschätze Dich nicht!*

*(P. C. Smith)*

Eigentlich waren diese Reisen durch Raum und Zeit, dieses einfache Überschreiten einer unsichtba-

ren Schwelle – oder Hinübertappen, was in meinem Fall zutreffender gewesen wäre – etwas sehr Vorteilhaftes. Man hatte keinen Ärger mit Abgasen, brauchte keinen riesigen Jumbojet zu benutzen – und trotzdem legte man in Sekundenschnelle Entfernungen zurück, die ich nicht einmal zu schätzen wagte.

Ich nahm mir Zeit, meine neue Umgebung zu mustern. Ein Freund, der es eigentlich wissen mußte, hatte mir irgendwann mal gesagt: Wenn du irgendwohin kommst, sieh dich als erstes gründlich um, ordne jedes Detail ein und überlege, ob sich etwas Gefährliches darunter befinden kann. Normalerweise ließ ich meiner Umwelt keine solche gesteigerte Aufmerksamkeit zuteil werden, obwohl ich auch nicht gerade mit verschlossenen Augen durch die Gegend lief, aber hier befand ich mich in einer absoluten Ausnahmesituation.

Fremd, unheimlich – das waren meine ersten Eindrücke –, aber nicht bedrohlich. Oder so lange nicht bedrohlich, wie alles ruhig blieb. Djara und ich standen inmitten eines verwirrenden Komplexes aus verschiedenen Bauwerken. Sie waren klein, groß, hoch, niedrig, manche rund, manche eckig und manche von abstrakten Formen, aber alle hatten etwas gemeinsam: sie waren schwarz und zeigten keine erkennbaren Öffnungen, weder Fenster noch Türen, nicht einmal Lichtlöcher. Nun, vielleicht befanden sich die Ein- und Ausgänge wie bei indianischen Pueblos oben auf den Dächern, und diese waren wiederum nur mit Leitern zu erreichen. Es war eine einfache, aber wirkungsvolle Methode, aus einem Bauwerk eine Festung zu machen. Doch diesen Gebäuden fehlte die für Pueblos typische Abstufung.

Menschen oder Tiere waren nicht sichtbar. Die Durchgänge zwischen den Häusern waren mit kalten, schwarzen Steinen gepflastert.

Was mußte das für eine Stadt sein, was mußten ihre Bewohner für Menschen sein? Sicher düstere, eigenbrötlerische Typen.

„Menschen?“ sagte Djara. „Ich weiß nicht, ob sie es sind. Früher einmal, da waren sie es, aber sie haben schlechte Erfahrungen gemacht, und da haben sie sich aus dem Leben zurückgezogen auf eine Ebene, wo sie nahezu unangreifbar sind.“

„Meinst du – sie sind tot? Wir befinden uns in einer Stadt von Selbstmördern?“

„Nein, sie leben – oder sie sind, sollte man lieber sagen.“

Mir fiel das descartsche „cogito, ergo sum“ ein. Nein, das war nicht meine Definition. Zum Leben gehörte mehr als Denken und Sein, zumindest eine Reihe von optischen, akustischen und sensitiven Wahrnehmungen. Und eine gewisse Reizschwelle natürlich: die schwere Süße guten Weines, der beißende Geschmack von hellem, frischem Tabak und – mitunter – die Berührung einer weichen Frauenhand. Der Gedanke an eine Zigarette ließ mich plötzlich das Bedürfnis verspüren, mir einen solchen Lungentorpedo zwischen die Lippen zu klemmen und in vollen Zügen das Gift zu inhalieren. Ich unterdrückte das Gefühl; der nächste Zigarettenautomat war zumin-

---

## Und plötzlich spürte ich, was es mit dieser Stadt auf sich hatte, wer ihre Bewohner waren...

---

dest einige Lichtjahre entfernt.

Außerdem hatte ich kein Kleingeld bei mir.

„Wer seid ihr, daß ihr unsere Ruhe stört?“ fragte eine Stimme in mir. Sie war nicht besonders mächtig, aber unterdrückter Ärger schwang in ihr mit, und dahinter hörte ich viele andere Stimmen, hunderte, tausende, alle voll von Unmit und mit einer steinernen Ruhe und Kälte, die mich schaudern machte.

Und plötzlich spürte ich, was es mit dieser Stadt auf sich hatte, wer ihre Bewohner waren, wie sie aussahen und wie sie lebten, oder vielmehr: wie sie waren. Die Madochs waren der Stein, der eiskalte Stein rings um uns, monumental, unbeweglich, unvergänglich – oder beinahe unvergänglich – und so abweisend wie die Rocky Mountains an einem Winterabend bei Schnee-

sturm.

Nein, Langrin war keine Welt, die mir gefiel.

„Du hast uns erkannt, Fleisch-Mensch“, sagte die Stimme des Madochs. Als er fortfuhr, schwang ein Ton von Sehnsucht in ihr: „Einst waren wir so wie ihr: sterblich, zerbrechliche Hüllen, ungeeignet, große Geister zu tragen. Wir waren die Knechte unserer Feinde. Dann befreiten wir uns von den Fesseln des Fleisches und legten uns alle neue, unvergängliche, unempfindliche Körper zu. Kein Pfeil, kein Schwert kann uns mehr treffen.“

Irgendwie konnte ich diese Wesen verstehen, die einstmals so wie Djara und ich gewesen waren. Die Sehnsucht nach Sicherheit der eigenen Existenz war wohl jedem Wesen, ob vernunftbegabt oder nicht, zu eigen. Sie hatten einen Weg gefunden, der ihnen damals optimal erschienen war. Aber für ihre Sicherheit hatten sie einen hohen Preis bezahlt – den ihrer Menschlichkeit.

„Ich bin gekommen, um eure Hilfe zu erbitten“, dachte ich.

„Warum sollten wir sie dir gewähren?“

Das war eine gute Frage, die ich mir auch schon selbst gestellt hatte.

„Vielleicht, weil einer der Wälle von Caer Tissart nachtschwarz ist, so wie die Häuser eurer Stadt“, sagte ich.

Ein Sturm der Entrüstung, des Zornes erreichte mich, und ich versuchte verzweifelt, meinen Geist dagegen zu schließen, um nicht von den geballten Emotionen mitgerissen zu werden. Liebe und Freundschaft konnten die Madochs wohl nicht mehr empfinden, nicht in ihren steinernen Körpern, aber Haß vermochte sie noch anzutreiben. Und dieser Haß auf eine gemeinsame Feindin war es, der sie bewog, mir zu helfen.

Es war gespenstisch, in der so leblos wirkenden Stadt plötzlich Geräusche zu hören – das Platschen von großen Füßen oder ähnlichem auf Kopfsteinpflaster. Instinktiv wich ich zurück und wünschte mir wieder einmal, eine Waffe bei mir zu haben. Doch die, die kamen, waren keine Feinde. Sie waren groß und sahen zuerst aus wie Menschen, aber sie waren nur billige Kopien. Kopien – aber starke, mächtige Kopien, wie geschaffen

für einen Kampf, für Tod und Vernichtung. Sie trugen stumpfe Waffen, aber das geistlose Glühen ihrer runden Augen war tödlich.

„Einst, als wir die Einsamkeit und Kälte unseres Seins nicht mehr auszuhalten glaubten, wollten wir neue Körper für uns schaffen“, teilte mir der Madoch mit. „Doch die Golems waren kein Ersatz. Seither verwenden wir sie als einen zusätzlichen Schutz, als die nimmermüden Wächter unserer uneinnehmbaren Stadt. Doch nun nutze sie für deinen Krieg, wenn du magst, Fleisch-Mensch.“

Ich hatte das Gefühl, mich bedanken zu müssen, aber bevor ich es tun konnte, brach die geistige Verbindung ab, und Djara und ich blieben alleine mit den Golems – hunderten, tausenden von Golems. Es war ein Meer von Körpern, das ständigen Zustrom aus den Gassen erhielt und uns umringte. Ich vermochte ihre Zahl auch nicht annähernd abzuschätzen.

„Unsere Streitmacht haben wir“, sagte ich zu Djara. „Doch was machen wir jetzt mit ihr? Zurück zum Land der Asful-Leute möchte ich diese – diese Monster nicht führen, und den Weg nach Caer Tissart kenne ich nicht. Auch weiß ich nicht, ob es klug wäre, allein anzugreifen.“

„Sicher wäre es das nicht“, sagte eine Stimme hinter mir. Ich wirbelte herum, und Djara stieß einen leisen, erschrockenen Schrei aus, aber es war kein Feind, der sich da in aller Stille genähert hatte. Es war ein Mann, groß, kräftig gewachsen, eine eher pyknische als athletische Erscheinung. „Der Lord schickt mich als seinen Boten. Er ist soweit, und er bittet euch, zu kommen.“

„Wohin?“ wollte ich fragen, aber dann waren plötzlich alle Fragen überflüssig, denn wieder berührten unsere Füße den Boden einer neuen Welt.

Baghira erwartete uns im Kreise seiner Offiziere, Männern in goldenen Rüstungen mit wallenden Umhängen. Sie hatten römisch geschnittene Gesichter, sahen sehr stolz aus und machten einen grimmigen, entschlossenen Eindruck.

Es war das erste Mal, daß ich Baghira in seiner menschlichen Gestalt sah, obwohl ich ihn bereits als Panther gesehen und auch als

reinen Geist gespürt hatte. Er entsprach ziemlich genau den Vorstellungen, die ich von ihm hatte: groß und schlank, doch in seiner Haltung und vor allem seinen Bewegungen mit einer gewissen katzenhaften Geschmeidigkeit ausgestattet. Er hatte ein schmales, allgemein etwas traurig wirkendes Gesicht, ebenmäßige Züge und beryllgrüne Augen, gekrönt von der hohen Stirn eines Dichters, Denkers und Träumers und eingerahmt von langen, schwarzen Haaren. Sein Körper ließ an ein Raubtier denken, blind, kampfbereit und blutgierig, sein Gesicht an einen verweichlichten Träumer, seine Augen aber an einen Weisen und Gelehrten. Und so dreigestaltig war auch sein Wesen, obwohl ich ihn erst kurze Zeit persönlich kannte. Schließlich – so bildete ich mir ein – mußte ich

---

**Sie hatten römisch geschnittene Gesichter, sahen sehr stolz aus und machten einen grimmigen, entschlossenen Eindruck.**

---

ihn ja kennen, denn ich hatte oft über ihn geschrieben, so oft, daß er ein kleiner Teil meiner eigenen Persönlichkeit war. Und wirklich erkannte ich in ihm viele Fragmente meiner selbst wieder, und nicht nur rein geistig, sondern auch äußerlich. Nur war er eben eine Idealgestalt: perfekt nicht für sich selbst, aber für mich. Und ich konnte nicht einmal nach meinen eigenen Maßstäben für mich in Anspruch nehmen, der ideale Mensch – oder das ideale Wesen – zu sein. Dennoch überkamen mich bei dieser Begegnung keine abgöttische Ehrfurcht oder ähnliche Gefühle: ich sah ihn eher als eine Art großen Bruder, den ich nie gehäßt hatte.

„Willkommen, Geistesbruder und Träumerin-Schwester“, sagte er. „Ihr habt eure Aufgabe gut erfüllt. Nun kommt die meine.“

Er winkte seinen Offizieren, und sie traten auf uns zu und reichten

uns Rüstungen von der Art, wie sie selbst und auch der Lord sie trugen, dazu Mäntel. Es war ein ähnlicher Mantel wie der, den die beiden Radici mir gegeben hatten, aber diesmal spürte ich, daß er wirklich sein Emblem trug, denn der warme Stoff schmiegte sich an meinen Körper, als sei er ein lebendiges, fühlendes Wesen und nicht tote Materie. Schließlich bekamen wir kurze, breite Schwerter, die wir an den Wehrgehängen unserer Rüstungen befestigten, dazu kleine Stäbe aus schwarzem Metall.

„Benutzt sie nur, wenn es nötig ist“, sagte Baghira kurz. „Es ist ein böser und tödlicher Zauber auf ihnen, und wenn es nicht gegen die Königin der Nacht und der Schatten ginge, würde ich ihn nicht anwenden.“

Er gab ein kurzes Zeichen, und die Offiziere eilten zu den Golems. Offensichtlich hatte jeder von ihnen genug Instruktionen, denn die Nichtwesen setzten sich in Marsch, gegliedert in Abteilungen und Divisionen, eine strenge Ordnung haltend, die sie vorher nicht gehabt hatten. Alle Abteilungen marschierten an Baghira und uns vorbei – und verschwanden dann spurlos im Nichts.

Schließlich standen nur noch der Panther, Djara und ich da. Baghira hob die Hand.

„Es wird Zeit, zu gehen“, sagte er und winkte leicht. Im selben Augenblick – oder längstens eine Sekunde später – standen wir im heißen Wüstensand, an der Spitze einer gewaltigen Armee vor den äußeren Toren von Caer Tissart.

Ich habe mich früher eingehend mit der Strategie und Taktik des Altertums beschäftigt und maßte mir deshalb an, mir ein Urteil bilden zu können. Die dreifach gestaffelten Wälle von Caer Tissart hielt ich für schlichtweg unüberwindlich, wenn man nicht gerade Sturmleitern, Rammböcke, Widder, Belagerungstürme und eine nach Millionen zählende Armee mit sich führte, oder aber modernste Waffen. Baghira hatte weder eine Million Kämpfer, nicht einmal den zehnten Teil davon, und er hatte auch keine Kanonen, Raketen und Flammenwerfer, aber er nahm den äußersten Wall der Festung, als sei dies alles nur ein Spaziergang. Und wie auf einem Spaziergang

marschierte er auf das Tor zu, ungedeckt, ohne Schild; nicht einmal das Schwert hatte er erhoben. Doch kein Schuß fiel von den Wällen, kein Pfeil schwirrte, keine Lanze wurde gegen ihn geschleudert, obwohl die Vogelgänger dicht an dicht auf den Wällen standen und mit wütendem Kreischen ihre Waffen schwenkten. Das Tor ging auf, langsam, widerstrebend, wie mir schien, aber es öffnete sich, und Baghira ging hindurch, nicht nach links und nach rechts schauend. Djara und ich gingen an seiner Seite und hinter uns kamen die Golems, geführt von Offizieren aus Maggimore. Einige Hundertschaften schwenkten links und rechts ein, um das Tor zu sichern, die anderen folgten uns weiter. Und die Vogelgänger rührten keinen Finger – oder vielmehr keine Klaue – um uns aufzuhalten.

„Einmal haben sie dich freiwillig hereingelassen, nun müssen sie es wieder tun“, sagte Baghira zu mir. „Das ist der Fluch ihres Fluches, der Trick, den wir uns jetzt zunutze machen.“

Wer anderen eine Grube gräbt... Auf fremden Welten schien diese Weisheit sich eher zu bewahrheiten als auf der Erde.

Dasselbe wiederholte sich bei den nächsten beiden Toren, bis wir vor der Freitreppe der Burg standen, die ihr kristallenes Licht über uns auszuschütten versuchte. Doch der Lord lachte und zog sein Schwert: eine lange Zunge aus weißem, lebendigem Feuer, und das Metall reflektierte alle Strahlen, bis die Fenster und Türen, die Giebel, Erker und Balkone blaß und blind wurden.

Das Polypenwesen auf den Spinnenbeinen stürzte sich mit einem schrillen Wutschrei auf uns. Ich tastete nach dem Schwert. Baghira zog einen der kleinen Stäbe aus schwarzem Metall, wie er auch Djara und mir einen gegeben hatte, und richtete ihn auf das Monstrum.

„Ich sehe dich“, sagte er, „und diesmal ist es der richtige Lord, der gekommen ist, um dich dahin zu befördern, wo du hingehörst.“

Das Wesen zögerte, warf sich dann aber mit unverminderter Angriffswut auf den Lord, die Tentakel weit von sich streckend und Schaum in seinem kleinen, ekligen Mundt. Schwarzes Licht glomm auf, eine düstere Fackel, deren Aus-

läufer das Ding trafen, einen der Arme zerfetzten und ein Spinnenbein einknicken ließen. Betäubt, geschnitten, blieb dieser „Pluto“ auf den Treppenstufen liegen.

Dann begann die Schlacht.

Ich habe an die folgenden Szenen nur sehr unklare Erinnerungen behalten. Gorilla-Dinger, gepanzerte Leibwächter und Radici stürzten sich auf uns, mit wilden, wütenden Schreien, die zum Teil auch Furcht waren, aber die Golems fochten wie Besessene, und ihre stumpfen Waffen rissen große Lücken in die Phalanx der Krieger von Caer Tissart. Dazwischen stand Baghira, ein ruhender Fels in der tobenden, brausenden Brandung, die ihn umgab, aber nicht berührte, denn auch die wildesten unserer Feinde mieden den Lord und seine Macht,

---

## Lautlos, ohne Anzeichen von Furcht, Begeisterung oder Siegestaumel, drangen die Golems fort.

---

die ihn wie ein zweiter, schützender Mantel umgab. Djara und ich standen in seinem Schatten und seiner Sicherheit, so daß wir uns an den Kämpfen nicht zu beteiligen brauchten.

Es erschien mir, obwohl ich nicht direkt beteiligt war, ein zwar sehr kurzes, aber blutiges Gefecht. Nach wenigen Minuten zogen sich Durandots Kämpfer zurück, ihre Toten und Sterbenden liegen lassend. Sie verschwanden wie eine Gewitterwolke, die von einem starken Wind zerstreut wird. Übrig blieb ein modriger Blutgeruch.

Durch eine Lache schwarzen Krakenblutes ging Baghira die Treppe hoch. Ein einziges Wort von ihm zerschmetterte das kunstvoll geschmiedete Portal. Ein Fluch ertönte, und Szduna schleuderte seinen Speer auf den Lord. Doch Djara war schneller, geschickt schlug sie die tödliche Waffe mit der breiten Seite ihres Schwertes

weg. Ich hatte gar nicht gewußt, daß sie mit der ungefügen und unhandlichen Waffe so gut umgehen konnte.

Dann stellte Szduna sich Baghira. Das zerstörte Gesicht wurde durch den darauf liegenden Ausdruck des Todhasses nicht gerade schöner gemacht; es wirkte noch abstoßender, die Fratze eines fleischgewordenen Dämons, eines Teufels, aber eines Teufels ohne Hörner. Baghira parierte seine Klinge, ein, zweimal, und der gemarterte Stahl kreischte schrill, während die Golems sich zu einem neuen Angriff sammelten. Dann stieß Baghira zurück, und der Mann, der einstmal eine Silbermaske getragen hatte, wand sich verblutend zu den Füßen des Lords.

„Stürmt den Palast“, schrie Baghira seiner nichtmenschlichen Schar zu. „Tötet alles, was nicht menschlich ist, und von den Menschen alle, die sich verteidigen. Zerschlagt die Einrichtung, verbrennt die Teppiche, reißt die Wandbehänge herunter! Verwandelt Caer Tissart in eine öde Wüste, in die Wüste, aus der es mit unirdischer Kraft gebaut wurde.“

Lautlos, ohne Anzeichen von Furcht, Begeisterung oder Siegestaumel, drangen die Golems fort.

Baghira selbst winkte uns, ihm zu folgen.

„Wir müssen zur Königin Durandot“, sagte er.

Dreimal stellten sich uns unterwegs feindliche Krieger in den Weg, aber jedesmal sang Baghiras Stahl ein dumpfes Todeslied, und unsere Feinde flohen oder wurden erschlagen. Auch ich mußte meine Geschicklichkeit beziehungsweise Ungeschicklichkeit mit dem Stahl unter Beweis stellen; ein großes Gorilla-Ding kam auf mich zu. Ich spaltete ihm den Schädel, bevor die langen, haarigen Arme mir gefährlich werden konnten. Doch dann sah ich mich einem Radici mit gezücktem Schwert gegenüber. Ich wehrte seinen ersten Schlag halbwegs geschickt ab, aber er war erfahrener als ich in diesem barbarischen Geschäft, und seine Waffe war länger als die meine, was ihm einen zusätzlichen Vorteil verschaffte. Mit einem weitausgeholt Wischer schlug er mir das Schwert aus der Hand, doch ich griff nach dem Metallröhrchen und legte es auf ihn an. Dann, ohne jegliches

Zutun meinerseits, explodierte er in einem schwarzen Kugelblitz.

Schließlich standen wir vor der Großen Halle, in der ich schon einmal, wenn auch nur sehr flüchtig, mit der Herrin dieses Zauberschlosses zusammengestoßen war. Doch diesmal kam ich nicht fastalleine, unwissend und ohne Macht, diesmal war Baghira dabei, und sein wütender Gesichtsausdruck ließ manches vermuten.

Durandot erwartete uns. Sie war allein, aber sie wirkte deshalb nicht weniger mächtig und eindrucksvoll. Als ich sie so sitzen sah, in ihrer ganzen unwirklichen Schönheit und Grausamkeit, hatte ich plötzlich Zweifel daran, daß wir gegen sie bestehen konnten, und diese Zweifel spürte sie und benutzte sie als Waffe gegen mich, so daß sie sich wie kaltes, vergiftetes Eis in mein Herz fraßen und es mit Furcht zu lähmen drohten. Doch Baghira lachte.

„Deine Zauberkünste nützen dir nichts, Königin der Nacht und der Schatten, denn hier sind welche, die beides nicht fürchten.“

„Narren seid ihr, Verblendete, daß ihr mich herauszufordern wagt“, rief Durandot. „Von dir, Lord, hatte ich ähnliches erwartet. Doch warum du, mein Kind“, und hierbei sah sie Djara an, „an seiner Seite kämpfst, verstehe ich nicht, und noch weniger, daß du, Fremder“, dabei galt ihr stechender Blick mir, „dich in Dinge einmischst, von denen du nichts verstehst und die dich nichts angehen.“

Weder das Mädchen noch ich gaben eine Antwort, aber wir spürten beide, wie Kräfte aus uns abgezogen wurden gleich der Spannung aus einem Akkumulator, und der, der diese Kräfte sammelte, war Baghira. Doch noch schleuderte er sie seiner Feindin nichts ins Gesicht, noch wog er sie abwartend in der Schale seines Geistes wie ein Kämpfer den Speer in seiner Rechten.

„Nun, ihr scheint es nicht anders zu wollen“, sagte die Königin. „Sei denn Krieg zwischen uns, und ihr sollt dahin gehen, wo ihr hingehört.“ Sie zog die Hand unter ihrem Kleid hervor, und diesmal hatte sie keine Handschuhe an, so daß ich die Haut sehen konnte. Sie war nicht glatt und weiß wie die Haut ihres Gesichtes, sondern fahlgelb, wächsern und von kleinen, purpurnen Geschwüren bedeckt.

Und in ihrer Hand wog sie eine kleine Menge feinkörnigen bunten Schnees, den sie Baghira entgegenschleuderte.

Baghira lächelte und streckte sein Schwert aus, und der Schnee schmolz. Doch schon hatte Durandot eine neue Handvoll aus dem Nichts zutage gebracht, und diesmal war Djara ihr Opfer.

„Leb wohl, Träumerin-Schwester“, sagte Baghira leise. „Dies ist allein mein Kampf, aber wir sehen uns wieder.“

Ich wollte vorstürzen, um Djara zu schützen, wenn ein Schutz überhaupt notwendig war, denn ich bezweifelte, daß die Hexenkönigin meiner Gefährtin einen Schaden zufügen konnte, solange Baghira dabei war. Doch meine Muskeln und Sehnen waren von der unirdischen Kälte, die der Schnee ausstrahlte, plötzlich wie gelähmt. Und

---

### **Doch meine Muskeln und Sehnen waren von der unirdischen Kälte, die der Schnee ausstrahlte, plötzlich wie gelähmt.**

---

dann erreichte der Schnee Djara – und sie verschwand. Für einen kurzen Augenblick sah ich durch den Spalt die sonnigen Weiten einer anderen Welt und sie darin stehend mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß zuwinkend, und dann schloß sich der Spalt im Gefüge des Kosmos.

„Hat die Angst deinen Blick getrübt, Hexenkönigin?“ fragte Baghira. „Warum bekämpfst du die geringeren deiner Gegner zuerst, obwohl du ihnen doch nicht schaden kannst?“

Durandot gab keine Antwort, aber die nächste Handvoll Schnee traf mich –

– und der Saal schwamm vor meinen Augen.

Schweißgebadet fuhr ich auf, spürte die Wärme der Decken unter mir. Dunkelheit war um mich, aber in der Dunkelheit

erkannte ich die vertrauten Konturen – die Schatten der Möbel meines Zimmers, den wichtigen Schrank, in dem meine Schreibmaschine stand, den Tisch, der schon so viele Weinflaschen getragen hatte, die bequemen Stühle. Ich wischte mir über die Stirn, als müßte ich einen Bann verscheuchen. Hatte ich am Ende doch nur alles geträumt?

Verwirrt setzte ich mich auf die Bettkante. Ein schwerer, roter Mantel drückte meine Schultern sanft herunter, und eine goldene Rüstung klirrte. Ich runzelte die Stirn. Wenn es ein Traum gewesen war, dann waren die Überbleibsel des Traumes aber sehr real – zu real für meinen Geschmack.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Der Glutkegel erhellte mein Gesicht, das ich als verzerrtes Spiegelbild in der matten Scheibe des Schreibschanks sah. Ein roter Striemen, wie von einer Peitschenwunde, zog sich vom rechten Ohr bis herunter zu den Mundwinkeln. Nachdenklich stützte ich das Kinn in die Hände. Nein, das hier war mehr als ein Traum, es war wirklich erlebte, durchlebte Realität gewesen. Und doch etwas von einem Traum, denn ich hatte Traumgestalten gesehen, war ihnen begegnet, hatte mit ihnen gesprochen.

Es war ein anderer Teil meines Seins gewesen.

Immer noch nachdenklich, aber schon weniger verwirrt, ging ich zum Schreibschrank, nahm die Maschine heraus und schaltete das Licht an. Ungeachtet der späten Stunde begann ich, die Tasten zu bearbeiten, bis ich im Geist und auf dem weißen Papier alles das noch einmal nacherlebte.

Ende

Klaus N. Frick & Hermann Ritter:

# Interview mit Christian Worch

**Vorbemerkung: Bei diesem Text handelt es sich um die journalistisch gekürzte und bearbeitete Version eines rund drei Stunden dauernden Gespräches. Es wurden nicht nur alle „Ähs“ und „Öhms“ beseitigt, sondern auch zahlreiche Ausuferungen und „Schwalle-rien“. Der Text wurde von Christian Worch autorisiert. Die „Kapitel“ sind zur Untergliederung des Textes gedacht; die waren „vorher“ natürlich nicht drin.**

## Vorgeplänkel

**Frage:** Ich hab' versucht, anhand der Briefe und der vorhandenen Literatur Fragen zusammenzustellen...

**Worch:** Hast du 'ne Checkliste? Gibt es irgendwelche Fragen, die du mir stellen willst?

**Frage:** Ich hab' das Geburtsdatum irgendwo rausgelesen. 14. März 1956, du bist also rein rechnerisch 38.

**Worch:** Korrekt.

**Frage:** Ich weiß, daß du mit 22 das erstmal inhaftiert worden bist, zu zwei Jahren und drei Monaten.

**Worch:** Das ist nicht ganz richtig. Das erstmal inhaftiert worden bin ich 1979, kurz vor meinem 23. Geburtstag, das waren sechs Wochen U-Haft wegen des Verdachtes, ich wollte ein paar Fememorde begehen. Anschließend kam der STERN noch mit der lustigen Geschichte, ich hätte den damaligen Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Stoltenberg, mit Hilfe einer Rohrbombe in einem Blumenkübel bei einem öffentlichen Auftritt in die Luft sprengen wollen

**Frage:** Bitte?

**Worch:** Doch. Der STERN hat diese Geschichte gedruckt. Die stand allerdings nicht im Haftbefehl. Im Haftberehl stand nur „Vorbereitung von zwei Fememorden an abtrünnigen Kameraden“, und das

ganze dauerte sechs Wochen, und dann nahm sich der Bundesgerichtshof dieser Angelegenheit an, und der setzte den Haftbefehl sofort außer Kraft. Anschließend wurde das Verfahren eingestellt. Dann bin ich Anfang 1980 wieder in den Knast gekommen, das war dann für drei Jahre, fast exakt drei Jahre.

**Frage:** Waren's nicht zwei Jahre und drei Monate?

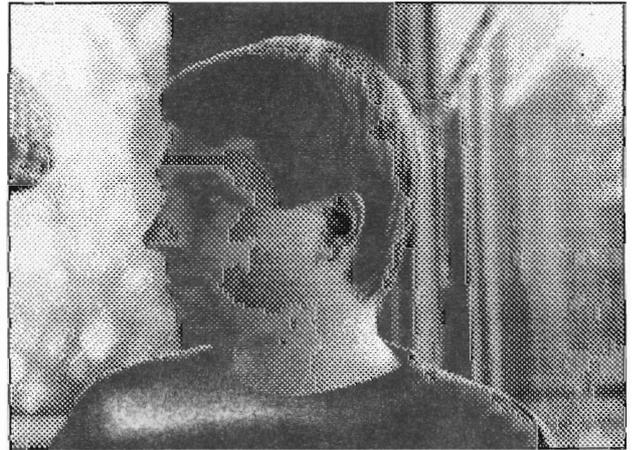
**Worch:** Nein. Exakt drei Jahre. Das heißt, ich hab' 14 Tage zuwenig gegessen, aufgrund eines Rechenfehlers der Staatsanwaltschaft. Die haben mich am 24. März 1980 eingeknastet, und drei Jahre, das wäre dann der 23. März 1983. Die haben aber darauf bestanden, mich am 9. oder am 10. März 1983 rauszulassen. Ich habe sie auf den Irrtum hingewiesen, aber sie waren der Meinung, sie könnten besser rechnen als ich.

**Frage:** Im Urteil stand damals ein schöner Satz über dich: „Er ist der Typ eines völlig uneinsichtigen und unbelehrbaren Überzeugungstäters.“

**Worch:** Das stand unter anderem, denn es waren genau genommen mehrere Urteile zu einer Gesamtstrafe. Da kamen so ungefähr zehn Fälle zusammen: verfassungsfeindliche Propaganda, staatsfeindlicher Hetze, Verstoß gegen das Bannmeilengesetz, Beleidigung von Lebenden und Toten...

**Frage:** ... Tragen von uniformähnlichen Kleidungsstücken

**Worch:** Ja, also, Verstöße gegen das Versammlungsgesetz in Form von Teilnahme an unangemeldeten Kundgebungen, unbefugtes Tragen von Uniformen. Unbefugtes Waffentragen. In Versammlungen hatten wir nicht, deswegen bin ich sogar schon mal freigesprochen worden. Aber es stand zumindest mal in der Anklage drin, und außer diesem einen Satz, den du eben zitiert hast, stand da auch noch der nächste Satz drin: „Aufgrund seiner Intelligenz und Beredsamkeit stellt er vorwiegend für jüngere Menschen eine Gefahr dar, sie gleichfalls zu politisch motivierten Straftaten zu bewegen.“



Christian Worch

**Frage:** Und: „Das Streben nach politischer Macht ist ersichtlich des Angeklagten einziger Lebensinhalt.“

**Worch:** Das stand auch drin, aber es stimmt nicht ganz.

**Frage:** Das war aber in dem Urteil drin.

**Worch:** Drin stand es. Kann ja nicht alles stimmen, was in so einem Urteil steht.

## Biographie

**Frage:** Du hast Rechtsanwaltsgehilfe gelernt?

**Worch:** Genau genommen hab ich Notarhilfe gelernt; in Hamburg ist das ein kleiner Unterschied. Da hab' ich meine Lehrzeit, zwei Jahre, erfolgreich abgeschlossen, pikanter-

weise unter anderem beim derzeitigen Bürgermeister. Dr. Voscherau war einer meiner Lehrherren.

**Frage:** Warst du bei der Bundeswehr?

**Worch:** Nein. Die wollten mich im Sommer 1974, kurz nach meinem 18. Geburtstag. Da haben sie mir einen Einberufungsbescheid geschickt, ich hab's damals aber vorgezogen, eine Ehrenrunde auf dem Gymnasium zu drehen und hab ihnen dann mitgeteilt, daß mir unter diesen Umständen die Einberufung etwas ungelegen kommt. 1976 hab ich die Schule verlassen, genauer genommen, wurde ich relegiert und nicht mehr zum Abitur zugelassen und –

**Frage:** Aus welchen Gründen?

**Worch:** Leistungsverweigerung. Danach habe ich dem Kreiswehersatzamt Mitteilung gemacht, ich hab' jetzt die Schule verlassen und bemühe mich um eine Ausbildungsstelle, aber wenn ihr schneller seid, kriegt ihr mich zuerst, aber wenn die schneller sind, dann reden wir mal, wer mich zuerst kriegt. Da war ich schneller als die und hab' ihnen mitgeteilt, ich hab' jetzt zwei Jahre Lehrzeit vor mir, ihnen eine Kopie des Lehrvertrages geschickt, und dann haben sie mich zurückgestellt. Und Anfang 1978, als ich die Lehre beendet habe, da haben sie mir einen Zurückstellungsbescheid bis zum 31. März 1983 geschickt. Ich hab mich später mal darum bemüht, den Grund dafür in Erfahrung zu bringen, aber den wollte oder konnte mir dann keiner beim Kreiswehersatzamt mitteilen. Und das Zurückstellungsdatum war so gewählt, daß es nach meinem 27. Lebensjahr lag, wo sie mich dann nicht mehr einziehen konnten. Du kannst also daraus interpretieren, die Bundeswehr hat mich, weil ich Ende 1977 anfang, politisch aktiv zu werden, nicht genommen, weil sie Angst hatte, daß ich zu subversiv wäre. Sie dachten, so KBW-mäßig: „Soldat, die Richtung, in die das Gewehr zeigt, bestimmst Du.“ Und: „Soldat, nimm dein Gewehr, auf wen du schießt, bestimmst du.“

**Frage:** Der Versuch der Kommunisten, in die Bundeswehr zu gehen? ((Anrn. d. Tipplers: Das war dann als eine Taktik des Kommunistischen Bundes Westdeutschland, KEW; damals haben überhaupt viele kommunistische Gruppierungen die „Infiltrierung“ der Bundeswehr

propagiert.))

**Worch:** Der KBW hat das gemäß der Kommunistischen Volkszeitung ganz bewußt gemacht, seine Leute dahingeschickt. Wir haben unsere Leute nicht bewußt dahingeschickt, sondern unsere Leute waren ja von sich aus geil drauf. Gehört ja zumindest ein bißchen zur Mentalität und zur Ideologie.

**Frage:** Du heißt mit zweitem Vornamen Friedrich?

**Worch:** Richtig.

**Frage:** Du hast früher auch unter Pseudonym geschrieben, angeblich im Fandom: Friedrich Könnig und Martin Neumann. Wir haben nichts gefunden unter den Namen.

**Worch:** Das waren nur ein oder zwei Geschichten, aber das stimmt.

**Frage:** Du bist inzwischen geschieden.

**Worch:** Nicht ganz. Theoretisch hätte vorgestern mein Scheidungstermin sein sollen, aber der ist um einen Monat verlegt worden.

**Frage:** Deine Frau Ursula war ja auch aktiv.

**Worch:** War und ist – ja.

**Frage:** Du hast mal geäußert, daß du aus Sicherheitsgründen kinderlos bist.

**Worch:** Ja.

**Frage:** Du bist Halb-Waise?

**Worch:** Nicht ganz. Genaugenommen bin ich Anderthalb-Waise. Ich bin Adoptivkind. Mein Adoptivvater hat, als ich sechs Jahre alt war, meine Mutter und mich verlassen, weil er es vorgezogen hat, anstelle seiner Arztpraxis in Hamburg zu betreiben, lieber in Rom mit einer Patientin zusammen Bildhauerei zu machen. Das ging zwar auch nicht gut, aber die Ehe war damit zu Ende.

**Frage:** Deine Mutter ist die Frau Worch, die in Hamburg wohnt – das war deine Postadresse.

**Worch:** Nein, die wohnt nicht mehr in Hamburg, die ist gestorben im Februar 1990. Du hast vielleicht das wunderschöne STERN-Zitat in Erinnerung aus den späten 70er Jahren: „Christian Worch, der eide Jung-Nazi, schützt seine penibel gepflegten Hände bei Demonstrationen immer mit Handschuhen, wohnt bei seiner Mutter in Hamburgs Nobelviertel Pöseldorf und schreibt in seiner Freizeit Science-Fiction-Romane.“ Das ist irgendwann mal von 1978 oder 1979.

**Frage:** Aber unlängst wurde die ganze Geschichte wiederholt mit

der Science Fiction. Da kam wieder was im STERN, Fantasy-Romane hieß es aber da. Der STERN schrieb auch, die hätten dich besucht in deiner Wohnung.

**Worch:** Es stimmt mit Einschränkungen. Ich gebe dem STERN seit 1987 keine Interviews mehr. Ich habe aber ein Interview gegeben, einem freien Journalisten, für die Hamburger Rundschau. Der war tatsächlich bei mir, und da der STERN eine Geschichte über mich bringen wollte, hat der wohl als erster „hier!“ geschrien.

**Frage:** Und von daher kommt also die Geschichte: „Wir stehen bei Christian Worch vor der Wohnung, die Tür ist vierfach verriegelt“ und so weiter.

**Worch:** Die haben nicht richtig hingeschaut. Eine Video-Überwachungsanlage hab' ich nicht. Aber der Rest stimmt ungefähr.

**Frage:** Du hast kein richtiges Klingelschild.

**Worch:** Auch das ist richtig. Allerdings nicht aus Sicherheitsgründen, sondern weil die Verwaltung und ich uns seit fünf Jahren darüber streiten, wer es erneuern muß. Die Verwaltung meint ich, und ich meine die Verwaltung.

**Frage:** Bist du seit 1983 noch einmal eingesperrt worden?

**Worch:** Ja, ich bin 1985 verhaftet worden. Anfang 85 hab' ich sechs Wochen in Lüneburg in Untersuchungshaft gesessen und kriegte dann anschließend einen Prozeß, wurde zu vierzehn Monaten verurteilt, mangels Fluchtgefahr entlassen und habe das Urteil mit einer Revision angefochten. Die Revision wurde im Herbst 1985 verworfen. Ich habe auf den 30. Januar 1986 meinen Gestellungsbefehl bekommen, habe dann vom 30. Januar bis Ende September 1986 in Lübeck gesessen und bin dann zu meiner Überraschung auf zwei Drittel rausgelassen worden.

**Frage:** Warum?

**Worch:** Das war eine Rückstein, die wahrscheinlich blödsinnig war.

**Frage:** Oder sie hat das Urteil nicht gelesen.

**Worch:** Den klar.

**Frage:** Und seitdem?

**Worch:** Seitdem hat's einmal einen Strafbefehl gegen mich gegeben, 2000 oder 3000 Mark Geldbuße.

**Frage:** Bist du sonst festgenommen worden, bei Demonstrationen oder so?

**Worch:** In unseren ganz aktiven Jahren, so ab Herbst 77 bis zu Kühnens Verhaftung – da sind wir durchschnittlich einmal die Woche festgenommen worden, bis Sommer 1978. Seitdem in etwas unregelmäßigeren Abständen, aber... Festnahmen hab' ich nicht mehr gezählt, so zwanzig, dreißig Stück vielleicht. Auch bayerischen Unterbindungsgewahrsam habe ich schon einmal erlebt.

## Die Familie

**Frage:** Es gibt eine Aussage über deine Situation, daß du reich geerbt hast und deswegen nicht darauf angewiesen bist, zu arbeiten und dein Geld in deine Aktivitäten, also voll in die Bewegung, stecken kannst.

**Worch:** Diese Aussage ist richtig. Aber fragt mich nicht nach Einzelheiten, solange ihr eure eigene Einkommensteuererklärung nicht mitbringt.

**Frage:** Wär' ja auch eher peinlich...

**Frage:** Wie gesagt, es gibt – und deswegen frage ich nach – eine gewisse Darstellungspolitik, die dich immer wieder gerne schildert als den vaterlos aufgewachsenen, armen, fehlgeleiteten, jungen Neonazi, ein verwöhntes Kind aus reichem Elternhaus, das das nötige Geld hat, das alles zu betreiben, und das klingt dann immer wieder so als Hobby durch. Das ist eine gewisse Journaille, die das so schildert und die dich meiner Meinung nach sehr verniedlicht.

**Worch:** Das ist nicht ganz richtig. Wenn man sich mit den tiefenpsychologischen Gründen, warum jemand ultraradikale Politik betreibt, befaßt, gibt es natürlich eine ganze Menge potentieller Antworten. Der Umstand, daß ich mehr oder minder vaterlos aufgewachsen bin, hat mir ein Instrumentarium an die Hand gegeben. Meine Durchsetzungsfähigkeit ist – lebensgeschichtlich gesehen – besser entwickelt worden als daß bei Kindern der Fall ist, die mit einem Vater und mit Geschwistern aufwachsen. Aber das treibt einen nicht zwangsläufig dazu, radikale Politik zu machen... Zur konkreten lebensgeschichtlichen Situation, kann man sagen: Der Finanzstatus meiner Familie war über fast hundert Jahre hinweg sehr wechselhaft. Während des Ersten Weltkrieges

haben wir unser ganzes Vermögen verloren, nach dem Motto „Gold gab ich für Eisen“...

**Frage:** Du sprichst von deiner Adoptivfamilie?

**Worch:** Ja. Von meiner Adoptivfamilie. Zu meiner biologischen Familie habe ich keinerlei Beziehung, kenne ich auch gar nicht, hab' dem nie nachgeforscht. – Also, „Gold gab ich für Eisen“, da war das Vermögen dann erst mal weg, dann wurd's in den zwanzigern und frühen dreißiger Jahren wieder aufgebaut, durch ein urgroßväterliches Patent. Nach dem Krieg sah's ein bißchen schlechter aus, weil vor allem auch der männliche Zweig der Familie erst einmal in „automatic arrest“ saß und mein Vater, sprich mein Adoptivvater, der saß zusätzlich ein halbes Jahr in Lünebeck, bis er wegen Simulation einer Geisteskrankheit von den Engländern rausgeschmissen wurde. Er saß wegen Fluchthilfe für Klaus Barbie. ((Anm. d. Tipplers: Klaus Barbie war Gestapo-Chef von Lyon, setzte sich nach Kriegsende nach Südamerika ab.)) Unter all diesen Umständen war natürlich der Einstieg ins Wirtschaftswunder, ich möchte mal sagen, ein bißchen gebremst. Es ging ja vielen Leuten so, die bei der SS oder bei Verteidigungsstellen waren. Was vom Familienvermögen übriggeblieben ist, war ein Haus in der Hamburger Innenstadt. und das haben wir nach dem Tod meiner Großmutter ganz günstig verkaufen können, weil damals die Preise explodiert sind.

**Frage:** Ist das nicht ein Widerspruch für dich, nie nach der eigenen Familie zu suchen? Eure Ideologie ist doch sehr an Wurzeln orientiert, ja, genetisch. Ist vielleicht ein bißchen ein böses Wort...

**Worch:** Ach, genetisch ist doch ein relativ harmloses Wort; andere Leute sagen dazu rassistisch.

**Frage:** Guter Satz...

**Worch:** Nach dem Motto, „wir wollen's lieber von dir selbst hören, wir wollen's nicht als erster aussprechen“, nicht wahr?

**Frage:** Nein, darum ging's jetzt gar nicht. Ich denke, wenn man so einen Begriff benutzt, dann unterstellt man dem anderen sehr leicht etwas. Ich denke, ich weiß, wie ich dich politisch einzuschätzen habe, aber ich muß diese Begriffe nicht benutzen. Ohne etwas aufzuwerten oder abzuwerten oder was auch immer.

**Worch:** Es ist folgendes: Ich betrachte mich nicht im eigentlichen Sinne als Rassistin. Demzufolge interessieren mich die Details meiner biologischen Herkunft gar nicht sonderlich. Ich weiß zufälligerweise, daß meine beiden leiblichen Elternteile Hanseaten waren, sprich also Hamburger der dritten Generation, ich weiß zufälligerweise auch, daß sie beide Jurastudenten waren, möglicherweise ist meine Neigung für die Jurisprudenz also vererbt und nicht allein lebensgeschichtlich oder wegen irgendwelcher Adrenalinausschüttungen bedingt.

**Frage:** Noch mal lebensgeschichtlich: Du sagtest vorhin, dein Vater war in der Partei? Als SS-Offizier?

**Worch:** Nein, er war Arzt, war allerdings bei der Waffen-SS, als Truppenarzt. Da er SS-Arzt war, kam er eben in „automatic arrest“. Er kam allerdings schneller raus als mein Onkel, denn der war Feldwebel bei der Waffen-SS.

## Der Weg zum Nazi

**Frage:** Ich frag' deswegen, es gibt immer einen Punkt in der Biographie, den kann man nicht fixieren, aber das ist der Punkt, an dem es sich entscheidet, in welche Richtung man geht. Und den kann man wegen mir erblich bedingt herleiten, was ich für blödsinnig halte, oder man kann ihn von der Erziehung und Sozialisation herleiten. Ich hab' einen ähnlichen Hintergrund beispielsweise, mit Weltkrieg und so, und hab' mich für die andere Seite entschieden. Der Punkt ist doch: Warum hast du dich für diese Seite entschieden? Also: Wie kam es, daß du dich in diese Richtung entwickelt hast?

**Worch:** Ich kann das an zwei Punkten festmachen. Erstens habe ich mich schon als sehr junger Mensch für Militärgeschichte interessiert. Mein erstes Interessengebiet war das Römische Imperium, und als ich das dann durchhatte, war mein nächstes Interessengebiet der Zweite Weltkrieg. Daß man sich gerade als Deutscher unter diesen Umständen gewissermaßen automatisch mit der eigenen Seite identifiziert, liegt auf der Hand. Es gibt so 'ne schöne Definition von Michael Kühnen, der sagte: „Das eigene Volk oder die eigene Nation ist die

größte Gemeinschaft, zu der man noch ein spontanes Gefühl der Zugehörigkeit automatisch empfindet.“

Und dann habe ich mir irgendwann die Frage gestellt: Wenn unsere militärischen Leistungen, gerechnet auf unsere Einwohnerzahl, gerechnet auf unsere Wirtschaftsstärke, gerechnet auch auf die Zahl unserer Feinde und deren Ressourcen, an und für sich so bemerkenswert waren, dann muß es andere Faktoren geben, abgesehen von den rein militärtechnischen, von den rein militärwissenschaftlichen und militärhistorischen.

Und da hab' ich in dieser Richtung nachgeforscht und bin dazu gekommen, daß es im Endeffekt nicht nur eine Frage von Waffen und Massen und Qualität der Waffen ist, sondern eben eine Frage der Motivation. Damals waren ja gerade auch die militärischen Auseinandersetzungen im Nahen Osten, wo sich dann die Parallele aufdrängte: Denn wie hat der Judenstaat es geschafft, sich mit drei Millionen Menschen gegen hundert Millionen Araber siegreich durchzusetzen? Sich also nicht nur zu behaupten, sondern die in allen Kriegen, egal, welche Seite denn nun gerade angefangen oder das provoziert hat, tatsächlich schon fast vernichtend zu schlagen.

**Frage:** Du meinst Yom Kippur, 1974?

**Worch:** Ja. Das ist ja doch ein Phänomen, das mit mathematischen oder materialistisch-statistischen Grundlagen überhaupt nicht erklärbar ist. So bin ich also zur Frage der Motivation gekommen und hab' festgestellt, daß offensichtlich damals im deutschen Volk eine Art von kollektivistischem Prozeß stattgefunden hat, der bei allen anderen Völkern der moderneren Geschichte, zumindest der europäischen oder westlich geprägten, in dieser Weise nicht bekannt ist. Höchstens natürlich bei den Asiaten, wie die Japaner, das war ja eine relativ parallele Entwicklung; man hat die ja nicht umsonst die Preußen Asiens genannt. Von daher also eine Beschäftigung mit diesem Thema, und ich will jetzt nicht sagen, eine richtige vollständige Identifikation, aber doch zumindest mal ein relativ positiver Ansatz. Den zweiten Anstoß, ungefähr mit dreizehn Jahren, haben ausgerech-

net in meiner Klasse drei oder vier Möchtegern-Marxisten geliefert, die damals anfangen, das, was sie als Marxismus verstanden, uns nahebringen zu wollen. Natürlich ein bißchen unausgegoren, dafür aber mit umso mehr gutem Willen.

Ich habe die Feststellung gemacht, daß die traditionellen Autoritäten gar nicht imstande waren, damit adäquat umzugehen. Nun war das so, daß was war an den sehr rudimentären marxistischen Thesen, die da überkamen, das hat mich aber dann eher gefühlsmäßig abgestoßen. Da war diese Vorstellung von – quasi – Gleichmacherei, die mir nicht gefiel. Und dann habe ich mir überlegt: „Wenn die derzeitigen Autoritäten nicht imstande sind, damit intellektuell klarzukommen, dann ist – unabhängig von den realen Machtverhältnissen – das ja eine Sache, die sich unter Umständen durchsetzen kann.“ Auch wenn's eine Minderheit ist: Wenn der Gedanke durchschlagskräftig genug ist, dann nützt die reale Macht ja nichts, um ihn aufzuhalten. Als Beispiel aus der Geschichte kannst du hier das Christentum nehmen. Demzufolge habe ich nach einer Gegenstrategie gesucht, und diese Gegenstrategie hat mir ein kurzer Blick ins Lexikon gebracht. Ich habe mir gesagt: „Es gibt ja eine weltanschauliche Richtung, die schon einmal in Deutschland in einer innenpolitischen Auseinandersetzung über den Marxismus klarer Sieger war.“ Nicht nur nach Punkten, sondern durch technisches K.O. – könnte man sagen. Dann habe ich angefangen, mich näher damit zu beschäftigen und „Mein Kampf“ zu lesen, das bei meiner Mutter im Bücherregal stand.

**Frage:** Und das war also der Beginn für dich – dich für Adolf Hitler zu interessieren. War das eine Art Hitler-Faszination?

**Worch:** Nein. Die Person Hitler selber war für mich gar nicht unbedingt so faszinierend. Obwohl er einen Anstoß gegeben hat, und es ist fraglich, ob ohne ihn diese Entwicklung auch in dieser Geschwindigkeit hätte stattgefunden. Ich persönlich glaube, daß es hätte stattfinden können. Er war ja auch nicht der eigentliche Erfinder des Nationalsozialismus, da gab es andere, teilweise ja zwanzig oder fast dreißig Jahre vor ihm. Diese Denk-

schiene, diese Verbindung der beiden großen Denkschienen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, des Nationalismus und eben des aufkommenden Sozialismus, die lag schon irgendwo auf der Hand. Das Bürgertum, das hatte sich an und für sich durch Inzucht und durch alles mögliche erledigt. Die gesellschaftliche Umwälzung war vonnöten, das konnte ja nicht ewig so weitergehen.

## Intellektualität

**Frage:** Du hast mal den schönen Satz gesagt: „Höchstens zwei Prozent der Kameraden befinden sich auf meinem intellektuellen Niveau.“

**Worch:** Da gehe ich davon aus. Aber ich würde sagen, höchstens ein Prozent der Menschheit befindet sich auf meinem intellektuellen Niveau. Von daher bezieht sich das nicht unbedingt nur auf meine Kameraden.

**Frage:** Das ist zwar kein Rassismus, aber eine ganz klare Erfassung der Menschen als unterschiedlich wertvoll oder unterschiedlich begabt...

**Worch:** Das ist richtig. Ich vertrete einen mehr oder minder elitäristischen Gedanken.

**Frage:** Und das, obwohl du nicht universitär gebildet bist...

**Worch:** Nach dem Mauerfall gab's ein gewisses Frühlingserwachen des Revisionismus, wobei sich plötzlich Kreise aktivierten, denen wir das nicht zugetraut hätten, weil wir die als Stubenhocker betrachtet hatten. Da hatten wir ein bißchen Auseinandersetzungen, weil die ziemlich weit von oben auf meinen Kameradenkreis herunterguckten. Auf mich natürlich nicht, weil ich nach alten kaiserlichen Regeln zwar nicht mal satisfaktionsfähig war... es sei denn, ich hätte einen militärischen Rang in einer illegalen Organisation geltend gemacht, was ich lieber nicht getan hätte. Die Korps-Studenten merkten schon, daß sie bei einer geistigen Auseinandersetzung mit mir nur mit Mühe mithalten konnten.

**Frage:** Welcher militärische Rang in welcher illegalen Organisation?

**Worch:** Ich kann's sagen, es ist verjährt. Aber ich habe meine politische Karriere als Sturmführer in der illegalen SA begonnen. Das entspricht im militärischen Bereich

dem Rang eines Leutnants.

**Frage:** Nochmal zu den Studenten...

**Worch:** Wir hatten in Hamburg mal eine Gruppe, die nannte sich Gruppe 146, das waren also Leute, die haben sich auf den Artikel 146 des Grundgesetzes berufen. ((Anm. d. Tipppers: Im Artikel 146 steht: „Dieses Grundgesetz gilt, bis das ganze deutsche Volk sich in freier Selbstbestimmung eine neue Verfassung gibt.“ Diese studentischen Kreise wollten eine neue Verfassung – vor dem Anschluß der DDR an die BRD.)) Die haben an der Hamburger Universität eine Veranstaltung mit Dr. Oberlercher durchgeführt. Wir hatten eine Art von Vorbereitungstreffen in deren Burschenschaftshaus, und da sprachen die unter anderem davon, daß es einige kleine Störungen geben könnte bei dieser Veranstaltung, und einer von denen sagte ganz locker: „Na ja, das ist ja alles nicht so schlimm, ich nehm' ein paar Kisten Bier und hol' mir die Rocker.“ So nach dem Motto: „Das Pack kann sich mal für uns schlagen.“ Bedauerlicherweise hat er das aber nicht geschafft, denn es gab Krawall, und die einzigen, die da waren und sich tatsächlich geprügelt haben, das waren neben meinen Kameraden einige Korps-Studenten. Irgendwie hatte der Mann zu den Rockern nicht den richtigen Draht... Wir haben ihm damals noch gesagt: „Stell dir das mit den Jungs bitte nicht so einfach vor. Wenn du da hinkommst, dann mußt du einen gewissen Stallgeruch haben. Die paar Kästen Bier, die können hilfreich sein, aber eher als sekundäres Argument. Entweder kriegst du einen Draht zu den Leuten, dann sind sie auch ohne das Bier bereit, etwas für dich zu tun, oder aber sie sagen unter Umständen ‚ja‘ und lassen dich dann eiskalt im Regen stehen.“ Im schlimmsten Fall schmeißen sie ihn mit Prügeln raus, aber das ist sogar bei Rockern eher unwahrscheinlich.

**Frage:** Weil der wieder unter ihrer Würde steht...

**Worch:** Ja, gar keine Frage. Das ist ja auch eines der Faszinosen des Nationalsozialismus; das war ja auch der systematische Kampf gegen alte Klassenschranken. Das war genauso der Versuch der Verbindung beziehungsweise der gleichwertigen Darstellung des Arbeiters

der Stirn und des Arbeiters der Faust. Ich würde den Teufel tun, mich in einem anderen als im intellektuellen Bereich einem ganz normalen Arbeiter als überlegen zu bezeichnen. Ich kann möglicherweise schneller denken als der und bin möglicherweise geeigneter, einen Prozeß zu führen und ein Interview zu geben oder tiefenpsychologische Studien anzustellen oder ein Flugblatt zu entwerfen, aber wenn es darum geht, daß mein Auto in einer Parklücke steht und es da rausgetragen werden muß, weil links und rechts einer davorsteht, dann sind Leute meinesgleichen vielleicht weniger geeignet als vier Möbelpacker. Es auch kann Situationen geben, wo einem der ganze Intellekt überhaupt nichts nutzt, aber wo einem ein paar Muckis auf den Armen mehr was nutzen. Evolutionär gesehen weiß man im Endeffekt ja nie, welche von diesen Leuten überleben – die, die's im Kopf haben, oder die, die's in den Beinen haben, oder die, die's in den Armen haben.

## Literatur und Fandom

**Frage:** Wann hast du mit dem Lesen angefangen?

**Worch:** Wenn du es ganz zurückverfolgst, dann war es wohl die PERRY RHODAN-Serie, so Mitte bis Ende der 60er Jahre. So elf, zwölf war ich da, als ich das erste Heft in den Händen hatte. Ich hab' im Laufe meines Lebens an die 3000 Bücher gelesen, Romanhefte mal nicht mitgezählt. Gerade so zwischen zehn und dem Ende meiner Schulzeit habe ich fast alles verschlungen, was ich irgendwie in die Hand kriegte. Da hab ich sogar die Bibliothek meiner Mutter rauf- und runtergelesen, obwohl das meiste davon für mich total uninteressant war, also Romane aus den fünfziger Jahren.

**Frage:** Du warst eine Zeitlang aktiv im Fandom?

**Worch:** Ich habe ungefähr 1975 damit angefangen, und bis 1979 war ich in den Kreisen relativ aktiv, dann flachte das so langsam ab.

**Frage:** Du warst zuletzt auf einem Con in Hannover, in den 80er Jahren.

**Worch:** Das stimmt!

**Frage:** Es gibt diese obskure Behauptung, du seist in Hamburg mal

bei so einem SF-Kostümfest aufgetaucht, und zwar maskiert. Es hieß immer, das seist du gewesen, aber man konnte sich nicht darauf einig werden, weil sich keiner getraut hat, dich anzusprechen.

**Worch:** Die Maske war so was ähnliches wie eine Fischkopfmassage, so wie dieses Monster aus den Sümpfen. Frag' mich bitte nicht, wie das im Film heißt, so halb Frosch, halb Fisch, mit so einem grünen Hahnenkamm, also Punk, bevor's Punk gab.

**Frage:** Ja ja, ich notier mir das mal. Vielleicht kriegen wir so eine Maske aufgetrieben...

**Worch:** Da mußt du Detlef Harnack fragen, denn aus seinem Fundus stammte sie.

**Frage:** Können wir machen. Den kennen wir ja auch, der ist immer noch im Fandom. Unter wechselndem Namen...

**Worch:** Unter mehreren Namen, das ist richtig. Insgesamt, ich glaube, drei, es können auch mehr sein.

**Frage:** Detlef Harnack, Falk von den Buchen, Henning Duve...

**Worch:** Ja, mehr fallen mir im Augenblick nicht ein. Ich würd' bei ihm nicht wetten, daß es vielleicht nicht noch zwei, drei mehr gibt.

**Frage:** Den Club hab' ich noch auf meinem Zettel stehen, diesen Cro Magnon. Hast du zu denen noch Kontakt?

**Worch:** Zu dem Verein als solchen nicht. Zu Detlef Harnack selber ja.

**Frage:** Es hieß, deine Frau Ursula sei Mitglied im SFC Cro Magnon.

**Worch:** Das ist nicht ganz falsch. Wir sind meines Wissens nie ausgetreten, aber möglicherweise wegen Inaktivität und Nichtzahlung von Beiträgen mal rausgeschmissen worden.

**Frage:** Wie bist du an unsere Adressen rangekommen?

**Worch:** Ich weiß nicht mehr genau, von wem, ich mußte rumfragen...

**Frage:** Wir sind damals nämlich beide kurz vorher umgezogen und waren sehr irritiert... Duwe und du, ihr wart ja persönliche Freunde, wenn ich mich recht entsinne.

**Worch:** Wer bitte?

**Frage:** Duve. Harnack.

**Worch:** Ja.

**Frage:** Er hat dir doch den Umzug gemacht.

**Worch:** Was hat er?

**Frage:** Dir beim Umzug geholfen.

**Worch:** (sichtlich sprachlos)

**Frage 1:** Der Geheimdienst funk-

tioniert eben gut.

**Frage 2:** Ja. Aber nur, wenn ich ihn anwerfe.

**Worch:** (lacht)

## Neue und alte Geschichten

**Frage:** Wir veröffentlichen ja Geschichten von dir, neue... Du schreibst immer noch? Wie ging das denn los?

**Worch:** Man muß sich das folgen-dermaßen vorstellen: Ich hatte damals eine Saalverhaftung, nachdem die Urteilsverkündung verlesen worden war, wegen sogenannter Fluchtgefahr, und bin ins Untersuchungsgefängnis gekommen. Weil die politische Polizei Hamburg mich nicht sonderlich leiden konnte, haben die auf irgendwelchen Umwegen dafür gesorgt, daß ich erst einmal für ein halbes Jahr Totalisolation erleben durfte. Das muß man sich so vorstellen: kein Kontakt zu Mitgefangenen, keine gemeinsame Freistunde, immer allein im Hof rumlaufen. In diesem Jahr Untersuchungshaft habe ich schätzungsweise tausend engbeschriebene Schreibmaschinenseiten Manuskripte verfaßt. Das war da meine Hauptbeschäftigung. Dann kam ich in Strafhaft, das heißt, man hat immer mit einigen Leuten zwei, drei Stunden täglich internen Kontakt. Da war ich nicht mehr so motiviert zum Schreiben, weil es andere Abwechslungsmöglichkeiten gab. Der „Weltenwanderer“-Zyklus ist also in der Untersuchungshaft begonnen worden, mit diesem einen Roman. Dann gibt es einen zweiten, und es gibt eine ganze Menge Ansätze, da weiterzumachen, aber ich bin noch nicht dazu gekommen. Da bin ich noch nicht hundertprozentig motiviert.

**Frage:** Im TIME GLADIATOR erschien damals eine Geschichte in Fortsetzungen, in der ging's um einen Helden, von dem schreibst du mir damals, es sei nicht zufällig, daß der als weißer Söldner in Südafrika gekämpft hat. Es war also schon Anfang der 80er Jahre ein politischer Hintergrund vorhanden.

**Worch:** Bei dieser Geschichte war ein einwandfreier politischer Hintergrund vorhanden. Diese Gestalt, den du als eine Art Faschist im klas-

sischen Sinne bezeichnen kannst...

**Frage:** Soweit ich mich erinnere, wehrt er eine Invasion auf die Erde ab. Mit sehr harten militärischen Mitteln, aber erfolgreich. – Das war also eine politische Geschichte?

**Worch:** Das war eine eindeutig politische Geschichte. Geschrieben nicht nur zu meiner persönlichen Entspannung, nicht, um irgendwelche Leute anzuwerben oder sonstwas. Mir ging es darum, Leute in eine Konfliktsituation zu bringen: Da ist auf der einen Seite eine Gestalt, die insbesondere wegen ihres weltanschaulichen Hintergrundes ablehnenswert erscheint, die andererseits aber eben durch geistige Überlegenheit besticht. Nach dem Motto: „Du darfst böse sein, aber du mußt dabei möglichst intelligent sein.“

**Frage:** Diese Figur des Weltraumhelden – ist das im Prinzip der Christian Worch, wie du ihn dir wünschst würdest?

**Worch:** Nein. Ein Teil davon.

## Quadratur des Kreises

**Frage:** In deiner Story „Quadratur des Kreises“ beschreibst du im Prinzip der Weg eines Menschen, der vom politischen Aktivist zum politischen Terroristen wird. Schon damals, als ich die zum ersten Mal las, dachte ich ich die ganze Zeit: „Im Prinzip schreibt er doch über sich selbst.“

**Worch:** Die ersten zwei Drittel sind eigene Erlebnisse bis ungefähr zum Zeitpunkt der Haftentlassung. Das ist dieser Punkt, wo der Aktivist seine Schreibmaschine wegschmeißt, weil er der Meinung ist, die Zeit für Worte sei jetzt vorbei.

**Frage:** Diese Geschichte kann ich ohne Probleme, indem ich wenige Worte ändere, in die Geschichte eines kommunistischen Widerstandskämpfers umdichten.

**Worch:** Das kannst du genausogut, wenn nicht noch besser... Es sei denn, daß du die Angehörigen der RAF oder des 2. Juni als Kommunisten betrachtest, ich betrachte die nicht als Kommunisten. Aber da kannst du lange diskutieren, vor allem, wenn du mit einem von denen am Tisch sitzt... Im Prinzip zeichnete sich damals schon in den späten 70er Jahren ab, daß unsere

Szene oder Teile davon eine ähnliche Entwicklung beschreiben werden.

**Frage:** Also Terror von rechts.

**Worch:** Ja... daß Teile der rechten Szene eine ähnliche Entwicklung beschreiben könnten wie jener Teil der APO, der sich abgespalten hat, von sich aus militanter geworden ist und immer stärker in die Militanz hineingedrängt wurde. Das System, mit dem wir es heute zu tun haben, ist identisch mit dem System, mit dem wir es Ende der 60er Jahre zu tun hatten. Die Methoden der Machtausübung sind nach wie vor die gleichen. Und wenn du eine politische Oppositionsbewegung hast, egal, wie radikal oder wie gemäßigt sie ist, und du willst sie nicht in den sogenannten demokratischen Prozeß integrieren, du willst sie nicht nach oben kommen lassen, um deine eigenen Pfründe zu sichern, dann mußt du verfahren nach dem uralten römischen System des „divide et impere“ – indem du sie einfach zerteilst.

**Frage:** Divida et impera.

**Worch:** Mein Latein ist ein bißchen verrostet, das gebe ich zu. Michael pflegte dazu immer zu sagen: „Ich erschlage die Leute mit den Trümmern meiner klassischen Bildung.“

**Frage:** Wenn du von Michael sprichst, meinst du...

**Worch:** Kühnen.

## Fantasy & Faschismus

**Frage:** Zurück zum Thema: Es gibt immer wieder den Vorwurf, daß Fantasy faschistisch sei...

**Worch:** Western von G. F. Unger sind mindestens so faschistisch wie die Romane um Conan den Barbaren. Wenn nicht noch ein bißchen mehr. Natürlich ist Fantasy bis zu einem gewissen Maße faschistoid, weil das ja Atavismus pur ist.

**Frage:** ...der starke Held... klassische alte archaische Gesellschaftsstruktur...

**Worch:** ...sicherlich auch in gewissem Maße sexistisch... obwohl, als ich damals anfing, Fantasy zu lesen, da gab's eben Conan, aber in der Urfassung. Was später dazugeschrieben worden ist, ist ja fast alles schon Müll. Dann gab es die ersten Romane der inzwischen zum größten Teil indizierten Gor-Serie, die Gor-Romane fand ich zum Teil echt spannend. Ich konnte mich bei

den Favoriten nicht festlegen, ob es Norman oder Howard war. Was gab's sonst noch? Carter gab's, Lyon Sprague de Camp und so...

**Frage:** Es gab nur Sword & Sorcery, diese märchenhafte Fantasy gab's damals noch nicht.

**Worch:** Okay, Tolkien gab's, das ist richtig.

**Frage:** Die ganze Fantasy war sehr – sagen wir mal – grobschlächtig, vor allem wegen der Sword & Sorcery, und der Vorwurf kam nicht nur aus der linken Science-Fiction-Szene. Auch von der bürgerlichen Presse wurde immer wieder der Vorwurf gebracht, Science Fiction und Fantasy, vor allem Fantasy eben, sei Literatur für Faschisten.

**Worch:** Zum damaligen Zeitpunkt kann man das so sehen. Wenn man sich heute beispielsweise Norman betrachtet, das ist ja Sexismus pur, bei Howard bzw. denen, die später daran mitgearbeitet haben, kam's nicht ganz so deutlich durch. Das Urmoment ist die Durchsetzung mit Hilfe gewalttätiger Instrumentarien, quasi sehr atavistisch.

**Frage:** Du hast damals geschrieben, Kühnen habe zu dir gesagt: „Schreib doch völkische Fantasy, mit Fahnen und Symbolen!“ Du habest damals gesagt, das eine sei dein Hobby, das andere sei die Politik.

**Worch:** Das ist richtig.

**Frage:** Gilt das heute noch? Oder wie sehr galt das damals?

**Worch:** Das galt damals, das gilt heute im Prinzip genauso. Allerdings mit dem einen Unterschied: Ich komme heute viel weniger in Versuchung, beides zu verknüpfen, weil ich viel weniger schreibe als damals.

**Frage:** Aus Zeitgründen, denke ich.

**Worch:** Nicht nur aus Zeitgründen.

**Frage:** Bist du eigentlich nach wie vor auf dem laufenden im Bereich der Literatur, vor allem Fantasy und SF?

**Worch:** Ich bin in der früheren Buchhandlung von Loock, ich weiß gar nicht, wer jetzt da der Eigentümer ist, absoluter Stammkunde. Da schau' ich durchschnittlich alle zehn Tage rein und besorg' mir ein paar Neuheiten. Es passiert mir allerdings häufig, öfter als früher, daß ich Bücher anfangs zu lesen und dann einfach feststelle, das hab' ich schon mal irgendwie gelesen, in tausend verschiedenen Varianten.

**Frage:** Welcher Roman hat dich in letzter Zeit beeindruckt?

**Worch:** Was ich durchgehend gerne gelesen habe, war alles, was aus der Shadowrun-Serie stammte. Das hat mich dermaßen beeindruckt, daß ich mir vor zwei Jahren das erstmal in meinem Leben eines in der Originalsprache gekauft habe. Wird mir vielleicht nach den nächsten zehn irgendwann über, denn dann fängt es an, sich zu wiederholen. Aber diese Grundgedanken, die sind ja doch sehr inspirativ, und die Verquickung ist gelungen.

**Frage:** Was hältst du von Alpers: ein Deutscher, der Shadowrun schreibt? Hast du den gelesen?

**Worch:** (lacht) Ich hab' den ersten Teil, „Deutschland in den Schatten“, vor etwa anderhalb Monaten gelesen, also kurz, nachdem er rauskam.

**Frage:** Der Alpers wird uns kreuzigen...

**Worch:** Der bringt euch um, weil ich seinen Kram lese?

**Frage:** Nein. Nur wenn wir diese Aussagen drucken.

**Worch:** Das ist natürlich euer Problem. Aber was die Lektüre angeht: Ist das mein Problem?

## König von Deutschland

**Frage:** Es gibt von dir zwei Artikel über Zensur in der Fantasy, einmal ein Artikel über Norman Spinrad und einmal allgemein über Fantasy als „jugendgefährdend“. Was ist dein Standpunkt zu Zensur?

**Worch:** Das ist ungeheuer schwierig. Ich würde es, wenn ich König von Deutschland wäre, so handhaben, daß ich eine Zensur im klassischen Sinne nicht ausüben würde, daß ich aber dafür sorgen würde, daß das Papierkontingent begrenzt ist. Ich würde mir allerdings nicht die Mühe machen, daß ich sage: „Das will ich grundsätzlich nicht auf dem Literaturmarkt haben, das halte ich für so gefährlich, das müßte man auf der Stelle verbrennen.“ Ich bin der Meinung, daß es kein Buch gibt, das so gefährlich sein kann. Das einzige, was ich aus dem Handel nehmen würde, das wären Gewaltpornographie und Kinderpornographie. Aber alles oberhalb dieser Schwelle, ob das nun Literatur oder ein Sachbuch

ist, ob nun regierungskonform oder regierungskritisch, da soll sich doch jeder seine eigenen Gedanken machen.

**Frage:** Du hast gerade so schön gesagt: „Wenn ich König von Deutschland wäre“... Stell dir vor, du bist der geheimnisvolle Hohenzollern-Klon. Am Sonntag kommst du an die Macht. König von Deutschland. Christian der Erste. Oder Friedrich der Erste. Oder...

**Worch:** Christiane gab es nur bei den Dänen, glaub' ich. Es wurde noch kein Christian König von Deutschland.

**Frage:** Ein Däne hat's versucht im Dreißigjährigen Krieg.

**Worch:** Ja, aber der Versuch scheiterte ja recht heftig.

**Frage:** Dann wäre auch dein Verschwinden recht einfach zu erklären. Wenn du mal erschossen wirst, könnte man sagen, der ist in die Gruft zurückgekehrt.

**Worch:** Das ist eine schwierige Frage, da bin ich seelisch nicht drauf vorbereitet. Wahrscheinlich, ähm...

**Frage:** (Leises Gelächter)

**Worch:** Nicht, daß es von heute auf morgen oder im Verlauf der nächsten Tage passiert. Aber wenn du gesagt hättest, in vier Wochen, dann hätte ich ein bißchen länger darüber nachgedacht. Na ja, jetzt mal ins Unreine gesprochen: Ich würde erstens sicher ein einwöchiges Staatsfest anordnen, bitteschön mit Tanz auf den Straßen und allem, was dazugehört, mit Freibier. Und zweitens würde ich ungefähr 90 Prozent der Leute, die in den Knästen sitzen, rauslassen.

**Frage:** Wen würdest du nicht rauslassen?

**Worch:** Sittlichkeitsverbrecher und Psychopathen, also psychopathische Massenmörder, wo du relativ sicher bist, daß die wieder was tun.

**Frage:** Und die normalen Haftdelikte...

**Worch:** Weißt du, wenn du dir den typischen Mörder anschaut, der im Knast sitzt: Der hat seine Ehefrau erschossen oder sonst jemand, meist ein Beziehungsdelikt begangen – die Wahrscheinlichkeit, daß der noch mal jemand tötet, ist gegen Null.

**Frage:** Und dann, was machst du dann? Die Leute haben gefeiert, die Knäste sind leer. Und jetzt?

**Worch:** (lacht) Da muß man vielleicht anfangen, sie wieder vollzu-

machen. – Nein! Aber was dich jetzt wahrscheinlich interessiert, ist wohl die Frage, was ich dann mit der sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit formierenden Opposition tun würde.

**Frage:** Ja. Was geschieht mit politischen Gegnern?

**Worch:** In meiner jetzigen Situation, wäre ich sicher dazu bereit, Zigtausende von Menschen zu erschießen. Am besten noch persönlich. So lange, bis mir der Finger so dick geschwollen ist, daß ich ihn in keinen Abzug mehr reinkriege. Aber wenn diese Situation plötzlich eingetreten würde, dann muß sich meiner Meinung nach das ganze Denken sofort ändern. Und zwar einmal aus politischen und einmal natürlich aus psychologischen Gründen. Dann wären mir diese Leute doch, wenn ich an der Macht wäre, viel zu unwichtig, um mich an ihnen zu rächen.

**Frage:** Was würdest du konkret tun?

**Worch:** Ich würde mit der Realisierung verschiedener innenpolitischer und vor allem wirtschaftspolitischer Vorstellungen beginnen. Das würde hinauslaufen auf eine schrittweise Reduzierung der hier lebenden Ausländer bis hin zu – sagen wir mal – runter auf 500 000 bis maximal eine Million, das halte ich für...

**Frage:** Wie werden die reduziert?

**Worch:** Zuerst werden die, die sich straffällig gemacht haben, sofort zurückgeschickt. Von heute auf morgen, solange die Flugzeuge tragen. Als nächstes werden die Grenzen für Asylbewerber dichtgemacht und die, die als Asylbewerber hier in der Gegend herumspringen, werden auch wieder dahingebbracht, wo sie herkamen. Als drittes haben wir dann Leute, deren Sozialisierungsgrad in Deutschland ziemlich weit fortgeschritten ist und die von daher kein Problem darstellen. Da müßte man versuchen, mit einem Rückwanderungsprogramm zu arbeiten, wie das in den 70er Jahren von der damaligen Bundesregierung versucht worden ist. Nur haben die einfach nicht genug geboten. Stell dir doch mal vor: Wenn ich einen türkischen Arbeiter habe, der jetzt fünfzig ist, der zwanzig Jahre hier gearbeitet hat, und ich sage dem, „du kriegst 20 000 Mark und gehst zurück nach Anatolien“, da lacht der doch nur. Wenn ich

dem sage, „du kriegst 100 000 Mark und gehst zurück nach Anatolien“, dann fängt er schon an, da ernsthaft darüber nachzudenken. Und wenn ich da noch mal 50 000 drauflege oder das ganze auf 200 000 Mark verdopple, dann sagt er „Allemania good bye“. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Es gibt die wenigen, die sagen: „Deutschland gefällt uns so gut, wir leben jetzt 20 Jahre hier. Wir fühlen uns hier so zuhause, auch wenn wir die türkische Staatsangehörigkeit behalten wollen, aus historischen oder psychologischen Gründen.“ Das ist eine so geringe Minderheit, die kann das deutsche Volk mental und biologisch verkraften. Wir haben ja immer mit einem Anteil von 500 000 oder einer Million Ausländer im Reich gelebt.

**Frage:** Mit „Reich“ meinst du wohl Deutschland.

**Worch:** Ja, das Deutsche Reich. Ich würde die Bundesrepublik sofort in Deutsches Reich umbenennen, gar keine Frage. Das wäre also gewissermaßen rein formell gesehen fast schon der erste Schritt.

**Frage:** Was ist mit den verlorenen Gebieten? Was würdest du zurückholen wollen?

**Worch:** Soll ich jetzt vor meinem inneren Auge die ganze Landkarte ablaufen lassen und sagen –

**Frage:** Ja.

**Worch:** Gut. Oberschlesien, dann haben wir da noch Ostpreußen...

**Frage:** Was ist mit Westpreußen, dem Warthegau? Das war ja bis 1918 dabei.

**Worch:** Laß es uns doch viel einfacher machen. Ich würde mir ernsthafte Gedanken machen, was ich haben wollte. Entweder von vorne nach hinten in die Geschichte, also das Deutsche Reich in den Grenzen vom 1. September 1939 ((Anm. d. Tipplers: inklusive Österreich, Sudetenland und „Protektorat Böhmen und Mähren“, sprich Tschechische Republik)). Oder das Deutsche Reich in den Grenzen vom 31.12.1937 oder das Deutsche Reich in den Grenzen vom August 1914 ((Anm. d. Tipplers: also mit Elsaß-Lothringen, Westpreußen, Nord-Schleswig)). Oder – wie einige Scherzbolde aus unserer Szene zu sagen pflegen – wir wollen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in den Grenzen von 1250.

**Frage:** Mit Sizilien?

**Worch:** Ja, mit Sizilien.

**Frage:** Und ohne DDR?

**Worch:** Und ohne DDR. Das wäre bei der heutigen deutschen Bevölkerung und bei der derzeitigen wirtschaftlichen Probleme wohl das einzige, womit die Massen zu begeistern wären. Wir nehmen fast ganz Italien...

**Frage:** Und Eupen-Malmedy und Österreich...

**Worch:** Ja, das hat 1250 dazu gehört.

**Frage:** Und Krain und Ober-Krain, das ist heute Slowenien.

**Worch:** Hätte ich auch nichts dagegen. Aber, wie gesagt, wir gehen mal von dem aus, was uns historisch näherliegt. Das ist der Status Quo vor Beginn des Zweiten Weltkrieges. Das ist doch nichts anderes als eine Verhandlungsfrage. Den größten Teil von dem, was wir im Osten ganz gerne wieder zurückhaben wollen, hat Polen. Polen als solches ist in seiner Geschichte fast nie lebensfähig gewesen und ist auch heute nicht lebensfähig. „Polnische Wirtschaft“ – das ist ja nicht nur ein Begriff. Kaufen wir ihnen die Gebiete doch einfach ab! Wir sanieren denen ihre Wirtschaft. und sie räumen uns dafür die Landstriche. Die Polen, die dableiben wollen, können bleiben und ihre Einbürgerung ins Reich beantragen. Was meinst du, was manche Polen für einen deutschen Paß bezahlen würden? Und so kriegen sie ihn sogar umsonst.

**Frage:** Du würdest allen Ernstes versuchen, ein landschaftlich total ruiniertes Gebiet wie Oberschlesien, in dem buchstäblich kein Grashalm mehr wächst, zurückzuholen?

**Worch:** Selbstverständlich.

**Frage:** Für dich gibt es also den Mythos „deutscher Boden“?

**Worch:** Ja.

**Frage:** Deutscher Boden ist also für dich irgendwie...

**Worch:** In Verbindung mit dem deutschen Volk.

**Frage:** Es gibt also eine zusammengehörende Einheit aus deutschem Boden und deutschem Volk, der historisch einzuordnen ist?

**Worch:** Ja. Insofern bin ich tatsächlich ein Anhänger dieser sogenannten Blut-und-Boden-Ideologie. Meiner Meinung nach ist beides miteinander untrennbar.

**Frage:** Da ist aber die Einordnung schon etwas schwierig...

**Worch:** Setz die Grenze doch bei

fünfzig Prozent. Alles was nach dem Ersten Weltkrieg bei fünfzig Prozent und mehr früherem deutschen Bevölkerungsanteil liegt – das will ich gerne wiederhaben. Und alles, was darunter liegt, also ab 49,9 Prozent – „schade drum, aber Pech“.

**Frage:** Es gibt diese Karte: „Deutschland ist größer als die Bundesrepublik.“ Die wurde früher von der NPD gedruckt, die angeblichen drei Teile, also BRD, DDR und Ostgebiete. Lustigerweise ohne Österreich, und es fehlen immer Südschleswig, Eupen-Malmedy und Elsaß-Lothringen.

**Worch:** Das ist insofern richtig, weil es sich da um blutsverwandte Nachbarvölker handelt. Ich würde keinen Grund sehen, mich mit den Nordfranzosen wegen Elsaß-Lothringen zu streiten.

**Frage:** Laß uns die „Königs“-Frage weiter betreiben: Die Frage des politischen Gegners steht nach wie vor im Raum.

**Worch:** Ich denke, wenn ich im Besitz der Macht und der Kommunikationsmittel bin, ist der politische Gegner nicht mehr so furchtbar ernstzunehmen. Wenn ich mir vorstelle, da sitzt irgendwo ein Haufen von Anarchos oder sonstwas, die haben 'ne Kellerdruckerei und stellen jede Woche unter Anspannung all ihrer privaten und finanziellen Kräfte 100 000 Flugblätter her. Die BILD-Zeitung gibt täglich sechs Millionen Exemplare heraus, ich hab' sie gleichgeschaltet, und die drucken, was ich ihnen sage. Welche Rolle spielen dann bitte die 100 000 Flugblätter? In dem Moment, in dem eine oppositionelle Gruppe zur Gewalt auffordert, und zwar nicht mit vermeintlich hintergründigen Gewaltaufforderungen, sondern ganz offen sagt, „Killt Worch“, würde ich aber eingreifen. Das sind Dinge, die ich mir dann nicht mehr gefallen lassen würde. Wenn die einfach schreiben: „Worch ist ein Idiot“ – na und? Sollen sie's doch glauben! Vielleicht haben sie sogar recht.

**Frage:** Die herrschenden Kräfte in diesem Land haben ja die Meinungsbildung in ihren Händen: Medien, Privatmedien, BILD-Zeitung und so weiter. Und trotzdem geht der Staat ganz massiv sowohl gegen die rechten als auch die linken „Untergrund“-Leute vor. Würdest du das etwa nicht tun?

**Worch:** Nein. Ich sehe da gar keine Veranlassung dazu.

**Frage:** Na ja, das würde ich an deiner Stelle – jetzt ganz ehrlich – auch sagen...

**Worch:** Gut, ein Beispiel: Irmgard Möller. Die wäre nicht unter den zehn Prozent, die drinbleiben müßten. Ich gehe von der Situation von heute aus, nicht nur von der fiktiven Situation, wenn ich König von Deutschland wäre: Ich verwandle mich von heute auf morgen in Herrn Kohl... Ich gehe davon aus, wenn ich die Ex-RAFis und die Noch-RAFler heute aus dem Knast rauslassen würde – ich glaube nicht, daß einer von denen sofort wieder zur Waffe greifen würde.

Ich denke, daß die zuerst einmal ein paar Wochen oder Monate abwarten würden, einfach die Situation sondieren, ihren persönlichen Lebensbereich beispielsweise: Werden wir ständig verfolgt, werden unsere Autos, werden unsere Wohnungen verwandt? Und wenn die dann feststellen, daß gar nichts passiert, außer daß schlimmstenfalls irgendwann einen beim Einkaufen anschaut und sagt, „sagen Sie mal, Sie waren doch mal Terrorist, sind Sie das immer noch?“ – wenn dann gar nichts passiert, dann würde er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ins Nachdenken geraten. Und dann die Entscheidung zu treffen, ich setze sofort wieder den bewaffneten Kampf fort – welche Motivation soll es dann dafür geben? Wenn die so aus dem Blick gelassen werden, wenn keiner hinter ihnen herschreit, dann wissen die: In sechs Monaten oder in einem Jahr wird sich das wahrscheinlich auch nicht geändert haben. Und dann sind sie in einer Situation, in der sie sich sagen: „Komm, laß uns erst mal ein anderes Leben führen“.

Wie war das denn beispielsweise 1933, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten? Gut, die haben jede Menge Kommunisten erst einmal eingesperrt, teilweise über Jahre hinweg, und der eine oder andere ist dann bis zu seinem natürlichen oder unnatürlichen Ende im Knast gegessen...

**Frage:** ...im KZ...

**Worch:** ...oder im KZ. Aber die breite Masse an Anhängern der Kommunistischen Partei haben sie nicht eingesperrt. Und das sind dann nach '33 teilweise die besten

Nationalsozialisten geworden.

**Frage:** So einfach war's ja wohl nicht.

**Worch:** Man hat die Führungsspitzen ausgeschaltet weil man es damals mit einem Massenphänomen zu tun hatte, weil die Wehrverbände der Kommunistischen Partei zuzüglich der Sozialdemokratischen Partei recht stark waren. Die hatten ja schon eine Stärke in sechsstelliger Höhe. Das war für die damaligen Machthaber ein zu hohes innenpolitisches Risiko, weil die Instrumente der Machtausübung damals noch nicht so verfeinert waren wie heute.

**Frage:** Es gab damals doch Angebote von der Mitte in Deutschland, um 1933 und vorher schon, mit den Rechten zusammenzuarbeiten.

**Worch:** Wir hätten besser dagestanden, wenn wir Röhm und seine Thesen oder Vorstellungen gefolgt wären...

**Frage:** Wir... das heißt du und Goebbels...

**Worch:** Ja... ich bin da sozusagen in der historischen Kontinuität. „Wir“ als die damalige Führung des deutschen Volkes und die künftige Wiederführung des deutschen Volkes sind der Meinung, daß „wir“ damals so besser gefahren wären.

## Kontinuität & Karriere

**Frage:** Gibt es ein Vorbild unter den toten oder noch lebenden Nazi-Führern für dich? Verehrst du einen?

**Worch:** Hm. Michael Kühnen hat mit seinem Stellvertreter ja 1983/84 Leon Degrelle ((Ex-Anführer der SS-Division Wallonie im Zweiten Weltkrieg – Anm. d. Tipplers)) in Madrid besucht, und da war ein Kamerateam dabei. Die Frage nach der Zukunft stellte man auch Degrelle, und dann hat der freundlich lächelnd gesagt: „Da müssen Sie diese beiden jungen Männer fragen“, speziell mit Blick auf Michael, „da müssen Sie diesen jungen Mann fragen, ich bin für die Vergangenheit zuständig, das ist die Zukunft.“

**Frage:** Es geht um die Frage der Kontinuität. Ihr braucht ja jemand, an den man das „alte“ weitergeben kann. Eine charismatische Leitfigur.

**Worch:** Da sehe ich mich nicht. Obwohl es gibt in unseren Reihen Leute, die bitte in Anführungsstrichen, die das versucht haben. Beispielsweise der Roeder ((Manfred Roeder, wurde als Nazi-Terrorist verurteilt – Anm. d. Tippers)). Der hat ja dem Vernehmen nach mal den Dönitz ((letzter Regierungschef des Dritten Reiches, wurde von Hitler eingesetzt – Anm. d. Tippers)) besucht und hat sich von ihm gewissermaßen als Reichsverweser bestimmen lassen. Damit hat er auch eine gewisse legalistische Schiene, denn Dönitz war ja schließlich der letzte Reichspräsident.

**Frage:** Es gibt auf jeden Fall sehr starke Heldenverehrung in der rechten Szene. Es gab sie nicht nur auf Heß hin, es gibt immer eine starke Militaria-Verehrung. Wie hältst du das? Gibt es jemand, den du heute als Ikone betrachten würdest, der also auch für dich als Lebensperson wichtig war, abgesehen vielleicht von Heß und Hitler.

**Worch:** Für mich persönlich als Individuum würde ich niemand als Idol sehen. Ich sehe aber durchaus Leute, die tatsächlich einen Anspruch auf Heldenverehrung haben, weil sie weit über das normale Maß hinaus wichtig waren, wobei das aktive wie passiv duldende Leistungen sein können. Das Schicksal von Heß – vergleich's mit dem von christlichen Märtyrern.

(Einige Sekunden absolute Stille bei den Fragestellern)

**Frage:** Wie war das damals, als du „Mein Kampf“ gelesen hast? Kam da die Erleuchtung?

**Worch:** Damals hatte ich zur rechten Szene noch null Kontakt. Ich bin erst später hinzugestoßen.

**Frage:** Du bist also eines Tages aufgestanden und hast gesagt: „Ich bin jetzt Neonazi.“?

**Worch:** Damals hatte der Begriff Neonazi für mich noch keine Bedeutung. Der Hintergrund waren meine Eltern, und ab 14, 15 begann ich mit meinen politischen Gedanken. Anfangs natürlich ziemlich undifferenziert. Ich hab' damals aber keine politischen Konsequenzen gezogen. Ich hab' mich in dem Alter noch nicht politisch aktiviert. Ich hab' mich erst aktiviert, als ich 21 war. Da hab' ich gedacht, „geh mal zur NPD“, das war die einzige Organisation, die im Telefonbuch stand.

**Frage:** Hm. Das war ja eine häufige Karriere bei den Rechten, daß viele bei der NPD angefangen haben.

**Worch:** Das ist richtig. Die hatten eben eine bundesweite Struktur. Da hast du einen Siebzjährigen, das ist der Vorsitzende, dann hast du einen Achtzjährigen, das ist der Beisitzer, und dann vielleicht noch einen zweiten Achtzjährigen, das ist der Kassierer, und die treffen sich einmal die Woche. Aber sie sind präsent und stehen im Telefonbuch.

## Legalismus

**Frage:** Man sagt dir zwei, manche auch drei Dinge nach. Das eine ist die Erfindung der Anti-Antifa, das zweite ist die Erfindung des legendären „penetranten Legalismus“, und das dritte ist die Erfindung des schönen Netzwerkes: die Gesinnungsgemeinschaft der Neuen Front, die GdNF. Fangen wir mit dem penetranten Legalismus an. Selbst deine Gegner sagen dir eine hohe juristische Qualifikation nach.

**Worch:** Dankeschön. Ich hab' das ja schließlich bei Dr. Voscherau gelernt. Der ist ja nicht umsonst Bürgermeister von Hamburg geworden. Vielleicht werde ich mal Bürgermeister von Hamburg für eine gewisse Zeit... vielleicht mal Reichskanzler...

**Frage:** Es gibt ja eine These, die das Buch „Drahtzieher im braunen Netz“ verbreitet, dir gehe es um die Aushöhlung des NSDAP-Verbotes. Daß du also praktisch versuchst, eine Schiene zu fahren, durch die Einzelaufhebung von Urteilen dieses Verbot auszuhebeln.

**Worch:** Es ist viel einfacher. Wir halten uns im Prinzip an Ulrike Meinhof, die aktiv war zu einer Zeit, in der Leute wie Michael Kühnen und ich geprägt worden sind. Sie sagte: „Wir können das System nicht zwingen, die Wahrheit zu sagen, wir können es aber zwingen, noch unverschämter und offensichtlicher zu lügen.“ Das heißt also: Wir sehen einen ganz deutlichen Unterschied zwischen dem Verfassungsanspruch und der Verfassungswirklichkeit. Und wir werden, das ist ja kein so furchtbar großes Geheimnis, in ein oder zwei Jahren ein Komitee 20,4 gründen, das heißt also ein Komitee zur Feststellung, ob der Widerstandsartikel

des Grundgesetzes für uns schon eingetreten ist oder nicht.

Wir werden dann jahrelang darüber diskutieren, ohne zu einem klaren Ja oder Nein zu kommen, sondern einfach alle Materialien zusammentragen und gewissermaßen der Bevölkerung den Beschluß überlassen, weil wir eine gesetzliche Ungleichbehandlung sehen. Um diese gesetzliche Ungleichbehandlung deutlich zu machen, das heißt also, den Unterschied zwischen Anspruch der Verfassung und ihrer Wirklichkeit der Bevölkerung nahebringen. Das ist eines unserer Ziele: uns damit in den politischen Diskussionsprozeß einzuklinken, aus dem wir in letzter Zeit systematisch ausgegrenzt werden... ausgegrenzt nicht nur durch Verbote und ähnliches, das ist ja noch nicht einmal das wildeste, sondern ausgegrenzt durch Nichtzugang zu den Medien, also durch nicht-originen Zugang zu den Medien.

**Frage:** Man berichtet über euch, aber ihr dürft nichts sagen.

**Worch:** Man spricht über uns, man spricht aber nicht mit uns. Die wenigen Gelegenheiten, wo man mit uns sprechen wollte, wie beispielsweise bei Ulrich Meyer, „Einspruch“ in Berlin, da kamen die Leute, die dir politisch etwas näherstehen als mir, und haben es unglücklicherweise vermocht, dank der schlechten Sicherheitsvorkehrungen von Sat.1, mich daran zu hindern, an dieser Diskussion teilzunehmen.

**Frage:** Es geht also darum, durch diesen Legalismus auch so offensichtlich zu machen, was passiert. Immer wieder absurdere und immer wieder sinnlosere Urteile zu provozieren.

**Worch:** Ein Beispiel: Vor neun Tagen hat ein Kamerad von mir ein Ticket bekommen wegen sinnlosen Herumfahrens. Von der Polizei.

**Frage:** Bitte?

**Worch:** Er hat ein Ticket über 40 Mark wegen sinnlosen Herumfahrens bekommen. Er gehörte mit zum Organisatoren-Kreis der Rudolf-Heß-Woche, und man hat ihn beide Wochenenden jeweils für 48 Stunden in Unterbindungsgewahrsam genommen, und am Freitag, den 19., da ist ihm die Polizei den ganzen Tag hinterhergefahren. Sie ist also erst einmal vor seinem Haus gestanden, und als er sich dann ins Auto setzte, sind sie ihm

stundenlang hinterhergefahren. Er ist dann einfach so durch die Landschaft gefahren, als Beschäftigungstherapie; er hatte nicht so wahnsinnig viel zu tun und wollte mal wissen, wie hartnäckig die nun sind. Und irgendwann haben sie ihn mal gestoppt und haben gegen ihn ein Bußgeld über 40 Mark verhängt wegen sinnlosen Umherfahrens.

**Frage:** Das heißt aber im Grunde: Dieser Legalismus, den ihr betreibt, ist für euch eine Selbsthilfe. Ihr klagt ja immer wieder Veranstaltungen durch. Ihr klagt ja immer wieder... zum Rudolf-Heß-Tag zwanzig Anmeldungen, um eine durchzukriegen. Eventuell...

**Worch:** Richtig.

**Frage:** Was war zuerst da? War zuerst die These da, den Staat offensichtlich zu machen, indem ich klage, oder war zuerst die Notwendigkeit für euch zu diesen Klagen da, und ihr habt euch gefragt, was mach ich jetzt damit?

**Worch:** Zuerst war die These da, der Öffentlichkeit zu beweisen, das Verbot der NSDAP ist nutzlos. Die NSDAP ist vorhanden, sie ist präsent, sie treibt nach außen, nach innen und sonstwie Werbung, was also nützt das Verbot? Wir sind von diesem Gedanken dann aber relativ schnell wieder abgekommen, weil das ein Gedanke ist, den man nur vermitteln kann, wenn man eine winzige Minderheit ist. Nach dem Mauerfall hatten wir plötzlich eine ganz andere historische Situation. Da hatten wir die historische Situation, daß nicht aus dem Untergrund heraus sich zellenmäßig etwas kontinuierlich aufbaute, unter festen Einbindung eines jeden, sondern dann ging das plötzlich in die Breite, in Kreise hinein, mit denen wir vorhin nie gerechnet hätten.

**Frage:** Ich vermute, daß das Presse-Echo auf den Versuch, die Rudolf-Heß-Gedächtnistage durchzuführen, für dich genausoviel wert war wie ein erfolgreicher Umzug.

**Worch:** Das ist richtig.

**Frage:** Man sagt dir in einem Zusammenhang nach, daß du auch Geschichten türken würdest. Es gibt die Geschichte von dem Einbruch in deiner Wohnung in Hamburg. Du seist mit deiner Frau von Autonomen überfallen worden. Da gab es mehrere Artikel, die sagen aus, daß es nicht stimmt. Es hieß, das sei alles getürkt worden, um in die Presse zu kommen.

**Worch:** Getürkt war das leider nicht. Das war schon ziemlich real.

**Frage:** Offen gesagt, darum geht's mir gar nicht. Ich glaube, wir werden nie herausfinden, ob die Geschichte nun stattgefunden hat oder nicht.

**Worch:** Zwei Tatverdächtige sind damals festgenommen worden, und gegen die wird seit ungefähr fünf Jahren ermittelt.

## Überflüssig?

**Frage:** Es gibt die Aussage, entweder von dir oder von Kühnen, daß ihr versuchen wolltet, die Republik nach rechts zu treiben. Es ist euch mittlerweile gelungen...

**Worch:** ...halb zog er sie, halb sank sie hin...

**Frage:** Kommt ihr euch nicht irgendwann einmal überflüssig vor, wenn die CDU und die FDP mittlerweile zumindest schon Teile der Regierungsprogramme der Republikaner umsetzen, um zu versuchen, den „rechten Rand“ wieder zurückzuholen?

**Worch:** Nein, nein, wir sind noch lange nicht überflüssig, wir haben die Parteien noch nicht weit genug getrieben. Wir haben ja erst angefangen zu bellen, da liefen sie mal ganz langsam. Wenn wir eines Tages anfangen zu beißen, dann solltest du mal sehen, wie schnell die laufen. Dann werden wir mit Sicherheit rechts überholt.

**Frage:** Du versuchst also nicht unbedingt, selbst an die Macht zu kommen, sondern es wäre dir durchaus gelegen, wenn dieser Staat so weit rechts wäre, daß du überflüssig wärest?

**Worch:** Das primäre Ziel wäre natürlich immer, mich selbst oder nicht mich als Person sondern wir als eine Bewegung uns an die Macht zu bringen. Die zweitbeste Alternative dazu ist natürlich, die anderen dahin zu drängen, daß sie unsere Standpunkte übernehmen.

**Frage:** Sind deine Ziele jetzt inhaltlich oder persönlich?

**Worch:** Inhaltlich.

**Frage:** Das heißt, es ist dir völlig egal, wer deine Ziele letzten Endes vollstreckt. Hauptsache, diese Ziele werden erreicht.

**Worch:** Mir würde es gar keinen großen Spaß machen, mal rein persönlich gesehen, Deutschland zu regieren. Das wäre mir zu viel Streß.

## Ziele

**Frage:** Was hast du dann für Lebenszwecke? Kinder kriegen und ein Haus bauen sind's wohl nicht.

**Worch:** Die sind es nicht, nein.

**Frage:** Werden die es mal? Wenn die politische Situation eine andere wäre, würdest du dich dann zurückziehen zu Frau und Kindern und daheim im Garten im Schaukelstuhl sitzen?

**Worch:** Die Vorstellung des „elder statesman“, wenn ich mal um die 50 Jahre alt bin, die würde mir schon gefallen.

**Frage:** Das wäre so um 2008 rum...

**Worch:** Überleg dir doch mal bitte. Ich bin 38 und habe seit letzten Winter Ischias. Ich habe massive Schlafstörungen psychosomatischer Natur. Ich lebe ungesund, ich lebe unter Streß. Bis zu einem gewissen Maße braucht man den, aber wenn's zuviel wird, dann wird das Dis-Streß, statt Eu-Streß. Ich würde also ganz gerne das Maß dessen, was ich zu tun habe, ein bißchen mehr selber bestimmen und es mir nicht von den Ereignissen aufzwingen lassen. Und das könnte ich doch nie, wenn ich in einer wirklichen Führung in einer politischen Situation wäre.

**Frage:** Die Frage stellt sich wirklich: Wenn der Staat, wenn das System sich so weiterentwickelt, wie es sich im Moment entwickelt... Es gibt einen Rechtsruck, eine Abkühlung des innenpolitischen Klimas, eine Verhärtung von Strukturen, es gibt dieses Schlagwort von der Zweidrittel-Gesellschaft, eine Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Das sind doch eigentlich, will man sagen, Ziele, die euch entgegenarbeiten.

**Worch:** Wir machen es folgendermaßen fest: Wir sagen, die echte Handlungsfreiheit Deutschlands, egal in welcher Staatsform sie

kommt, ob als Republik, ob als Reich oder – von mir aus – auch als Räterepublik, die echte Handlungsfreiheit innen- und außenpolitisch wäre gewährleistet, wenn das Verbot der NSDAP aufgehoben ist. Das ist für uns der Gradmesser, ob eine wirkliche Freiheit nach innen und nach außen herrscht. Im Augenblick ist es doch so, wenn irgendwo etwas passiert, sei es, daß eine Synagoge angebrannt wird oder sonstwas in der Richtung, dann erzählen uns die Medien und die Politiker, das sei so furchtbar schlimm für unser Ansehen in der ganzen Welt. Natürlich, sie schieben das ganz gerne vor, weil sie ihre innenpolitische Konkurrenz, die ihnen durch uns durchaus erwächst, paralisieren und verfolgen möchte. Aber allein daß man ein solches Argument vorschieben kann, alleine daß die Feindstaatenklausel der UNO beispielsweise nach wie vor gilt, das ist ein Zeichen dafür, daß die außenpolitische Handlungsfreiheit Deutschlands nicht im ausreichenden Maß existiert. Daß wir immer noch eine, und zwar negativ besetzte, Sonderrolle in der ganzen Welt spielen.

## Anti-Antifa

**Frage:** Zurück zum Thema: Anti-Antifa, Legalismus, Netzwerk – diese drei Punkten wollten wir noch abhaken. Jetzt: Anti-Antifa.

**Worch:** Das entstand Anfang 1992. Den Anstoß als solche gaben die Ereignisse anlässlich der Beisetzung von Michael Kühnen in Kassel am 3. Januar, weil es Ausschreitungen von circa 200 sogenannten antifaschistischen Demonstranten gab, und bis hin zu dem Punkt, daß auf zwei liegende Kameraden mit dem Messer eingestochen wurde. Da haben wir gesagt, diese Stimmung des Hasses, bis hin zum Vernichtungswillen, ist dermaßen weit gediehen, daß wir das nicht mehr als die Ausbrüche einer politischen Rivalität sehen können, wie es das über Jahrzehnte hinweg in Deutschland gegeben hat.

Da die Antifa bis dato über uns wesentlich besser informiert war als wir über sie, und auch einschneidendere Maßnahmen gegen uns ergriffen hat als umgekehrt wir, waren unsere Gegenschläge sehr paradisch und dadurch vielfach oft

völlig ungezielt. Deshalb haben wir gesagt: „Jetzt werden wir es mal mit ihren eigenen Mitteln versuchen, jetzt schauen wir uns die Leute mal ein bißchen näher an, und die, gegen die wir konkret etwas sagen können, die wir also ganz legal öffentlich machen können, die machen wir auch öffentlich.“ Das führte dann fast schon zu Panikreaktionen, zu sehr wünschenswerten Panikreaktionen.

**Frage 1:** Uns ist dieses „Klima der Angst“ sehr wohl auch bekannt... ich kenne den jahrelangen Streß mit Angriffen von Nazis auf Punkkonzerte und ähnliches bis hin zur persönlichen Attacken auf mich selbst. Diese Anti-Antifa-Kampagne wirkt ja so, als ob jahrzehntelang die rechte Seite von den Antifas terrorisiert worden sei und ihr hättet irgendwann mal zurückschlagen müssen. Da muß ich einfach massiv widersprechen!

**Frage 2:** Zurück zum Thema: Ihr habt ja technisch aufgerüstet in den letzten Jahren...

**Worch:** Du solltest das nicht übertreiben oder überbewerten. Es gibt ungefähr etwa acht radikal rechte oder rechtsextreme Computer-Mailboxen. Und es gibt nach regierungsamtlichen Schätzungen zwischen 400 und 1000 linksradikale bis linksextreme Mailboxen.

**Frage:** Es gibt aber einen technologischen rechten Nachrüstungsbeschluß, wenn man das so nennen darf. Ihr versucht aufzuholen. Auch die Presse hat das erkannt. Ihr werdet anders dargestellt. Früher war es doch immer so: Die Rechten treffen sich in abgeschirmten Gaststätten und jetzt heißt es, Christian Worch fährt mit seinem schwarzen Audi durch die Stadt, greift zu seinem Autotelefon und dirigiert die Massen durch die Tundra... das Image hat sich gewandelt.

**Worch:** Einige von uns haben mit Computern angefangen, damit die Broschüren ein bißchen besser aussehen. Und während sie damit gearbeitet haben, haben sie sich gesagt: „So eine Broschüre, das ist doch eigentlich eine Technik wie im Mittelalter, da hat sich doch seit Gutenberg nichts mehr geändert.“ Lustigerweise waren das Leute, die gar nicht aus der Science-Fiction-Ecke kommen, die vielleicht hier und da so was mal auch lesen, aber nicht zum Fandom gehören. Sonst hätte dieser Prozeß früher eingesetzt.

**Frage:** So schwach seid ihr nicht. Ihr habt schon vor längerem damit angefangen, etwa Kai Dallek aus Kronau, der mit seiner Video-Kamera die Teilnehmer bei Antifa-Kundgebungen gefilmt hat. Der Versuch, das Antifa-Spektrum auszuspionieren, fing also schon früher an. Du kannst das nicht auf die Kühnen-Beerdigung zurückführen.

**Worch:** Die ursprünglichen Ausspionierungsversuche waren sehr ineffektiv, mangels Aktivität der Leute, die daran mitgewirkt haben, mangels Strukturen und Querverbindungen. Die kommunikative Vernetzung innerhalb der linksradikalen Szene, vom RAF-Freizeiterterroristen bis hin zu Teilen der Jusos, ist ungeheuer groß. Die Bereitschaft, sich zumindest bei zentralen Themen zu solidarisieren, ist auch ungeheuer groß.

**Frage:** Antifa-Demos beispielsweise?

**Worch:** Beispielsweise, ja. Etwas vergleichbares, eine Volksfront von rechts, gibt es auf der rechten Seite nicht. Ist in den Anfangsgründen, ich möchte sagen, gerade am Entstehen. Auch Dinge, wenn sich beispielsweise Frey und Schönhuber an einen Tisch setzen.

Wir sehen uns beispielsweise in einem Zweifrontenkrieg. Wenn man es genau betrachtet, sogar in einem Dreifrontenkrieg. Wir führen eine Auseinandersetzung mit der militanten antifaschistischen Szene, wir führen eine Auseinandersetzung mit den Organen der Staatsgewalt, mit anderen Worten, mit deren operativem Arm, bis zu einem gewissen Grade, das ist aber noch keine richtige Auseinandersetzung, mit der veröffentlichten Sicht, mit den Medien also. Aber das kann man noch nicht als Kampffront betrachten. Ich glaub' dir ja, daß es viele Leute aus der auch radikal linken Szene sich persönlich bedroht fühlen und das Gefühl haben, die Nazis werden immer mehr...

Es ist nur eine Frage der Struktur. Diejenigen, die von unserer Seite politisch aktiv und organisiert sind, sind bei den Autonomen oder bei der Antifa fast lückenlos dokumentiert. Wir haben von den politisch organisierten Autonomen herzlich wenig dokumentiert. Wir sind aber ganz dicht ran gekommen. Vor zwei Jahren, als wir die Rudolf-Heß-Demonstration hatten, da ist ja die Antifa-Szene mit 2 000 Leuten mit

Bussen sternfahrtsmäßig losgefahren, da haben wir jemand mitfahren lassen. Der saß nachts, als alle schliefen, bei dem Organisator, das ist der, der in Hamburg den Buchladen Schwarzmarkt betreibt, und der sagte dann irgendwann mal mitten in der Nacht, als fast alles selig auf den Sesseln schnarchte, ausgerechnet zu unserem Mann: „Die Genossen ahnen das noch nicht, aber wir werden uns in Zukunft warm anziehen müssen, denn die Nazis werden ja nicht zum Spaß immer mehr.“ Aber wir betreiben das noch nicht so lange, und noch nicht mit der Qualität wie die andere Seite.

**Frage:** Wenn ihr jetzt noch schlecht seid, dann heißt das doch nicht, daß ihr in zwei Jahren noch schlecht seid.

**Worch:** Es läuft vieles spontan. Ich lese beispielsweise in der Zeitung, da hat Herr Schröder sich zum Kundenproblem geäußert. Daraufhin haben ihm einige Türken Drohbriefe geschickt und ihm unter anderem angedroht, „wir schneiden dir die Nase ab“. Wir haben gesagt, „wunderschön, da ärgern wir sie mal“, und meldeten in Hannover eine Demonstration an, unter dem Tenor „Rettet Schröders Nase“. Um das Instrument des Demonstrationsverbotes ad absurdum zu führen. Sie haben's natürlich prompt verboten.

(Hier gab es eine Pause bei der Bandaufzeichnung, weil das Aufnahmegerät wegen Batteriemangels einige Zeit ausfiel.)

**Frage:** Stichwort Anti-Antifa.

**Worch:** Ein Beispiel: Im Mai 1989, bei diesem Überfall auf meine damalige Frau und mich, haben die Täter unter anderem die Autoschlüssel für den Lada erbeutet. Am Abend danach sind wir von unserer damaligen Wohnung in Wandsbek in Richtung Norderstedt gefahren, und da ist uns das Benzin ausgegangen, in einer relativ neutralen Gegend. Dann haben wir den Wagen auf den Grasstreifen geschoben und sind hundert Meter zur nächsten Tankstelle, haben den Reservekanister vollgemacht, haben das Auto aufgetankt und sind dann weitergefahren. Dauer der Aktion: zehn Minuten, wenn's hochkommt. Ein paar Tage später, nachdem die mutmaßlichen Täter erwischt waren, rief mich die Hamburger Polizei an und fragte: „Können Sie

uns sagen, wo Sie an dem und dem Tag um so und so viel Uhr waren?“ Die haben ein Geheimnis daraus gemacht, nach dem Motto, das müsse unbedingt geheim bleiben, sie dürften uns keinen Hinweis geben, denn sonst wäre die Zeugenaussage nichts wert. Dann habe ich das endlich rekonstruiert... Danach haben sie mir bestätigt: „Ja, wir haben bei Leuten, die möglicherweise mit den Tätern in Verbindung stehen oder selbst mutmaßliche Täter sind, einen Notizzettel gefunden. Inhalt: Datum, Uhrzeit, R 5 mit Kennzeichen, beide Worchs, natürlich der Ort und die Richtung.“ Das heißt also, irgendwo in der Nähe ist entweder irgend jemand mit dem Auto vorbeigefahren und hat das dann gesehen, oder wohnt gegenüber, und hat diese Beobachtung an irgend welche Leute weitergeleitet, und das hat sich, möchte ich mal sagen, fast mit Blitzesschnelle verbreitet. Das nenne ich ein funktionierendes Netz! Das nenne ich exakte Bewegungs-Überwachung!

So weit sind wir noch lange nicht, vor allem die kommunikative Schiene fehlt. Wir würden in Hamburg mit Sicherheit 2000, 5000, vielleicht sogar 10 000 Beobachter für die Anti-Antifa finden, Leute, die bereit wären, sich zu verpflichten: „Wir notieren alles, was wir über extrem linke Aktivitäten mitkriegen, und leiten es an eine Zentralstelle weiter.“ Wir erreichen nur die Leute draußen im Land nicht. Und die erreichen wir deshalb nicht, weil es uns bisher die Strukturen nicht gibt, die die Autonome Antifa oder überhaupt linksextreme Kreise nutzen können

**Frage:** Das heißt, euch fehlt eine rechte Basis, eine Art Lehrlingszentrum. Jugendzentren, Kneipen...

**Worch:** Ja. Begegnungsstätten oder ähnliches.

## Langen

**Frage:** Es gab mal eine Zeit, da war dein Bild in Darmstadt recht oft in der Zeitung. Da gab's die legendäre neue Hauptstadt der Bewegung, Langen, nicht weit von hier. Das ging damals ja wohl ein wenig in die Hose. Es gab eine Menge Presse dazu, ihr habt eine sehr gute Presse bekommen, ihr habt gut gestreut, das Infomaterial gab's überall, und

es ist gescheitert.

**Worch:** Das kann man so nicht sagen. Es sind zwei ganz interessante Dinge passiert, die leider nur in geringem Maße öffentlich geworden sind. Zunächst einmal ist die Sitzung des Wahlzulassungsausschusses der damaligen Kommunalwahl in Hessen um zwei Tage verlegt worden, ohne irgendwelche Angaben von Gründen. Und genau binnen dieser Frist, an dem einen Tag dazwischen, hat das Bundesinnenministerium das Verbot der Nationalen Sammlung vollzogen. Michael Kühnen hatte es geschafft, die Stadt Langen, die ja nicht mehr als 20 000 Einwohner hat, zu einem Schwerpunkt-Thema im Wahlkampf zu machen, nach dem Motto: „Wir wollen einmal zeigen, wieviel Leute dazu bereit sind, erklärte Nationalsozialisten zu wählen...“ Die Bundesregierung wollte es auf diesen Vergleich nicht ankommen lassen, weil das Ergebnis Signalwirkung hätte haben können.

**Frage:** Ging es euch eigentlich darum, das Verbot zu erwirken. um nicht beweisen zu müssen, wie stark ihr seid, oder ging es darum, zu hoffen, daß das Verbot nicht kommt, um auf die hessische Wahlliste zu kommen?

**Worch:** Das war eine Doppelstrategie, nach dem Motto: So wie's uns unterkommt, ist's uns recht. Es ist beispielsweise egal, ob man uns verfolgt oder nicht verfolgt. Verfolgt man uns nicht, entwickeln wir uns praktisch von unten her weiter; verfolgt man uns, bekommen wir Öffentlichkeit und in einem gewissen Maße den Mitleidseffekt. Vor allem machen wir teilweise Menschen nachdenklich, die uns politisch sehr ferne stehen, die uns sogar feindlich gegenüberstehen. Wir können uns jetzt hinstellen und sagen: „Als man Küssel eingesperrt hat, da habt ihr geschwiegen. Als man Priem eingesperrt hat, da habt ihr geschwiegen. Wenn man Worch einsperrt, werdet ihr schweigen. Wenn man Schönhuber einsperrt, wenn man Frey einsperrt, werdet ihr schweigen. Und was ist, wenn man euch abholt? Herrn Baum beispielsweise, oder Herrn Stoiber oder Herr Beckstein?“

**Frage:** Nette Aufzählung der Namen...

**Worch:** Ja. (lacht) Weil wir wissen, daß es einige Leute gibt, denen die-

se Abstufung gewissermaßen gefallen könnt, werden die sich eines Tages überlegen: „Wenn wir einen gewissen Teil des politischen Spektrums gewissermaßen absäbeln, ist dann die Basis, auf der wir stehen, noch breit genug, oder führt das zu massenhaften Verweigerungsprozessen.“

## Richtig deutsch?

**Frage:** Wir haben vorhin die Frage nach den Polen gestellt, die sich notfalls eindeutschen lassen können. Dann sind sie rein nach der alten Theorie polnisch und damit keine Deutsche – aber sie würden sich nach deiner Aussage eindeutschen lassen.

**Worch:** Da streiten sich also auf unserer Seite die Gelehrten. Ob beispielsweise die sogenannte slawische Rasse der germanischen Rasse verwandt oder nicht verwandt ist. Da gibt es hunderttausend Theorien. Gerade in diesen geografischen Grenzbereichen, wo es vor 700 oder 800 Jahren mit der Kolonisierung anfang, da haben eine ganze Menge Vermischungen stattgefunden. Ich würde das im Endeffekt nicht dogmatisch sehen.

Sieh mal, mich sprach vor zwei, drei Jahren ein Kamerad an: „Sag mal, ich hab’ da ein junges Mädel in meiner Gruppe, die hat einen türkischen Großvater, ist also Viertel-Türkin. Und in meinem Kameradenkreis ist die Diskussion, kann man die aufnehmen, oder kann man die nicht aufnehmen.“ Dann hab’ ich gesagt, ich hab’ in Hamburg ’nen Kameraden, der ist Halbneger. Wenn du mir mit deiner Vierteltürkin was erzählst, dann erzählst du mir bloß Witze.

Ich habe dann zu meiner ganzen Zufriedenheit das Reichsbürgergesetz ausgegraben, und da habe ich dann tatsächlich gefunden: Es konnte jeder, einschließlich Halbjuden, sofern sie nicht dem sogenannten mosaïschen Glauben angehörten, Reichsbürger werden, wenn er zumindest 50 Prozent deutsches Blut in sich hatte. Deutsches oder artverwandtes. Skandinavier, also Norweger, Engländer und so weiter, würden da auch dazu gehören.

## Über Schwule

**Frage:** Michael Kühnen und Manfred Huck... ihr habt eine ganze Reihe von Leuten in eurer Bewegung gehabt, die homosexuell waren oder sind. Da gibt’s Widersprüche, weil viele Leute in der rechten Szene auch sagen: „Homosexualität ist asozial, fast so schlimm wie Kinderpornographie.“ Wie stehst du dazu?

**Worch:** Also. Bei zumindest einer dieser Personen ist die Homosexualität nie erwiesen worden...

**Frage:** Kühnens Heterosexualität ist ja auch nicht erwiesen worden...

**Worch:** Im Prinzip sehe ich da kein Problem. Homosexualität ist, da streiten sich die Gelehrten, entweder erblich bedingt oder es ist durch andere Ereignisse... Im wesentlichen ist es aber eine Sache, an der die Menschen, um es mal moralisch zu sagen, unschuldig sind. Es scheint in gewissem Maße natürlich zu sein.

**Frage:** Du würdest also nicht diesen moralischen Schluß ziehen, den in rechtsorientierten Kreisen viele Leute ziehen, schon im rechten Flügel der CDU, wo es heißt, „Homosexualität ist bäh!“ und die Homosexualität unter Strafe stellt.

**Worch:** Kann ich schon aus historischen Gründen nicht. Wenn ich an Ernst Röhm denke... Was ich in gewissem Maße unterbinden würde, das wäre die Werbung für Homosexualität. Ansonsten sehe ich eine gewisse Gefahr, daß die Leute, die vielleicht latent dazu neigen, eben durch die Verführbarkeit tatsächlich den Ausbruch dieses Phänomens haben. Für die Gesellschaft ist das negativ, weil die ja dann für den Fortpflanzungsprozeß ausfallen.

## Drogen & Musik

**Frage:** Wie ist dein Verhältnis zu Drogen? Würdest du Tabak verbieten oder würdest du...

**Worch:** Drogen konsumiere ich nicht. Ich meine, abgesehen von Alkohol und Nikotin und Koffein und... Ich gehe mal davon aus, daß das Drogenproblem sich normalerweise von alleine lösen würde, wenn man die Dinge einfach so lassen würde. Wenn jemand die Dinger nehmen will, dann soll er doch.

**Frage:** Ein sehr liberaler Standpunkt...

**Worch:** Die Leute, die jetzt auf Drogen drauf sind, die kommen von selbst in den seltensten Fällen von der Droge runter. Im Gegenteil: Die kommen in Knast, kosten uns furchtbar viel Geld, leben dort unter menschenunwürdigen Umständen. So ein kalter Entzug, das muß ja wirklich eine ganz häßliche Sache sein, ich hab’ Leute im Knast kennengelernt, die das hatten. Dann kommen die wieder raus und haben keine Perspektive, sind nach wie vor labil, auch wenn sie jetzt den Entzug hinter sich haben. Denn wären sie nicht labil gewesen, wären sie erst gar nicht an die Droge ran gekommen. Das ganze geht wieder von vorne los, bis sie sich eines Tages den Goldenen Schuß setzen oder sonst was. Wenn du die Droge einfach über die Apotheke, gewissermaßen über ein staatliches Monopol, vertreibst, dann kann sich jeder überlegen, will ich das haben oder will ich das nicht haben. Ich bin auch sehr für diese Ersatzstoffe.

**Frage:** Du propagierst jetzt das Menschenbild eines mündigen Bürgers. Daß jeder Mensch sagen kann, was er will, er darf rauchen, er darf trinken, er darf kiffen...

**Worch:** Ich bin der Meinung, eine Gesellschaft kann schlußendlich nur dann funktionieren, wenn ihre Mitglieder sich der Notwendigkeit einer Gesellschaft, ihrer Normen und die Notwendigkeit ihrer Einhaltung dieser Normen so bewußt sind wie nur möglich.

**Frage:** Das heißt, ich kann Drogen nehmen, so lange ich will, sofern ich jeden Morgen rechtzeitig zur Arbeit erscheine. Solange ich nicht auffällig werde - zuhause kann ich machen, was ich will. Solange ich mich an die Norm halte, wegen mir Deutscher zu sein oder meine Arbeit zu oder möglichst beides?

**Worch:** Richtig.

**Frage:** In rechten Kreisen herrscht - zumindest wenn ich so Sachen lese wie MUT oder JUNGE FREIHEIT oder irgendwelche obskuren Skinhead-Fanzines - ein ganz komisches Musik-Empfinden vor. Einerseits gibt es Gruppierungen, die diese Skinhead-Musik gut finden, andererseits gibt es diese elitären Gruppierungen, die sagen, „wir hören nur klassische Musik“. Was hörst du für Musik?

**Worch:** Alles. Alles außer Jazz.

**Frage:** Nicht zu vergessen der große Frank Rennicke.

**Worch:** Ja, den höre ich auch gelegentlich. Ist zwar nicht unbedingt mein Lieblingssänger, aber alleine aus politischer Motivation muß ich ihn mir hier und da anhören. Manche von den Sachen, die er bringt, finde ich textlich auch ganz schön, aber von der Stimmqualität her – na ja, da gibt es andere, an denen er sich schwer messen kann. Aber er ist auch nicht so völlig daneben, daß ich daneben sitze, mir die Ohren zuklappe und sage: „Um Himmels willen, das nächste Mal nehme ich aber meine Ohrenschützer mit“.

**Frage:** Du hörst also eher klassische Musik?

**Worch:** Nein, nicht nur. Das geht also tatsächlich vom Hardrock bis zur Klassik. Sieht man vom Jazz ab und artverwandtem, das ist ein Rhythmus, der mir nicht gefällt.

**Frage:** Also keine Abneigung, von wegen „Negermusik“.

**Worch:** Dieser Takt bringt also bei mir mein Blut in einer Art und Weise in Wallung, die mich eher negativ als positiv anspricht.

**Frage:** Ich frage deshalb, weil Jazz von den Rechten immer angegriffen worden ist, weil er eben als Musik der Schwarzen begriffen worden ist.

**Worch:** Das interessiert mich herzlich wenig.

**Frage:** Was ist mit Zigeunermusik?

**Worch:** Ist doch nett. Kann man hören. Nicht unbedingt sechs Stunden hintereinander, aber zwischendurch mal, bei einem romantischen Kerzenschein-Essen – warum nicht?

**Frage:** Türkische Musik?

**Worch:** Ich habe das einmal gehört, weil wir mal einen Werbe-Spot gemacht haben. Da haben wir das ganze mit türkischer Musik unterlegt, weil das unserer Meinung nach grauenvoll klang und weil wir der Meinung waren, das sei die beste Werbung für die Aussage: „Schickt möglichst viele Türken möglichst schnell nach Hause.“

## Liberal?

**Frage:** Du verbreitest einen Kultur- und einen Musikbegriff, der sehr liberal ist, der wahrscheinlich von deinen Gefolgsleuten größtenteils nicht mitgetragen wird.

**Worch:** Das ist durchaus richtig, kann sein.

**Frage:** Ich muß es noch mal sagen: Es irritiert mich total, daß du uns hier gegenüber sitzt und ein super-liberales Menschenbild hier ausbreitest...

**Worch:** Den Vorwurf des Super-Liberalismus lasse ich mir nicht machen. Ich betrachte mich bis zum Notwendigen und bis zu einem gewissen erträglichen Maße als liberal.

**Frage:** Das wäre doch ein gutes Motiv von dir als Poster: „Ich bin ein Liberaler.“

**Worch:** Nein! Ich will ja auch nicht sagen, daß ich einer bin oder mich als einen solchen betrachte. Wer bitte soll denn entscheiden, wer ein Liberaler ist? Das ist doch dasselbe: Wer entscheidet, wer ein Verfassungsfeind ist? Schau dir mal folgenden schwachsinnigen Punkt an: Die Nationale Liste hat im letzten Bürgerschaftswahlkampf unter anderem in ihrer Wahlplattform geschrieben: „Zuzugstopp für Ausländer für bestimmte Hamburger Stadtteile, in denen die Belastung durch Ausländer bereits besonders groß ist.“ Dann gab's einen Verbotsantrag des Hamburgischen Senats gegen uns beim Bundesverfassungsgericht; unter anderem stand als Verbotgrund drin, die Nationale Liste ist verfassungsfeindlich und neonazistisch, weil sie diese und jene Forderung aufstellt, unter anderem auch diese. Ein paar Wochen später stellt Voscherau sich hin und gibt der BILD-Zeitung ein Interview, in dem er sagt: Wenn in einem Viertel beispielsweise mehr als 50 Prozent Ausländer leben, dann muß es eine Möglichkeit geben zu sagen, „jetzt ist Schluß“. Das ist in der Sache dieselbe Forderung, wie wir sie auch aufstellen. Ist Voscherau nun ein Verfassungsfeind?

Schau dir nur mal den Peter Gauweiler an: Der will Asylanten zur Zwangsarbeit verpflichten. Schaut euch diesen SPD-Oberbürgermeister von München an, der möchte auf dem Oktoberfestplatz eine asylantenfreie Zone einrichten.

**Frage:** Stoiber spricht von einer durchrassten Gesellschaft. Wenn du das sagen würdest...

**Worch:** Er warnt von den „Gefahren einer durchmischten und durchrassten Gesellschaft“. Das ist entlarvend, weil es an nationalsozialistischen Sprachgebrauch erinnert: Zwischen durchrasst und verjudet ist nach meinem Sprachempfinden kein großer Unterschied...

**Frage:** Wir bedanken uns für das Gespräch.

*(Anmerkung: Das Interview wurde im Sommer 1994 geführt.)*

Kerzenschein...

# „rechtliche Kniffe“

Dänemark mit dem US-Neonazi Gary Lauck, dem Führer der NSDAP/AO. Fahrer und Organisator ist Worch. Lauck reist danach gleich weiter, und trifft sich im Juli in Ostberlin mit Kühnen und Worch zur Ausarbeitung eines „Arbeitsplans Ost“. Am 20. Oktober demonstrierten zum ersten Mal Neonazis in der ehemaligen DDR, und zwar in Dresden. Zuständig für die „rechtlichen Kniffe“ war Worch. Und 1990 war auch der Golfkrieg. Man sprach über die Entsendung deutscher Neonazi als Söldner in den Irak. Vorgesehen als Ansprechpartner für die Iraker war Worch. Ein illustres Jahr für jemanden, der angeblich so wenig Einfluß auf die rechte Szene hat wie Christian Worch.

Der 25. April 1991 brachte den Tod von Worch-Idol und -Chef Michael Kühnen. Wie es so schön politisch korrekt heißt, starb er „vermutlich an Aids“. [Assheuer/Sarkowicz, S. 104] Kühnens Organisation, die GdNF, wird nun von einer Führungsgruppe geleitet. Diese besteht aus Gottfried Küssel, Arnulf Priem und – wie nicht anders zu erwarten – Christian Worch. Kühnens Tod war vorher abzusehen, und so trifft man sich am 01. Mai, um das Erbe aufzuteilen, in Cottbus. Natürlich mit Worch, der „seit neuestem bei Presse-Interview Schlips und Anzug [trägt], um die Inhalte seiner Äußerungen wenigstens durch Seriösität des Äußeren zu kompensieren“. [Schröder, S. 51] Worch organisiert auch nach der Ermordung von Rainer Sonntag dessen Trauermarsch.

Doch die Arbeit in der rechten Szene fordert persönliche Opfer vom Berufspolitiker Worch. 1992 wird er von seiner Frau Ursula geschieden, die Ehe blieb kinderlos. Angeblich aus Sicherheitsgründen. [Der Stern gibt die Scheidung für 1993 an, aber nach meinen Unterlagen war die Trennung 1992. Das Zitat über die Kinderlosigkeit stammt aus demselben Beitrag „Angriff von rechts“ aus dem Stern 9/94.]

Die Koordinierungsarbeit am rechten Rand geht weiter. Die zunehmende Technisierung macht es möglich, daß Worch (1993 unter dem Kodennamen „Westwind“) die Feiern zum Heß-Todestag seit mindestens 1991 per Funktelefon koordiniert.

Der Prozeß wegen Weiterführung der verbotenen ANS im Rahmen der GdNF beginnt 1994 in Frankfurt. Worch steht im Mittelpunkt der Öffentlichkeit, und einige Magazine widmen ihm längere Artikel. So auch die Wochenpost [Wochenpost 46 vom 10. November 1994], die länger über ihn und den Prozeß berichtet. So beschreibt sie erst die politischen Hintergründe des Prozesses. Dann charakterisiert sie Worch. Genauer: sie versucht, ihn zu beschreiben, denn er bleibt immer „ein eigenartiger Mensch“. Er lebt von Einkünften aus ererbtem Immobilienbesitz, ist also ein bürgerlicher Nazi. Er interessiert sich für den deutschen Genpool und steht dazu, daß er 90 Prozent der Menschen für dumm hält. Er ist ein Adoptivkind, der Vater verläßt die Mutter, die „erste feste Beziehung mit Ende zwanzig wird gleich zur Ehe, doch die Frau verläßt ihn“. Hier wird richtiges Verständnis für das arme Hascherl Worch geweckt, der nette Junge von nebenan, der – laut eigener Aussage – zehn Jahre früher bei der RAF gelandet wäre. Denn das „wirkliche Leben des Menschen Worch war eher vom Traumata geprägt, vom Gefühl, nicht wertvoll genug, zweite Wahl zu sein.“ Küßt die Faschisten, wo ihr sie trifft!

Das Gericht verurteilte ihn trotzdem zu zwei Jahren Haft. Doch die Entscheidung ist noch nicht rechtskräftig.

Worch bleibt also in Freiheit, und darf sich gleich wieder in die Arbeit stürzen. Das ist einmal die leidige Geschichte mit der Kühnen-Asche, die angeblich ein „autonomes Umtopfungs-kommando“ entwendet hat. Worchs Versuch, ein Grab für Kühnen in Langen einzuklagen, scheitert vor Gericht daran, daß die Urne sanft Asche verschollen ist.

Aber im Herbst ist Worch dann wieder erfolgreich tätig – als Organisator der „nationalen Aktionswoche“ vom 13. bis 21. August durch das „Wunsiedel-Komitee“.

Christian Worch – ein vielbeschäftigter rechter Organisator!

## Exkurs:

### Worch und Kühnen

Worch hat Michael Kühnen immer bewundert, im Paar Küh-

nen-Worch war Kühnen der Denker und Worch der Praktiker. Eine Freundschaft, die über den Tod hinausgeht, auch wenn es Worch nicht vergönnt ist, die Urne von Michael Kühnen aufzutreiben und beizusetzen.

Kühnen war zu seiner Zeit eine Ausnahmeerscheinung im Lager der Neonazis. „In der gesamten Szene der Bundesrepublik zählt Kühnen zu den ganz wenigen Ausnahmen, die ein Interesse an so etwas wie einem politischen Programm und einer theoretischen Auseinandersetzung mit anderen rechten Gruppen zeigen.“ [di Lorenzo, S. 241, vgl. auch Schröder, S. 51] Er sieht sich selbst als „Redner, Organisator und Propagandist. Aber wenn man bedenkt, daß ich von meinen elf Jahren in der Bewegung sieben Jahre im Knast saß, reichen diese Begabungen nicht aus.“ [Tempo 2/89]

Und Kühnen übte einen eigenartigen Charme auf die Linken aus. „Michael Kühnen empfand ich als durchaus vertrauenswürdig, ja sogar integer. Und das hat nichts damit zu tun, welche politische Einstellung er hatte.“ [Schmidt, S. 161].

Kühnen hatte etwas eigenartige Vorstellungen von der Zusammenarbeit zwischen Rechten und Linken. Mehrfach schlägt er vor, die Rechten und die Linken könnten doch gemeinsam das System beseitigen, und dann nachher austragen, wer die Macht übernimmt. Auch dies ist eine Denkfigur, die Worch übernommen hat.

Kühnen steht Worch nahe. Wie Worch kann Kühnen Esoterik und Fantasy etwas abgewinnen – „Ich habe viele Sympathien für Esoterik: Man soll träumen, man soll ganzheitlich denken.“ [„Ich, Kühnen“ in Tempo 2/89] Angeblich hat Kühnen auch Worch einmal aufgetragen, einen faschistischen Fantasy-Roman zu schreiben – was dieser aber ablehnte.

## Worchs Ideologie

Es gibt von ihm – wie gesagt – keine größere zusammenhängende Veröffentlichung über seine Auffassungen. Es gibt einige – zum Teil entlarvende – Einzeläußerungen. Eine über sein Bild von seinen Kameraden findet sich in seinem

Bericht „Wunsiedel '91“:

„Es ist ein trauriges Bild. Um für das Vaterland etwas zu tun, reicht es nicht aus, sich einen Aufnäher ‚Ich bin stolz ein Deutscher zu sein!‘ auf die Jacke zu machen und den Schlachtruf ‚Aus-Aus-Ausländer raus!‘ vielstimmig zu brüllen. Wer als junger, ansonsten gesunder Mensch nicht mal anderthalb Stunden in mäßigem Tempo marschieren kann, ohne Kreislaufprobleme zu bekommen, der macht irgendwas falsch! Ich erwarte ja nicht, daß alle Kameradinnen und Kameraden sportliche Leistungen erbringen. (Tue ich auch nicht.) Aber wenn eine 80-jährige Dame besser zu Fuß ist als ein 25-jähriger Jungmann, dann ist das peinlich für unsere Generation! Und das muß sich bessern!“

## Worchs Ziele

Worchs Selbstverständnis ist eindeutig:

„Im Gegensatz zu Michael Kühnen gibt es aus meiner Feder keine große ideologische oder programmatische Ausarbeitung wie seine ZWEITE REVOLUTION oder auch nur kürzere Darlegungen wie die Neukommantierung des 25-Punkte-Programms der NSDAP. Nicht, weil ich mir gesagt habe: Was soll ich mir noch die Mühe machen, das hat Kühnen ja schon getan, und ich stimme mit seinen Ausführungen völlig überein. (Tue ich nämlich nicht. Aber das ist ein ganz anderes Kapitel (...)) Sondern deshalb, weil ich mich nicht in der Rolle oder in der Pflicht des Ideologen sehe. Ich bin eher Technokrat im organisatorischen Sinne. Deshalb gibt es zum Bedauern so mancher Kameraden wie Gegner nix, von dem man sagen könnte: Das ist die worchsche Version von Nationalsozialismus oder Neuem Nationalismus, das ist sein x-Punkte-Programm. Hier und da ein wenig Chronistik oder Beschäftigung mit tagespolitischen Themen, und das wars dann auch schon.“ [Aus einem Brief vom 03. Oktober 1993]

„Technokrat im organisatorischen Sinne“ (oder auch „Ich betrachte mich als politischen Technokraten“ [So zitiert ihn die Wochenpost] – nichts trifft meiner Ansicht nach die Rolle dieses Man-

nes besser. Er führt die Programme anderer Menschen aus, und versucht, diese Ausführung so optimal wie nur irgend möglich zu gestalten. So nennt er folgerichtig als sein Vorbild Heydrich. [Schmidt, S. 94] Nach seinen eigenen Zielen befragt, kommt oft nur heiße Luft – bei der Vorstellung von absoluter Macht spricht er nicht von Gefängnis, Folter und Mord, sondern von Gleich-

ber 1982 früher verwendet hat].

Und auch die Existenz eines Planers ist wichtig für eine Organisation. Schon gar, wenn dieser Planer auch die finanziellen Möglichkeiten hat, seine Ideen in die Tat umzusetzen. Und das hat Worch, er ist schließlich ein reicher Erbe. [U.a. nach Schmidt, S. 89]

Worch stellt seine Fähigkeiten und sein Geld voll in den Dienst



schaltung der Bild-Zeitung und des ZDF. [Wochenpost vom 10. November 1994]

Worch also nur als zweiter Mann, der gute Organisator ohne eigenen Willen? Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Hinter dem smarten Christian Worch versteckt sich nämlich ein zweiter Worch, jemand, der von Genpool und Geschmeiß spricht. Und mancher Autor vermutet auch hinter der Fassade des Technokraten einen anderen Menschen. Schmidt bezeichnet Worch als „brandgefährlich“, er glaubt, „Worch ist so vorsichtig, daß er es vorzieht, im Hintergrund zu bleiben.“ [S. 172] Ist der Traum jeder Schwiegermutter also nur Maske für einen aggressiven Neonazi? Wahrscheinlich schon.

Diese Maske erklärt vielleicht auch, warum er andere Masken ablehnt. Seine Tarnung ist so gut, daß er ohne Pseudonyme oder anonyme Artikel auskommt. [Abgesehen von den Namen Friedrich Kölling und Martin Neumann, die er laut einem Brief vom 23. Septem-

der Sache. Er ist der Erfinder der Anti-Antifa. Der Blick nach rechts [6/94] bezeichnet ihn als „geistiger Inspirator der militanten ‚Anti-Antifa-Bewegung‘, die das zersplitterte neonazistische Lager der Bundesrepublik zunehmend zusammenschmiedet“.

Er fördert den Einsatz von moderner Technologie in der rechten Szene. Für eine Gruppe von Neonazis in Dresden soll er auch den PC spendiert haben. Auf der einen Seite ist moderne Technologie etwas wie Computer und darauf folgend die Mailboxen, auf der anderen Seite sind es so einfache Dinge wie Autotelefone, Fax-Geräte und Funkgeräte.

Eine andere Erfindung von Worch ist der „penetrante Legalismus“. [So u.a. der Spiegel 2/94 und 14/94] Einer Anregung Michael Kühnens folgend [Nach ID-Archiv, S. 54 f.] nutzen die Neonazis die Gesetze zur Aushöhlung der Gesetze. So bei der Anmeldung von Demonstrationen, wenn der Anmelder Edgar Meyer heißt, einen Pro-

**Gegen-Witz:** Sogar eine „taz“-Karikatur wird von Worch **verfremdet**; blitzt hier so etwas wie **Selbstironie durch?**

minenten und eine Demonstration für soziale Gerechtigkeit anmeldet. Demonstrieren – wie in diesem Beispiel in Dresden – tun dann Neona-

lowship of the Lords of the Lands of Wonder“). Im Zusammenhang mit der AGSF habe ich – wenn ich mich recht erinnere – um das Jahr

(in „Ragnarök III“). Interessant ist – wegen des besprochenen Buches – seine Rezension zu Spinrads „Der stählerne Traum“ in „SF Monthly Review 6“.

Er schreibt auch heute noch. Doch seine Crux ist, daß er kaum noch gebildete Leser findet – „höchstens zwei Prozent der Kameraden befinden sich auf meinem intellektuellen Niveau“. [Stern 9/94]

Worch ist niemand, der mit seiner Meinung im Fandom „hinter dem Berg“ gehalten hat, er hat sein Interesse an Fantasy und SF nie gelehnt. Er liest sie noch, erwähnt einzelne Werke immer wieder in seinen Veröffentlichungen. So nennt er z.B. in „Die Schale des Zorns“ Cherryh und Leiber (im selben Werk erzählt er auch, welche Schwierigkeiten er mit seinen „Sonderwünschen bezüglich Science-Fiction ebenso wie bezüglich bakteriologischer, historischer und gesetzkundlicher Texte“ im Buchhandel hatte). [Ebenda, S. 10]

Und das Fandom hat ihn geprägt. „Meine Zeit im Fandom hat sich für meine späteren politischen Aktivitäten tatsächlich als hilfreich erwiesen. Nicht wegen Fandom als Rekrutierungsfeld, sondern wegen dort erworbenen know-hows über non-professionelle oder semi-professionelle Publizistik. Und wegen der psychologischen Struktur des Fandoms, dessen Gruppendynamik der der radikal rechten Szene nicht unähnlich ist. (Ein Mikro-Kosmos, wie Eckhard D. Marwitz es zu nennen nicht müde wird, oder, konkreter: verhäuftes Auftreten von geradezu zwanghaftem Selbstdarstellungsdrang, Dominanzkämpfe – eher heimlicher als offener Natur -, Intrigen, Kampagnen, Majorisierungsversuche und so weiter und so fort.) Der einzig relevante Unterschied ist, daß in fannischen Kreisen die Anwendung oder nur ernstgemeinte Androhung von Gewalt obsolet ist, während es in ultraradikalischen Kreisen zu den Usancen gehört, wenigstens anzudeuten, daß man Muskeln hat, wenn man sie schon nicht gleich spielen läßt.“ [Brief von Christian Worch vom 29. August 1994]

Aber prinzipiell kann man sagen, daß der Neonazi Christian Worch wirklich „Beruf Neonazi“ angeben könnte, während für ihn Fantasy

Nr. 47

6. Jahrgang

Dezember 1994

# INDEX

**NL** jung · national · bissig · parteiisch



Fascho-Fanzine:  
Der INDEX war bis zum Verbot der Nationalen Liste im Frühjahr 1995 der offizielle Zeitschrift dieser Hamburger Organisation. Verantwortlich war Thomas Wulff aus Hamburg; für die einzelnen Artikel sind keine jeweils Verantwortlichen oder „Autoren“ genannt. Anzunehmen ist, daß Christian Worch bei der Erstellung der Zeitschrift jeweils ein gewichtiges Wort mitzureden hatte.

zis, der Sprecher ist Kühnen. [Nach Schmidt 132 f.] Oder durch Klagen, um herauszufinden, wie weit die Meinungsfreiheit noch auszuholen ist. Die Ergebnisse verwendet er dann für seine eigenen Ziele. [Nach Schmidt, S. 465 f.] Worch, der ehemalige Notargehilfe, versteht etwas von Jura, und das nutzt er weidlich aus – immer innerhalb der Grenzen jenes Systems, das er vernichten will.

## Worch und das Fandom, Schluß

Früher war Worch im Fandom aktiv. Ein paar Jahre nur, davon eine Weile lang in Vereinen wie der AGSF („Aktivgruppe Science Fiction“) und kurz in FOLLOW („Fel-

1982 herum seinen Namen das erste Mal gehört. Dann kamen die Informationen über seine politischen Aktivitäten. Und erst viel später kamen dann die Informationen über sein Gastspiel in FOLLOW.

Er hat in seinen aktiven Jahren (und auch vereinzelt später) immer wieder Geschichten, Rezensionen und Artikel im Bereich Science Fiction und Fantasy veröffentlicht. So z. B. – neben den in diesem Band veröffentlichten Geschichten – „Die drei Geschenke“ im „Bärenspeck“ (einem der vielen FOLLOW-Magazine) und „Die Vollstreckung“ in Sven Langes „Der Tod Magazin“. Dazu diverse Artikel, u.a. „Ehrenrettung für Zauberer“ (ebenfalls im „Bärenspeck“), „Fantasy = Faschismus“ (in „Time Gladiator 9/10“) und „Jugendgefährdende Fantasy“

und SF Hobby waren und geblieben sind. Ich halte Christian Worch für politisch gefährlich. Trotzdem teile ich sein Interesse für dieselbe Art von Literatur. Bin ich damit automatisch auch Faschist? Ich glaube nein.

Aber ich bin mehr als „die anderen“ gezwungen, mich mit ihm und besonders mit seinen Aktivitäten im Fandom auseinanderzusetzen. Denn er war einmal „einer von uns“. Er ist es nicht mehr. Obwohl er wahrscheinlich – wenn man ihm nicht von einem Foto her erkennen würde – auf einem Con nicht aufiele. Warum auch. Wahnsinnige gibt es im Fandom genug.

Gefährlich ist Christian Worch meiner Ansicht nach für das Fandom nur in einer Beziehung. Wegen des Schweigens. Unseres Schweigens. Wie oft habe ich gehört „erwähne aber dies und jenes nicht“, oder „paß auf, daß dies und jenes nicht im falschen Licht erscheint“. Dies ist für mich das Problem mit den Neonazis im Fandom. Unser Schweigen, und nicht ihre Aktivität. Wir haben so schreckliche Angst, daß die Öffentlichkeit auf uns aufmerksam werden könnte, daß wir uns verkriechen. Eine Beschäftigung mit dem Faschismus im Fandom muß geführt werden. Dies hier ist ein notwendiger erster Schritt. Mehr nicht.

## Quellen

- Arndt, Ino/Schardt, Angelika „Zur Chronologie des Rechtsextremismus. Daten und Zahlen 1946-1989“ in: Benz, Wolfgang (Hrsg.) „Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Voraussetzungen, Zusammenhänge, Wirkungen“, Frankfurt am Main 1989, S. 273-324

- ID-Archiv im ISSG [Internationales Institut für Sozialgeschichte/Amsterdam] (Hrsg.) „Drahtzieher im braunen Netz. Der Wiederaufbau der NSDAP“, Berlin und Amsterdam o.J. [1990 ?]

- Lange, Astrid „Was die Rechten lesen: Fünfzig rechtsextreme Zeitschriften; Ziele, Inhalte, Taktik“, München 1993

- 11 -

### Das Deutsche Rechtsbüro informiert

... über die neuesten Verschärfungen im BRD - Gesinnungsstrafrecht. Ab dem 01.12.1994 gelten in Deutschland u.a. die folgenden, erheblich verschärfte Strafbestimmungen gegen nationale Deutsche:

Bisher waren Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen gemäß § 86a StGB strafbar, z.B. Hakenkreuz, das "Horst-Wessel-Lied" u.a. Ab sofort sind auch solche Kennzeichen strafbar, die den genannten zum Verwechseln ähnlich sind. Damit ist z.B. die Verwendung des "Widerstandsgrußes" bzw. "Kühnen-Gräßes" strafbar. Ob und welche weiteren Arten von Kreuzen, Runen, Abzeichen usw. ebenfalls strafbar sind, bleibt der Willkür der zuständigen Staatsanwälte und Richter überlassen.

Weiterhin lag eine strafbare Volksverhetzung gemäß §130 bisher nur vor, wenn ein Angriff gegen die Menschenwürde eines Teils der Bevölkerung, also z.B. der in Deutschland lebenden Ausländer, erfolgte. (Nicht aber gegen Deutsche.) Ab sofort ist es bereits strafbar (sic nicht zu grüßen ??), gegen sie nur zum Haß aufzustacheln. Wann die "unabhängigen" Gerichte ausländer-problem-kritische Äußerungen als Aufstachelung zum Haß ansehen werden, ist völlig offen und kann erst nach Vorliegen von Urteilen genauer gesagt werden.

Bisher war es gemäß § 130 StGB strafbar, volksver-

hetzende Äußerungen öffentlich kundzutun. Ab sofort ist es auch strafbar, volksverhetzende Schriften herzustellen, zu beziehen, vorrätig zu halten, anzubieten, anzukündigen, anzupreisen, einzuführen und auszuführen. (Auch zu denken ?)

Das Deutsche Rechtsbüro regt die folgenden Maßnahmen an:

1) Lassen Sie (sich nicht einschüchtern, d.Red.) äußerste Vorsicht walten, wenn Sie Abzeichen, Runen, Lieder usw. verwenden oder wenn Sie sich zu den in Deutschland herumtreibenden Ausländern, zu den noch unter uns lebenden Juden oder zu der "Judenvernichtung" im Dritten Reich äußern wollen.

2) Lassen Sie Ihre diesbezüglichen Äußerungen und Schriften vor der Veröffentlichung von einem Rechtsanwalt überprüfen, - wir können Ihnen Anwälte nennen.

Wir raten Euch:  
Schreibt an das Deutsche Rechtsbüro und fordert weitere Informationen über die staatlichen Repressionsgesetze und die daraus resultierenden Terrorurteile.

Adresse: Deutsches Rechtsbüro

Postfach

10000 Berlin

### Rechts-Tips:

Informiert wurde im INDEX auch „streng rechtlich“, was Worchs Konzept des „penetranten Legalismus“ folgt. Meist waren aber Berichte „aus der Bewegung“ enthalten, beispielsweise von Versammlungen und Veranstaltungen.

- Assheuer, Thomas/Sarkowicz, Hans „Rechtsradikale in Deutschland. Die alte und die neue Rechte“, München 1992

- Broder, Henryk M. (Hrsg.) „Deutschland erwacht“, Köln 1978

- Christians, Georg „Die Reihen fest geschlossen. Die FAP – Zu Anatomie und Umfeld einer militant-neofaschistischen Partei in den 80er Jahren“, Marburg 1990

[Dieses Buch leidet sehr unter dem Fehlen eines Registers und dem quantitativen Mißverhältnis zwischen Text und Anhang.]

- „Freie und Handelsstadt Hamburg, Behörde für Inneres“. Verfügung vom 23. Februar 1995.

- di Lorenzo, Giovanni „Wer, bitte, ist Michael Kühnen? Beschreibung eines Phänomens“ in: Benz, Wolfgang (Hrsg.) „Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Voraussetzungen, Zusammenhänge, Wirkungen“, Frankfurt am Main 1989, S. 232-247

- Poelchau, Werner „Die Hamburger Szene“ in: Broder, Henryk M. (Hrsg.) „Deutschland erwacht“, Köln 1978, S. 29-33

- Schmidt, Michael „Heute gehört uns die Straße... Der Inside-Report aus der Neonazi-Szene“, Düsseldorf und Wien 1994

- Schröder, Burkhard „Rechte Kerle. Skinheads, Faschos, Hooligans“, Reinbek bei Hamburg 1992

- Worch, Christian „Dokumentation über den Gesinnungsprozeß vor der Staatsschutzkammer Frankfurt/Main vom 10.10.1994 bis zum 30.11.1994“, Hamburg o.J. [1994]

- ders. „Die Schale des Zorns“, o.O., 1987

- ders. „Schattenkrieger“, o.O o.J. [1992]

- ders. „Wunsiedel '91“, Toronto, Wien, Steinwiesen, München, Hamburg, o.J. [1992]

# Der Schlüssel von Iblis



**Sind Sie schon einmal in einem Supermarkt einem Traum begegnet? Ja? Dann brauchen Sie diesen Bericht gar nicht erst weiter zu verfolgen, denn dann dürften Sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mindestens ebenso phantastische Abenteuer am eigenen Leibe erlebt haben. Oder etwa nein?**

Nun, dann wird es Ihnen vielleicht möglich sein, meine Verwirrung zu verstehen. Ich war gerade beim Einkaufen, wozu Supermärkte ja eigentlich auch gedacht sind, und befand mich vor der schweren Wahl, welche von verschiedenen Toastsorten ich nehmen sollte. Eigentlich schmecken sie beinahe alle gleich, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Der Trick besteht dabei lediglich in den unterschiedlichen Verpackungen, den Werbeanstrengungen der Hersteller und – natürlich – den Preisen. Ich entschied mich für doppelt gerösteten Roggentoast, legte eine Packung in den Einkaufswagen, richtete mich wieder auf – und erstarrte salzsäulenhaft.

In der Sektion Waschmittel und Kosmetik stand sie.

Ein Supermarkt kann im allgemeinen von sich behaupten, für jeden Konsumentengeschmack das Passende zu haben. Ich halte dies eigentlich für ein Gerücht, und zudem weigere ich mich hartnäckig, mich als „Konsumenten“ abqualifizieren zu lassen – dieses Wort hat etwas von dem Ordinären der modernen Gesellschaft an sich. In diesem Falle jedoch stimmte es. Das Mädchen, das vor mir stand und mich direkt ansah, gefiel mir ausnehmend gut. Sie war fast so groß wie ich, aber ihre Figur wirkte so zerbrechlich schön und ätherisch wie eine chinesische Porzellanpuppe. Gar nicht puppenhaft, sondern von gesundem Braun war ihre Haut- und Gesichtsfarbe. Sie trug etwas, das wie ein moderner, bequem geschnittener Hosenanzug in mausgrau aussah, von dem ich aber sicher war, daß er in keinem irdischen Modestudio kreiert worden sein konnte. Darüber hatte sie

einen faltigen, langen Kapuzenmantel von derselben Farbe an. Einen hübschen Kontrast zu dieser etwas strengen Farbgebung bildeten die schulterlangen Haare, die, rötlich braun und in Kupfertönen schimmernd, in weichen Wellen ihr Gesicht einrahmten. Ihre Augen waren meergrün, die Lippen anmutig geschwungen und glänzend rot, auch ohne Schminke – dessen bedurfte sie nicht. Die Gesamtheit des Eindrucks war etwa so wie ein Sonnenstrahl an einem verregneten Urlaubstag, und ich hätte mich stehenden Fußes in sie verlieben können – wenn ich es nicht bereits einige Zeit vorher schon gewesen wäre.

Ich kannte sie nämlich. Sie erkannte mich im selben Augenblick.

„Christian!“, rief sie. „Welch ein Glück, dich zu treffen! Ich brauche deine Hilfe. Ich werde verfolgt.“

Mein erster Impuls war gewesen, sie in die Arme zu nehmen, aber angesichts ihrer letzten Worte schwanden meine amouresken Neigungen und machten der tief in mir schlummernden, allzu oft unterdrückten Militanz Platz. Man muß sich immer auf das Naheliegende konzentrieren, hatte ich mir einmal aus beruflichem Munde sagen lassen.

„Wer ist hinter dir her?“, fragte ich, während meine rechte Hand unter der Jacke zur Hüfte glitt, an das Halfter der .38er.

„Feinde – von den Welten.“

Es ist nicht leicht für einen Menschen, auch nicht für einen leidlich phantasiebegabten Mächtegerm-Künstler, sich so plötzlich umzustellen, auf Dinge, die weit außerhalb seines Horizontes und Wirkungskreises liegen. Vor einiger Zeit, beinahe ein Jahr war inzwischen vergangen, hatte ich ein

nächtliches Abenteuer zu bestehen gehabt, in dessen Verlauf ich das Mädchen Djara kennengelernt hatte – sie und meinen Geist-Bruder Baghira von Maggimore und die Königin Durandot, Herrscherin über Nacht und Schatten, und viele andere. Die Erlebnisse waren so phantastisch gewesen, daß ich sie hinterher für einen Traum gehalten hätte, wenn mir nicht ein ziemlich handfester Beweis für die Richtigkeit geblieben wäre. Wir waren damals, Statisten in einer persönlichen Fehde, in die Vielfalt des Kosmos vorgestoßen, hatten auf verschlungenen Pfaden mehrere Welten bereist und schlußendlich eine große Schlacht siegreich geschlagen.

Und nun begegnete ich meiner schönen Gefährtin früherer Abenteuer so gänzlich unerwartet wieder, und schon begann ich unversehens, sozusagen Knall auf Fall, erneut inmitten derartiger Verwicklungen zu stehen! Vielleicht war es ganz richtig, wie Kipling einmal gesagt hatte, daß es nämlich Menschen gäbe, die geboren seien, den Tiger am Schwanz zu packen.

Nicht, daß mir das unangenehm gewesen wäre, oh, nein, mißverstehen Sie mich bitte nicht! Es überraschte mich nur.

Ich hätte mich dem Gefühl der Überraschung vielleicht noch länger hingegeben, wenn nicht in diesem Augenblick eine jener dramatischen Wandlungen gekommen wäre, wie sie im allgemeinen der Filmemacherküche Hollywoods zuzuschreiben sind. Nur, daß es sich in diesem Falle nicht um Hollywood handelte, sondern um ernsthafte und sehr unschöne Realität. Obwohl es gut inszeniert war:

Die Schaufensterscheiben hinter mir klirrten, und mit schrillum, bösarzigem Gekreisch stürzten ein paar Wesen – Nichtwesen? – durch die Splitter. Sie waren so groß wie elf- oder zwölfjährige Kinder, aber sie hatten absolut nichts Infantiles an sich. Ihre Gestalt war in den Grundzügen humanoid: ein Kopf, zwei Arme, zwei Beine. Aber damit war die Ähnlichkeit zwischen ihnen und der Gattung homo sapiens auch schon erschöpft. Der Kopf

## EINE ERZÄHLUNG VON CHRISTIAN WORCH

war kugelrund und unbehaart, jedoch mit dunkelbrauner, lederartiger Haut überzogen wie mit einer altmodischen Fliegerkappe. Die Arme waren unverhältnismäßig lang und endeten in sechsfingerigen Händen, in denen die Wesen Schwerter, Dolche und Speere trugen. Im Gegensatz dazu waren die Beine kurz und gedrungen, mit Greifzehen ausgestattet – ebenfalls sechs an der Zahl –, wie bei einigen Affenarten. Die Wesen trugen blutrote Lendentücher und Waffengurte. In gewisser Weise erinnerten sie mich an die Kurkhas, die gorillaähnlichen Diener der Königin Durandot, aber sie waren kleiner als diese und anscheinend intelligenter. Und viel, viel agiler. Sie brauchten nämlich zur Orientierung nur halb so lange, wie ich brauchte, um meine .38er zu zücken.

Dafür war die .38er dann mehr als doppelt so schnell wie sie. Ich bewies es, als sie angriffen, indem ich dreimal mit dem Abzugshahn herumspielte. Zwar bin ich kein Meisterschütze, aber die Ergebnisse, die ich bei gelegentlichen Übungen erzielte, sind zu gut, um sich nur auf Zufall und Glück zurückführen zu lassen. Die ersten drei Viecher kippten malerisch um, und ebenso malerisch sahen die Blutlachen aus, die sich unter ihren verrenkten Körpern bildeten. Das Blut war rot und sehr hell, und es erinnerte mich an den panchrosomatischen Saft, der für Hollywoodfilme verwendet wird.

Verdammt, ich mußte mir endlich klarmachen, daß dies bitterster Ernst war und keine Filmkeilerei!

Djara hatte diesen Umstand vermutlich eher begriffen als ich, denn während ich mich noch gebärdete wie der Sheriff von Dodge City, hatte sie aus irgendeiner Falte ihres Kapuzenmantels bereits eine stabähnliche Waffe zum Vorschein gebracht, in die ich an ihrer Stelle nicht viel Vertrauen gesetzt hätte. Doch das war unnötig, denn die Angreifer zogen sich eingeschüchtert zurück.

Immerhin hatte die kurze Einlage gereicht, den Supermarkt in ein Tollhaus zu verwandeln. Jetzt, um die Mittagszeit, war zwar nicht all-

zuviel los, doch es befand sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Kunden im Markt, zumeist Hausfrauen. Alles kreischte durcheinander, jemand stolperte vor Schreck über einen Einkaufswagen und fiel fluchend zu Boden, und hinter uns schepperte es laut. Entgegen meiner ursprünglichen Befürchtung wurden wir allerdings nicht aus der Flanke unter Beschuß genommen, sondern es hatte sich nur um einen großen Stapel von Konservendosen gehandelt, der umgekippt war. Eine Kasse ratterte wild – was beinahe wie die Salve eines leichten Maschinengewehrs klang – und mehrere Stimmen brüllten gleichzeitig nach der Polizei, einem Krankenwagen und der Frau Mama.

„Wir könnten bald unliebsame Fragen beantworten müssen“, vermutete Djara scharfsinnig. „Verschwinden wir lieber!“

Die Idee erschien mir sehr gut. Nicht nur wegen eventueller Nachforschungen, sondern insbesondere deshalb, weil die Gegenseite inzwischen Verstärkung herangeführt hatte. Durch unseren vorherigen Widerstand leicht eingeschüchtert, verschanzten sie sich hinter der Brüstung des zertrümmerten Fensters und schmissen mit Speeren und Wurfsteinen nach uns. Einer der Speere bohrte sich unangenehm dicht vor uns in den Linoleumboden, während eine Schleuderstein-salve mehrere Regale leerfegte.

Djaras Stabwaffe spuckte eine lange Zunge kalten, beryllgrünen Allfegers aus, während ich, um auch akustische Wirkung zu liefern, noch einen Schuß abgab. Dann wandten wir uns um und wählten den besseren Teil der Tapferkeit. Wir passierten die inzwischen unbesetzten Kassensperren und wollten gerade ins Freie streben, als ich einen Polizeiwagen mit kreischenden Reifen und heulender Sirene vor der Auffahrt zum Halten kommen sah. Sofort riß ich Djara zurück, und wir preßten uns in die verhältnismäßig sichere Deckung zwischen einem Regal von Weinflaschen und einem hohen Stapel Toilettenpapierrollen. Zwei Polizisten entstiegen dem Dienstwagen und liefen auf den Eingang zu, ohne

jedoch so weit zu kommen. Fünf, sechs oder noch mehr untersetzte, lederhäutige Gestalten stellten sich ihnen in den Weg, ihre archaischen Waffen schwingend. Irgendwie taten die Beamten mir leid: Solche Situationen lagen bestimmt außerhalb der Dienstvorschriften und mußten sie mithin ein bißchen überfordern. Ich verspürte allerdings keine Neigung, mir zwischen den beiden Fronten einen Weg zu suchen.

„Wir nehmen den Hinterausgang“, entschied ich.

Hinter uns ertönten zwei, drei Schüsse – die Polizei hatte sich also entschlossen, was zu tun war. Oder entschließen müssen – ich bezweifelte, daß man mit einem Gummiknüppel gegen eine Mehrzahl von feindlichen Schwertschwingern viel ausrichten kann. Mit einer Walter sieht die Sache sicherlich schon ganz anders aus. Jedenfalls verschaffte uns das Luft. Niemand kümmerte sich um uns, als wir durch einen mit dem Schild „Nur für Angestellte“ besetzten Gang hetzten, um die Ecke bogen und uns durch die Hintertür verdrückten.

„Diese verfluchten Phugs!“, sagte Djara erbost, als wir endlich die frische Frühlingsluft atmeten. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie mich an einem so belebten Ort anzugreifen wagen würden.“

Also Phugs hießen diese Wesen oder Nichtwesen. Ich beschloß, mir den Namen zu merken.

„Wir müssen weg“, drängte ich, denn inzwischen hörte ich das infernalische Schrillen mehrerer Martinshörner – ein Zeichen, daß unsere Freunde und Helfer in den kleidsamen Uniformen immer zahlreicher eintrafen. Nach zweihundert Jahren Frieden – beim Anmarsch Napoleons hatte Hamburg sich ebenso kampfflos ergeben wie gegen Ende des Zweiten Weltkriegs – hatte Pöseldorf nunmehr auch seine Schlacht vor dem Supermarkt. Der Ausdruck schien mir beinahe geschichtsträchtig.

„Wo willst du hin?“ fragte Djara, als ich lossprintete. „Ich muß unbe-

dingt zur Kirche.“

„Zur Kirche?“ fragte ich verständnislos. Zuerst dachte ich, sie wollte ihre Missetaten beichten. Dann fiel mir ein, daß es auf Djaras Welt schwerlich eine dem Christentum vergleichbare Religion gab. Und überdies hätte sie ja auch Protestantin sein können.

„Was für eine Kirche? Und was wollen wir da?“

„Ich weiß nicht, wie die Kirche heißt, aber sie muß hier ganz in der Nähe sein. Wir finden dort einen Kreuzweg.“

„Fein“, sagte ich. Es gab nur ein Gotteshaus in der Nähe, und das war die Johanniskirche. „Nehmen wir trotzdem diese Richtung. Ich habe meinen Wagen um die Ecke geparkt, und damit sind wir nötigenfalls mobiler als zu Fuß.“

Wir hatten Glück: An so boshafte Scherze wie Straßensperren hatte niemand gedacht, obwohl wir aus Richtung Supermarkt noch immer Schüsse hörten, manchmal unterbrochen vom Belfern einer MP-Salve. Die Hamburger Polizei, in ständiger Erwartung weiterer terroristischer Übergriffe von den bösen RAF's, war schwerbewaffnet und wußte mit ihrer Artillerie auch umzugehen. Ich bezweifelte, daß die schlecht ausgestatteten Phugs eine nennenswerte Chance hatten, nachdem der Überraschungseffekt erst einmal vorbei war. Uns kümmerte das vorläufig nicht weiter.

Die Suche nach einem Parkplatz gestaltete sich vergleichsweise einfach. Wir verließen meinen plebejischen Käfer. Neben dem hübschen Kirchenportal stand eine Tafel, die uns darüber belehrte, wann man sich hier Gottesdienste anhören konnte, und daß am kommenden Donnerstag zwischen 10.00 und 12.00 Uhr ein Orgelkonzert stattfinden würde.

An derlei Veranstaltungen waren wir weniger interessiert. Wir vergewisserten uns, daß wir den weitläufigen Raum ungeachtet des offenen Portals für uns alleine hatten. Dann holten wir erst einmal jene Form der Begrüßung nach, auf die wir in der Hektik bislang hatten verzichten müssen. Danach mußte ich erst einmal ein paar Sekunden verschraufen, bevor ich darangehen konnte, Fragen zu stellen. Die erste war ebenso einleuchtend wie allgemein:

„Was ist hier eigentlich los?“

„Es herrscht Krieg zwischen den

Welten.“

Für einen kurzen Augenblick dachte ich an H. G. Wells' „The War of the Worlds“ und an schleimhätige, grüne Monster. Es war keine angenehme Vorstellung. Wenn Menschen gegeneinander Krieg führen, ist das meistens schon ein sehr unangenehmer Akt – von wegen „Der Mensch ist des Menschen Wolf“ und so weiter –, aber wenn dann auch noch irgendwelche suspekten Extraterrestrier mitmischen, kann das sehr peinlich werden. Ich hoffte nur, die Mini-Invasion meines heimatlichen Stadtteils Pöseldorf würde eine Ausnahme bleiben.

„Bestimmt“, beruhigte Djara mich. „Welten wie deine, die so weit unten auf der Raum-Zeit-Spirale liegen, sind nicht betroffen.“

---

## Für einen kurzen Augenblick dachte ich an H. G. Wells' „The War of the Worlds“

---

Wenn ich sie nicht so gerne gemocht hätte, hätte mich die leichte Arroganz gestört, die aus dieser Bemerkung herausklang. Djaras eigene Heimat lag auf dieser Spirale nämlich relativ weit oben. Zumindere behauptete sie das, und da Baghira dem nie widersprochen hatte, mußte ich es wohl als wahr voraussetzen.

„Ein alter Feind aller Ordnung und Menschlichkeit hat sich erhoben und läuft Sturm gegen unsere Welten, schleift unsere Festungen und erschlägt unsere Verbündeten.“

Mir kam Durandot in den Sinn, die Herrin von Nacht und Schatten. Doch Djara, die den Gedanken erraten haben mußte, schüttelte den Kopf.

„Sie ist ein altes, zänkisches Weib“, erklärte sie. „Nicht ungefährlich, sicherlich, aber nur auf ihrer eigenen Welt. In den Universen und Weltenringen ist ihre Macht mehr als begrenzt. Nein,

dieser Feind ist jemand anderer. Es ist Charon, Lord von Iblis, Herr der Dunklen Tore, Beherrscher des Mars, Gebieter über schier unendliche Legionen von dienstbaren Geistern, schwerbewaffneten Kriegern und tierhaften Hilfstruppen.“ Durch meinen Geist huschte eine Vision eines speerschleudernden Phugs, und ich nickte grimmig. „Er hat von Baghira einen Schlüssel verlangt, den Schlüssel zu den Dunklen Toren, den die Großräumer vor undenklichen Zeiten fanden und seither schwer bewachen. Für Charon ist es der Schlüssel zur Macht, denn wenn er die Dunklen Tore öffnen und die hinter ihnen lauernde Dämonenschar unter seinen Befehl zwingen kann, ist er imstande, die gesamte Raum-Zeit-Spirale in das Chaos- Meer zu stürzen. Du verstehst wahrscheinlich genug vom Wesen der Magie, um dir die Folgen vorstellen zu können ...“

Ich konnte es und spürte, wie mir ein Schauer den Rücken herunterlief, während ich gleichzeitig das Gefühl hatte, dunkle, boshafte, nichtmenschliche Augen würden mich belauern.

„Natürlich helfe ich, wenn ich kann“, versicherte ich.

„Vielen Dank! Ehrlich gesagt, ich hätte es kaum anders erwartet, ebensowenig wie Baghira. Er bittet dich, das Kommando über eine Grenzfestung zu übernehmen. Es ist ein Ort namens Kaihara, ein wenig abgelegen, aber aus irgendwelchen Gründen für seine Strategie sehr wichtig. Er meint, daß die Stellung wohl keinem direkten Angriff ausgesetzt sein wird, aber es wäre für ihn sehr beruhigend, sie in zuverlässigen Händen zu wissen.“

„Natürlich“, sagte ich, während in meiner Brust zwei Seelen miteinander stritten. Die eine, die man Selbsterhaltungstrieb nennen könnte, war beruhigt, daß es sich offenkundig um eine relativ gefahrlose Aufgabe handelte. Die andere ärgerte sich, daß ich dadurch möglicherweise keine Gelegenheit haben würde, mich auf eine meinem Egoboo förderliche Weise hervorzutun. Die beinahe noch bedeutendere Frage aber war, ob ich darauf rechnen durfte, eine ebenso schöne wie kluge und liebende Begleiterin zu haben.

„Leider nicht“, sagte Djara, und ich konnte ihr unschwer ansehen,

daß sie diesen Umstand ebenso bedauerte wie ich. „Ich soll dich auf den Weg bringen und mich dann möglichst bald zurückmelden. Aber“, setzte sie tröstend hinzu, „wenn alles vorbei ist, werden wir wohl auch etwas Zeit für uns haben.“

„Ich hoffe es“, murmelte ich, während wir uns in einer kinoreifen Abschiedsumarmung verloren. Als störend erwies sich nur, daß sich irgendwann hinter uns jemand dezent räusperte. Djara gab einen erschrockenen Laut von sich, und ich drehte mich herum, um dem Störenfried die Meinung zu sagen. Leider mußte ich diese Absicht umgehend wieder aufgeben: Es war ein Pastor, und ich konnte ja wohl schlecht einen Gottesdiener im Hause seines Herrn zurechtweisen.

Irgendwie waren diese Kirchenmänner mir schon immer unsympathisch gewesen.

Dieser öffnete gerade den Mund. Wie es aussah, wollte er uns wahrscheinlich erzählen, daß die Kirche nicht unbedingt ein geeigneter Ort zur Austeilung von harmlosen Zärtlichkeiten war. Und das, wo doch schon in der Bibel stand, der Mensch solle einander lieben. Während ich mir noch über solche Widersinnigkeiten Gedanken machte, verschwamm die Umgebung vor meinen Augen, als würde ich plötzlich alles durch eine beschlagene Brille sehen. Djaras seltsam gedämpfte Stimme flüsterte mir ein Lebewohl zu, und ich spürte noch einmal ihre Hand in der meinen. Sie hinterließ ein kleines, kantiges, kühles Etwas, und ich ballte rasch die Finger zur Faust, um das Ding nicht zu verlieren. Dann klärte sich mein Blick wieder, und ich stand mitten in der Wüste, von einem Augenblick zum anderen den harten Realitäten des Lebens wieder preisgegeben. Ich hatte eine interweltliche Reise hinter mir, einen Trip, für den ich nur Sekunden gebraucht hatte, während selbst der schönste Jumbojet jahrzehntelang ununterbrochen hätte fliegen können, ohne von Hamburg-Fuhlsbüttel nach hier zu kommen.

Irgendwie war das eine faszinierende Angelegenheit, und der Abenteurer in mir begann, sich wieder wohlfühlen. In meiner Hand lag ein schlichter, goldener Reif mit einem dunkelgrünen Stein. Ein Karneol vielleicht, dachte ich mir,

obwohl ich von Edelsteinen noch nie viel verstanden habe. Er war kunstvoll mit hauchdünnen, silbrigen Linien ausgelegt, die an seiner Oberfläche etwas bildeten, was einem spiegelverkehrten Panther-schädel stark ähnelte. Das Siegel meines Geist-Bruders, das ihn in seiner tierhaften Inkarnation zeigte.

Ich steckte den Ring an den Finger und machte mich auf den Weg. Die Richtung zur Festung Kaihara wies mir mein Unterbewußtsein, auf das ich mich immer verlassen konnte, wenn es um Fragen der Traummagie ging.

Ich bin, zugegebenermaßen, ein Sommermensch. Weder der schnee-verzauberte Winter in seiner ganzen Märchenschönheit noch der feuchtkalte, melancholische Herbst können mich nennenswert reizen.

---

**„Ich hoffe es“,  
murmelte ich,  
während wir uns in  
einer kinoreifen  
Abschiedsumarmung  
verloren.**

---

Beim Frühling sind meine Gefühle gemischter Natur: Ist er mild, flößt er mir neues Leben ein, ist er jedoch unwirtlich kühl, kann auch sein zartestes Farbenspiel mich nicht begeistern. Wie die Reptilien brauche ich Wärme, um lebendig und agil zu sein, anderenfalls ziehe ich mich gerne in das Schneckenhaus meiner Träume zurück, die feinselige Welt aussperrend.

Hier hatte ich mehr Wärme, als mir lieb war!

Nach fünf Minuten zog ich meine Jacke aus. Weitere fünf Minuten später war der Pullover dran, und schlußendlich das Hemd, das ich mir als Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen wie einen improvisierten Turban um den Kopf wickelte. Es sah sicherlich etwas lächerlich aus, aber die Hauptsache war, daß es half.

Es ist eine müßige Frage, wie lange ich das Märtyrium rein physisch durchgehalten hätte. Meine

Turnschuhe waren für längere Fußmärsche nicht so recht geeignet, und außerdem waren sie mir, einschließlich der Socken, viel zu warm. Mir war überhaupt alles zu warm, die Jeans ebenso wie mein T-Shirt. Nur wagte ich es nicht, mich weiter zu entblättern. Nicht einer anerzogenen Schamhaftigkeit wegen, sondern weil ich kein Sonnenöl hatte. Sonnenbrände sollen schmerzhaft sein, habe ich mir einmal sagen lassen. Derjenige, der mir diesen bemerkenswerten Umstand mitgeteilt hatte – er war Arzt und demzufolge Zyniker –, hatte mich gleichzeitig darauf hingewiesen, daß sich nur Dummköpfe einen Sonnenbrand holen. Und als dumm zu gelten, das verbot mir natürlich mein ausgeprägtes Ego-boo.

Die Reiter bewahrten mich vor weiterem Leiden. Ich sah sie als eine langgezogene Reihe kleiner Punkte am Horizont auftauchen, und für sie dürfte ich wohl auch nicht mehr als einen einzelnen, noch kleineren Punkt dargestellt haben. Dennoch waren sie neugierig und kamen immer näher. Da ich mir über ihre Absichten nicht im Klaren war, prüfte ich meinen Revolver nach und lud ihn vorsichtshalber mit neuen Patronen. Man kann ja nie wissen...

Es waren hagere Männer mit braungebrannten Gesichtern, scharfgeschnitten und raubvogelartig wirkend, dabei jedoch durchaus offen und sympathisch – soweit man die Züge hinter ihren gazeartigen Staubschleiern erkennen konnte. Ansonsten trugen sie weit wallende, den ganzen Körper einhüllende Gewänder von blendendem Weiß. Weiß lackiert waren auch die Schäfte der langen Rennlanzen, mit denen sie bewaffnet waren, und was mich sehr störte, war der Umstand, daß sie die gefährlich aussehenden Spitzen auf meine Brust gerichtet hatten. Ich streckte ihnen als Friedensgruß die leere rechte Handfläche entgegen, eine Geste, die nicht vollkommen ehrlich war, weil ich in der Linken, hinter meinem Körper verborgen, den entsicherten Revolver hielt. Ich kann nötigenfalls auch mit links schießen, auf kurze Entfernung zumindest. Trotzdem wäre es mir lieber gewesen, mit den Männern zu einer friedlichen Koexistenz zu kommen. Nicht nur meines unterschwelligen

Pazifismus' wegen, sondern auch, weil sie sechs waren und ich mir ausrechnen konnte, wie viele ich erwischen würde, bevor sie mich mit einem ihrer überdimensionalen Zahnstocher durchbohrten.

„Sei begrüßt, Fremder“, sagte einer von ihnen. Natürlich kannte ich seine Sprache nicht, und ebenso natürlich verstand ich sie dennoch. Es war eines der kleinen Wunder der Traummagie, an die man sich im Laufe der Zeit gewöhnt, auch wenn sie einem bei nüchterner Überlegung rätselhaft erscheinen müssen. Ich begnügte mich damit, sie als naturgegeben hinzunehmen

---

**„Fürwahr, das ist Baghiras Zeichen!“ rief der Anführer aus. Er trägt einen Tränenstein, und wäre nicht jedes seiner Worte wahr, würde der Ring ihn mit tödlichem Feuer verzehren.**

---

und mir allenfalls gelegentlich Gedanken über die auf meiner Welt bislang ungeklärten Phänomene der Parapsychologie zu machen.

„Seid begrüßt, Krieger.“

Nachdem diese Formalitäten erledigt waren, wollte der Sprecher gerne wissen, wer ich überhaupt sei und was ich so mutterseelenallein in der Wüste zu suchen hätte. Ich nannte ihm meinen Namen, der ihm nicht eben bekannt vorkam, und ergänzte: „Ich bin der Statthalter der Festung Kaihara im Auftrag Baghiras, des Fürsten von Arkai und Großräumers.“

Zwei oder drei Männer sahen mich sehr skeptisch an, und einer forderte mich auf, meine Behauptung zu beweisen. Ich zeigte ihnen den Siegelring meines halb panther- und halb menschenhaften Geist-Bruders.

„Fürwahr, das ist Baghiras Zeichen!“ rief der Anführer aus. „Er trägt einen Tränenstein, und wäre nicht jedes seiner Worte wahr, würde der Ring ihn mit tödlichem

Feuer verzehren. Edler Herr, ich bin Leutnant Schefket, mit einer Streife auf Patrouille unterwegs im Dünenland, zu Eurem Befehl.“

„Wenn Euer Auftrag es Euch erlaubt, wäre ich Euch dankbar, wenn Ihr einen Eurer Männer abstellen könntet, um mich nach Kaihara zu begleiten“, sagte ich.

„Selbstverständlich ist es mir eine Ehre, das persönlich zu übernehmen“, erwiderte der Leutnant. „Sergeant Marout, Ihr führt solange das Kommando. Leider haben wir keine Reservepferde bei uns. Macht es Euch etwas aus, edler Herr, hinter mir aufzusitzen?“

„Keinesfalls“, sagte ich. Lieber schlecht geritten als gut marschiert.

Schefket überließ mir den Steigbügel, mit dessen Hilfe ich meine siebzig Kilo auf den Pferderücken wuchtete. Das arme Tier war über diese zusätzliche Belastung gar nicht erfreut und zeigte sein Mißfallen, indem es mit den Hufen aufstampfte. Auf ein leichtes Schnalzen seines Reiters hin jedoch setzte es sich folgsam in Trab. Auf diese Weise hielt ich meinen Einzug in Kaihara.

Die Festung war ein recht beeindruckendes Bauwerk. Ihr Grundriß war quadratisch, und die Seitenlänge schätzte ich auf etwa fünfhundert Meter. Später erfuhr ich, daß es sogar noch zu knapp veranschlagt gewesen war. Die Außenmauer, von demselben blendenden Weiß wie alle anderen Bauwerke, Mauern, Türme und Bastionen Kaiharas, war gut vier Manneslängen hoch, eine zinnenbewehrte, zackige Krone, auf der in regelmäßigen und nicht eben großen Abständen die Helme der patrouillierenden Wachen zu erkennen waren. Hinter diesen erhob sich, nochmals gute vier Meter höher, die Innenmauer, die wiederum von einer Vielzahl von Bastionen, Wachtürmen und Kastellen überragt wurde.

Die – vorläufig – angenehmste Überraschung des Bauwerks war der Dienstraum des Kommandanten, in dem eine geradezu paradiesische Kühle herrschte. Ich spürte, wie meine Lebensgeister, die sich in mein innerstes Ich zurückgezogen hatten, langsam wieder erwachten und zum Vorschein kamen.

General Atman empfing mich im Kreise seiner führenden Offiziere.

Er war ein älterer Mann mit einem gütigen, freundlichen Gesicht, dem auch der kurzgeschnittene, weißgraue Bart keinen soldatisch-grimmigen Ausdruck verleihen konnte. Dafür hielt er sich steif aufrecht, als versuche er, den vermeintlichen Mangel so zu kaschieren. Er salutierte und verneigte sich dann vor mir. Ich erwiderte die Ehrenbezeugung mit der Lässigkeit eines ungedienten Zivilisten, dessen Erfahrungen mit dem Militärischen rein theoretischer Natur sind.

„Ich freue mich sehr, edler Herr, Euch hier begrüßen zu können, denn Ihr nehmt mir die Last der Verantwortung für diese Festung ab.“

Ich antwortete höflich, auch ich würde mich freuen, mich im Kreise seiner tapferen Offiziere und Soldaten zu befinden, worauf die Unterführer geschmeichelt lächelten. „Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihr an der Verantwortung besonders schwer zu tragen habt“, fuhr ich fort. „Kaihara macht auf mich den Eindruck einer starken und wohlbewehrten Burg, und wenn die Besatzung nur lediglich ausreichend ist, sollte man sie wohl über Jahre hinaus halten können.“

„Die Besatzung ist mit fünf Tausendschaften mehr als ausreichend“, bemerkte Atman. „Auch sind wir vor feindlichen Angriffen durch die uns umgebende Wüste bestens geschützt. Die nächste Oase ist über fünfhundert Kilometer von hier entfernt. Dennoch besteht keine Gefahr, daß wir Mangel leiden müssen, denn wir haben zwei sehr ergiebige Brunnen in der Burg und sind mit lange haltbaren Vorräten auf Monate und Jahre hinaus versorgt. Ihr dürft aber nicht glauben, daß wir uns durch diese günstige Lage in Sicherheit wiegen würden. Ständige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit, sagt man, und daran halten wir uns auch auf diesem so wohlbehüteten Stützpunkt.“

„Sehr gut“, murmelte ich gedankenverloren. Ich war nämlich gerade am Überlegen, was ich eigentlich hier sollte. Wenn Kaihara durch die Natur, seine starken Mauern und die reichliche Besatzung so gut bewehrt war, warum war es dann noch nötig, daß ich die Burg besonders hüten sollte? Mißtraute Baghira etwa dem Offizierskorps oder dem alten General? Doch dann war es unsinnig, daß er mich schickte,

einen einzelnen und vor allem uninformierten Mann. Viel folgerichtiger wäre es gewesen, in so einem Fall eine treu ergebene Truppe auszusenden, um notfalls jeden Aufruhr oder Verrat sofort niederschlagen zu können. Oder sollte es mit Kaihara eine besondere Bewandnis haben, die nicht auf den ersten Blick zu erkennen war?

Atman stellte mir noch ein gutes Dutzend Offiziere vor, deren Namen ich, kaum daß ich sie gehört hatte, auch größtenteils schon wieder vergaß. Dann nahm er mich mit einem höflichen Lächeln beim Arm und meinte:

„Sicher hat die anstrengende Reise Euch erschöpft, edler Herr. Wenn es Euch recht ist, zeige ich Euch Eure Gemächer, in denen Ihr Euch erfrischen könnt. Sobald Ihr es wünscht, könnt Ihr dann die Festung und die Mannschaft besichtigen.“

„Sehr gut“, sagte ich, mir mit der Hand Staub und eingetrockneten Schweiß von der Stirn wischend.

Der General deutete auf einen Offizier.

„Das ist Major Gandar-khan. Er steht Euch als persönlicher Adjutant zur Verfügung und ist für Euer Wohlergehen verantwortlich. Zudem führt er die Wachmannschaft, die zu Eurer persönlichen Sicherheit abgestellt ist.“

Ich runzelte die Stirn. War das nur Sorge um mich, oder sollte ich auf diese Weise ebenso unauffällig wie höflich unter Beobachtung gehalten werden?

„Vielen Dank, aber letzteres wird kaum nötig sein. Wie sollte mir hier schon etwas zustoßen?“

„Man weiß nie, edler Herr, und übertriebene Vorsicht ist besser als mangelnde.“

Ich versenkte meinen Blick in Atmans wasserblaue Augen, konnte darin aber nichts entdecken, was mir Aufschluß über seine wirklichen Absichten gegeben hätte. So zuckte ich die Schultern und akzeptierte ohne weitere Widerrede. Vorläufig störte es mich noch nicht, und vielleicht ergab sich später eine Gelegenheit, der unerwünschten Leibgarde ledig zu werden.

Doch noch war es mir nicht vergönnt, ein wenig Ruhe zu finden. General Atman, der Major und ich waren gerade auf dem Weg zu der für mich vorbereiteten Unterkunft,

als uns ein staubbedeckter und sichtlich erschöpfter Bote erreichte. Sein Gewand war an mehreren Stellen zerfetzt und an der linken Schulter blutdurchtränkt. Er salutierte flüchtig und brachte heiser hervor: „Sergeant Maroud schickt mich, edle Herren. Kurz nachdem wir Euch, Sir Christian, begegnet waren, stieß unser Trupp in der Wüste auf einen Zug Nomaden. Als sie uns sahen, schickten sie uns sofort eine starke Streifschar entgegen, die uns angriff und vertrieb. Zwei unserer Leute sind gefallen, andere, darunter der Sergeant, verletzt.“

„Hast du eine Ahnung, von welchem Stamm sie waren und wie stark?“

„Ihrem Kriegsgeschrei und den Wimpeln zufolge waren es Tureans, General. Was wir sahen, war lediglich ihre Vorhut, und die zählte wohl an die fünfhundert Reiter. Vom Haupttrupp sahen wir lediglich die Staubwolke. Ich würde sie auf fünftausend Pferde schätzen, vielleicht auch mehr.“

„Führten sie Wagen mit sich?“

„Ich glaube nicht, ihr Herren, denn sie bewegten sich sehr schnell.“

„Es ist gut“, sagte Atman. „Geh jetzt, laß deine Wunde behandeln und ruh dich aus. Vielleicht haben wir später noch ein paar Fragen.“

Der Soldat salutierte erneut und wandte sich dann ab. Schweren, schleppenden Schrittes entfernte er sich.

„Was hat es mit jenen Nomaden auf sich?“ wollte ich wissen.

„Sie sind Wüstenbewohner und ziehen von Ort zu Ort. Gelegentlich gibt es hier schwere, manchmal wochenlange Regenfälle. Die Wüste wird dann fast über Nacht zum blühenden Garten. Die Nomaden kennen solche Stellen und bleiben dort, bis die Regenfälle vorüber sind. Sie haben ein fast unheimliches Gespür für solche Gelegenheiten. Doch es ist noch nie vorgekommen, daß es in der Nähe Kaiharas langandauernden Regen gab. Und die Nomaden haben sich uns gegenüber immer friedlich verhalten.“

„Vielleicht sind ihre Absichten wirklich harmlos, und der Angriff auf unsere Männer beruhte auf einem Irrtum?“ wandte ich ein.

„Schwerlich. In Friedenszeiten reiten sie nicht mit einer so starken

Vorhut, und außerdem führen sie dann ihre Wagen mit, Packtiere und den ganzen Troß von alten Leuten und Kindern.“

„Dann haben wir also mit einem Überfall zu rechnen?“

„Es scheint so. Major, geht und gebt Alarm. Sorgt dafür, daß Doppelpatrouillen auf die Wälle kommen und Kundschafter uns über die Begegnungen mit den Nomaden informieren. Die Flammer sollen einsatzbereit gemacht, aber noch nicht in die Stellungen gebracht werden.“

„Zu Befehl!“ rief Gander-khan und lief im Eilschritt davon. Der General sah sich um und beugte sich dann, als er niemanden in der Nähe erkennen konnte, zu mir herab. Vertraulich flüsterte er:

„Ihr werdet Euch wahrscheinlich wundern, warum eine derart abgelegene Festung mit einem Angriff zu rechnen hat? Nun, die Lösung ist ganz einfach. Der Schlüssel zu den Dunklen Toren von Iblis, der Anlaß des bevorstehenden Krieges zwischen Arkai und Lord Charon, ist nicht in den Gewölben Maggimores. Er ist hier, in diesen Mauern. Niemand wußte es, außer Baghira, einigen wenigen anderen Arkaiern, mir und nun Euch. Wir hielten das Geheimnis für gut gehütet, aber irgendwo muß es eine undichte Stelle gegeben haben.“

„Verdammt“, knirschte ich. „Dann sind diese Nomaden noch die harmlosesten Gegner, mit denen wir zu rechnen haben.“

„Wie meint Ihr das?“

„Nun, der Schlüssel ist für den Feind so wichtig, daß er alles mobil machen wird, was er einsetzen kann.“

„Zum Glück wird das nicht viel sein. Kaihara zu belagern ist sehr schwer, und in dieser Region werden außer den Nomaden kaum Truppen kämpfen können. Ich glaube nicht, daß Charon es wagen wird, seine Phugs oder menschliche Hilfstruppen hier einzusetzen.“

Ich dachte weniger an die Phugs oder Menschen, ich dachte an andere Verbündete und Diener des Dunklen Lords von Iblis, und ich spürte, wie die Härchen in meinem Nacken sich steil aufrichteten bei dieser Vorstellung. Aber ich teilte Atman nichts von meinen Befürchtungen mit, denn ich wollte ihn nicht von vornherein entmutigen. Wenn das auf uns zukam, was ich

annahm, würde er es noch früh genug bemerken.

Der Aufmarsch der Nomaden war ein faszinierendes Ereignis. Er vollzog sich zwar ausgesprochen undiszipliniert, dafür aber um so dramatischer. Heulende, tobende Gestalten, farbenprächtig und fantastisch gekleidet, jagten, tief über die Hälse ihrer Pferde gebeugt, in gestrecktem Galopp auf die Mauern zu, kurz außerhalb der Reichweite der Bogenschützen und Armbrustträger dann ihre Tiere herumreißend und einen großen, lockeren Kreis bildend. Dazu schwangen sie ihre Rennlanzen, unter deren Spitzen bunte Wimpel hingen, in der Sonne blitzende Krummsäbel oder kurze Bögen. Es sah aus wie eine echte arabische Fantasia, ein Scheinangriff, mit dem Gäste, Freunde oder Reisende überrascht und, wenn sie die Sitte nicht kennen, nicht selten beinahe zu Tode erschreckt werden. Ich wußte mich hinter starken Mauern gut gedeckt, und dennoch machte mein Herz beim Anblick der Phalanx von donnernden Hufen zwei oder drei unregelmäßige und schmerzhaft schnelle Schläge.

Die Zahl der Gegner abzuschätzen fiel mir schwer, denn sie waren nicht alle aus einer Richtung anmarschiert, sondern hatten die Festung vor ihrem provokanten Aufmarsch umzingelt. Ich versuchte, einzelne Reitergeschwader zu zählen, jedoch gerieten sie zu schnell wieder aus meinem Blickwinkel. Alles in allem konnten es ebensogut fünf- wie auch zehntausend Kämpfer sein, die Kaihara bedrohten. Für einen Sturmangriff erschien mir das viel zu wenig, aber andererseits noch genug, um uns wirksam von der Außenwelt abzuschneiden – wenn sie lange genug durchhielten. Oder wenn es in nächster Zeit regnete.

Ich wandte meine Blicke zum Himmel. Aus wolkenlosem Blau brannte die Sonne unbarmherzig herunter. Es sah eigentlich nicht nach einer Wetteränderung aus.

„Soll ich die Flamme einsatzbereit machen?“ fragte der Oberst hinter mir. Er stand mit Atman, Gandarkhan und mir auf der Bastion über dem Südtor. Die Soldaten der Besatzung hatten sich aus unserer Nähe zurückgezogen, um uns nicht zu stören. Mit einem

sofortigen Angriff nach Art des römischen „ex itinere oppugnare“ war nicht zu rechnen. Die Nomaden führten weder Belagerungsgerät noch irgendeine Art von Geschütz mit sich, ja, sie hatten noch nicht einmal einfache Sturmleitern.

Atman beantwortete die Frage des Obersten nicht direkt, sondern sah mich an. Ich wollte wissen, was es mit den Flammern auf sich hatte.

„Es handelt sich um Maschinen, die Lord Baghira uns unlängst lieferte. Sie vermögen das Allfeuer gezielt zu schleudern, und ihre Reichweite ist zehnmal größer als die der mächtigsten Katapulte und Ballisten.“

„Macht sie meinerwegen einsatzbereit“, entschied ich. „Doch verwendet sie noch nicht. Vielleicht brauchen wir unsere wirksamste

---

## Mit einem sofortigen Angriff nach Art des römischen „ex itinere oppugnare“ war nicht zu rechnen

---

Waffe später noch dringender, und dann wäre es schlecht, wenn der Feind sie bereits kennen würde.“

„Seht dort!“ rief Major Gandarkhan und deutete auf einen Hügel. „Das scheinen die Anführer zu sein.“

Ich wandte meinen Blick in die Richtung, die sein ausgestreckter Arm mir wies. Der Hügel war vielleicht knappe tausend Meter entfernt, und auf ihm hielten drei Reiter. Zwei von ihnen trugen die weißen Burnusse der Nomaden, verziert mit bunten Bändern und Schnüren. Der erste saß auf einem herrlichen Schimmel, stolz aufgerichtet und zu uns herüber starrend. Er war von schlanker, ungefähr mittelgroßer Gestalt. Der andere, der einen Silberfalben ritt, überragte ihn um mehr als einen Kopf. Es mußte sich um einen wahren Riesen handeln, und ich hoffte insgeheim, nicht in die Verlegenheit kommen zu müssen, meine Kör-

perkräfte mit ihm zu messen. Er trug an einer langen Stange das farbenprächtige Seidenbanner der Turean-Nomaden. Der dritte Mann jedoch erregte meine Aufmerksamkeit in viel stärkerem Maße. Auch er war äußerlich ein mittelgroßer, normal gewachsener Mensch, jedoch in Schwarz gekleidet. Im Gegensatz zu denen der Nomaden waren seine Kleidungsstücke nicht weit und luftig geschnitten, sondern lagen eng am Körper an. In der direkten Sonnenbestrahlung mußte er fürchterlich schwitzen, wenn sein Metabolismus dem eines Menschen auch nur annähernd vergleichbar war. Daran aber zweifelte ich. Es ging etwas von ihm aus, eine Art Aura, die ich nicht näher erklären konnte, die mir jedoch böseartig und schrecklich erschien. Er ritt einen großen Rapen; daß er im Gegensatz zu den anderen keine sichtbare Waffe trug, trug auch nicht dazu bei, ihn in meinen Augen zu verharmlosen.

„Ja“, sagte der alte General. „Das scheinen ihre Führer zu sein. Auf dem Schimmel, das ist Rylea, ihre Fürstin, und ...“

„Was?“, unterbrach ich erstaunt. „Sie werden von einer Frau angeführt?“

„Oh, das wußtet Ihr nicht?“ Ich schüttelte den Kopf. „Entschuldigt, ich vergaß, daß Ihr ein Fremder seid. Die Nomadenstämme haben eine matriarchalische Gesellschaftsform. Die Herrschaft geht immer auf die älteste Tochter über.“

„Aber übernehmen die Frauen auch die Führung im Krieg?“

„Durchaus. Ich verwette einen eingetrockneten Beutel mit Kuhdung gegen jeden einzelnen Stein der Festung, daß von denen, die da draußen reiten, nicht mehr als die Hälfte Männer sind.“

Ich stammte aus einer Kultur, in der die Gleichberechtigung in den vergangenen Jahrzehnten ziemlich weit fortgeschritten war, und es gab auf meiner Welt auch einige Staaten, in denen Frauen bewaffneten Wehrdienst leisteten. Solche Verhältnisse aber hier, in einer vergleichsweise primitiven Gesellschaftsform, vorzufinden, erstaunte mich dann doch ein wenig. Atman bemerkte meine Zweifel und fügte hinzu: „Ihr solltet Euch keinen Irrtümern hingeben, Sir Christian. Die Mädchen der Turean erhalten die gleiche kriegerische Ausbildung

wie die Jungen, und ihre Geschicklichkeit im Umgang mit Waffen kommt der ihrer Männer durchaus gleich.“

Das mochte von mir aus der Fall sein, aber ich fragte mich trotzdem, wie ich reagieren würde, wenn ich mit einer Frau zu kämpfen hätte. Wahrscheinlich würden mich irgendwelche erziehungsbedingten Skrupel hemmen. Und das könnte sich unter solchen Umständen als gefährlich erweisen.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit einer anderen Frage zu: „Und wer sind die anderen?“

„Den Namen jenes Riesen weiß ich nicht. Von ihm wird berichtet, er sei ein Mann von ungeheurer Stärke und der fürstlichen Familie treu ergeben. Seine Geisteskräfte sollen aber in keinem Verhältnis zu seinen körperlichen Fähigkeiten stehen.“

„Mich interessiert der andere noch mehr, der Schwarze.“

„Von ihm habe ich noch nie gehört. Seinem Aussehen nach scheint er nicht zu den Nomaden zu gehören.“

„Hm“, machte ich, „das mißfällt mir.“

„Ihr fürchtet ...?“

„Ein Agent, ja. Und Charons Agenten müssen nicht zwangsläufig menschliche Kreaturen sein.“

„Haltet Ihr es für günstig, Verstärkung herbeizurufen?“

Ich ließ mir das durch den Kopf gehen.

„Wie soll so etwas möglich sein, wenn wir von den Belagerern dicht umschlossen sind und ihre Streifscharen vermutlich die nähere und fernere Umgebung kontrollieren?“

„Wir haben ein Mittel. Folgt mir, Sir Christian.“

Das Ding, auf das der General seine Hoffnung gründete, war eine faustgroße, silberhelle Kugel. Sie leuchtete aus sich selbst heraus, und ihr Schein reichte aus, das dunkle Kellergewölbe zumindest leidlich zu erhellen. Die Kugel lag auf einem Tuch aus schwarzer Seide als einziger Gegenstand auf einem kleinen Tischchen. Davor befand sich ein rechter bequemer Stuhl. Ansonsten enthielt der Raum keine weiteren Einrichtungsgegenstände.

„Was ist das?“, fragte ich.

„Jene Kugel ist ein Katalysator von Kräften. Mit ihrer Hilfe lassen

sich Worte und Gedanken, mitunter sogar Dinge, durch die Barriere zwischen den Welten und Dimensionen befördern, an Orte, an denen sich ein Gegenstück davon befindet. Das einzige andere mir bekannte Exemplar befindet sich im Palast Lord Baghiras zu Maggimore.“

Ein durchaus faszinierendes Kommunikationsmittel. Unter den gegebenen Umständen war das zweifellos das Ei des Kolumbus. Jedenfalls erschien es mir besser als jede noch so qualifizierte Funkübertragungsanlage.

„Wollt Ihr es versuchen, edler Herr?“ fragte Atman.

Natürlich wollte ich!

Da ich von der Bedienung keine Ahnung hatte und es auch nichts wie eine Anleitung oder dergleichen gab, entschloß ich mich, es auf

---

## Du kannst es nicht, kleiner schwacher Mensch. Du kannst hier nicht durch.

---

die einfachste Weise zu versuchen. Ich setzte mich auf den Stuhl und breitete die Hände über der Kugel aus, ohne sie jedoch zu berühren. Irgendwie kam ich mir dabei wie ein Scharlatan vor, der sich in Wahrsagerei versuchte. Eigentlich hatte ich erwartet, daß das leuchtende Ding Wärme ausstrahlen würde, aber das war ein Trugschluß. Es war im Gegenteil so kalt, daß ich fast erschrocken aufgesprungen wäre. Ich brauchte einige Zeit, bis ich mich daran gewöhnt hatte.

Ein undefinierbarer Strom von Kraft durchzog mich, erweiterte mein Bewußtsein und ließ mich über die engen Grenzen meines angeborenen Körpers hinauswachsen. Intuitiv begriff ich, von welcher Art dieser Katalysator war und wie man mit ihm umzugehen hatte. Mein suchender Geist tastete nach der interdimensionalen Barriere – und ich stieß ins Leere!

War diese Grenze plötzlich gefal-

len, verschwunden, weggeblasen? Oder unterlag ich einer üblen Täuschung?

Immer weiter tasteten die Finger meines Geistes, und dann stieß ich doch auf ein Hindernis. Aber es war kein Energieniveau, wie man es zwischen den Welten der Raum-Zeit-Spirale findet. Es war etwas anderes – eine dunkle, böse Wand, die mich abstieß. Das ärgerte mich, und ich versuchte es erneut, mit größter Anstrengung. Doch die Wand schluckte alle Energien, die ich gegen sie schleuderte, als sei sie ein trockener Schwamm.

Irgendwann, so dachte ich mir, ist das Fassungsvermögen jedes Schwammes erreicht und überschritten. Ich lehnte mich zurück, ohne die Hände von der Kugel zu nehmen, atmete ein paarmal tief durch und versenkte mich dann ganz in die Konzentration, die es mir erlaubte, alle geistigen Reserven zu mobilisieren, derer ich habhaft werden konnte.

Etwas wie ein spöttisches Gelächter ertönte mitten in meinen Gehirnwindungen, und dazu kam ein elektrischer Impuls, der übersetzt vielleicht folgenden Gedanken enthielt: *Du kannst es nicht, kleiner, schwacher Mensch. Du kannst hier nicht durch.*

Der Gedanke kam nicht von mir. Ich hatte eine ganz andere Absicht. „Ich kann und ich will!“ Es war mir nicht ganz klar, ob ich die Worte geschrien oder geflüstert oder nur gedacht hatte, aber der oder das andere schien sie vernommen zu haben, denn ich hörte nochmals Gelächter wie die Wellen einer Sturzflut. Meine Ohren dagegen verschließend, führte ich meinen Zorn wie ein gleißendes Schwert gegen die Mauer.

Sie barst mit überraschender Schnelligkeit, und ich stand in einem Raum, der mit Licht gefüllt war. Das Licht oder die zugrundeliegende Strahlung war so intensiv, daß ich glaubte, es nicht nur optisch, sondern auch körperlich spüren zu können. Ganz so, als ob es sich anfassen ließe. Es war ein rötlicher Schimmer, und es schien mir so unangenehm zu sein wie das Glitzern in den Augen eines tollwütigen Wolfes.

Da ich nie im Leben einem tollwütigen Wolf begegnet bin, ahnte ich nicht, wie gefährlich es war.

„So hast du es doch geschafft?“,

kam eine lautlose Botschaft, in der sich Ärger und Anerkennung mischten. „Doch hier endet deine Macht, Mensch, denn hier stehst du an der Pforte von Bag-Urn.“ Und dann kam ein Impuls, der keine Nachricht mehr war, sondern ein Angriff, wie ich ihn in so brutaler Intensität noch nie erlebt hatte. Ich riß imaginäre Arme hoch, um ein imaginäres Gesicht zu schützen und murmelte dabei mit gleichfalls nichtvorhandenen Lippen den Namen meines Geist-Bruders, als sei es eine Beschwörung. Dann umhüllte mich der Ansturm wie eine dunkle Wolke und schleuderte mich zurück.

Ich schüttelte den Kopf und blinzelte mit den Augenlidern, um die rein physischen Auswirkungen des parapsychologischen Schocks zu überwinden und sah in die entsetzten Gesichter General Atmans und Major Gandar-khans.

„Sir Christian!“, rief der alte General. „Wir fürchteten schon, Ihr...“

„Es ist alles in Ordnung. Doch seht – die Kugel ist erloschen!“

Das gleißende Licht war verschwunden, als habe jemand es ausgeknipst, und nur noch seine Projektion hielt sich einige Sekunden im Raum, eine Art nachstrahlende Reflektion, bis sie ebenfalls verschwunden war. Wir waren der Dunkelheit preisgegeben. Gandar-khan rief nach der Wache und nach Fackeln. Ein paar bange Sekunden lang wappnete ich mich vorsichtshalber gegen einen neuerlichen Angriff aus der fernen Sphäre, doch dann geschah nichts Schlimmeres, als daß die Tür aufging und zwei mit Fackeln und Säbeln ausgerüstete Männer hereinstürmten.

„Laßt uns diesen Ort verlassen, bevor die Mächte des Bösen erneut nach uns greifen“, rief Atman und strebte zur Tür. Ich folgte ihm nicht. Mich interessierte, was aus der Kugel geworden war. Einer der Wächter, von mir herbeigewinkt, kam widerstrebend näher und leuchtete mit seiner Fackel. Die Kugel lag noch an der Stelle, wo ich sie zuerst gesehen hatte, und mit ihr waren keine äußeren Veränderungen vorgegangen, abgesehen davon, daß ihre Ausstrahlung verschwunden war. Auch die Kälte war nicht mehr spürbar. Irgendwie wirkte das Ding leblos, tot – oder schlafend.

Ich wollte nicht das Risiko einge-

hen, es wieder zu erwecken und damit vielleicht noch etwas anderes herbeizurufen, denn die körperlose Stimme, die die Pforte Bag-Urns bewachte, war mir nur zu gut im Gedächtnis haften geblieben. Sie und jenen Ort zu besuchen, verspürte ich nicht die geringste Neigung, weder in meiner realen Erscheinung noch astral.

„Es sieht so aus, als seien wir abgeschnitten“, bemerkte Gandar-khan trocken. Ich konnte ihm da leider nur recht geben.

Das Schauspiel, das die Nomaden der Besatzung von Kaihara geboten hatten, hatte inzwischen sein Ende gefunden. Sie hatten sich gesammelt und in vier große Gruppen aufgeteilt, von denen eine jede ihr Lager gegenüber einem der in alle Himmelsrichtungen weisenden Ausfalltore Kaiharas aufschlug. Der für den Flämmer zuständige Oberst

---

**„Es sieht so aus,  
als seien wir  
abgeschnitten“,  
bemerkte Gandar-  
khan trocken.**

---

– ein Außenweltler wie ich, Hugo von Varmais genannt – hatte erwähnt, daß sie sich genau außerhalb der Reichweite seiner Waffen befanden. Dieser Umstand gab mir ein wenig zu denken.

Wir saßen auf einer Bastion des zweiten Mauerringes unter einem schattenspendenden Sonnensegel und diskutierten die Lage. Uns gegenüber sahen wir das südliche Lager der Nomaden, in dem vor einem großen, zentral gelegenen Zelt soeben die Standarte ihrer Anführerin aufgepflanzt wurde.

„Natürlich könnten wir sie schlagen“, meinte Atman. „Wir haben fünftausend Kämpfer, mit denen wir sie in einer offenen Schlacht in alle Winde zerstreuen können. Aber mehr als die Hälfte unserer Leute ist unberitten.“

„Hmm“, machte ich. Die Nomaden hatten natürlich genügend Pferde. Sie hatten sogar eine be-

trächtliche Zahl von Reserve- und Packtieren bei sich. Das gab ihnen einen großen operativen Vorteil.

„Andererseits besteht keine Gefahr“, fuhr der General fort, „solange sie nicht mindestens eine drei- bis vierfache Übermacht haben und zudem über kein Belagerungsgerät verfügen. Mit ihrer jetzigen Stärke können sie Kaihara unmöglich einnehmen. Und sehr viel mehr Krieger bekommen die Turean unmöglich in die Sättel.“

„Wie viele Nomadenstämme gibt es eigentlich außer den Turean in der näheren oder ferneren Umgebung?“ wollte ich wissen.

Einen Augenblick lang sahen die Offiziere mich verblüfft an, dann räusperte sich jemand betreten. Das erschien mir als ausreichend.

Unsere Lagebesprechung wurde unterbrochen, als sich vom Lager der Angreifer ein einzelner Reiter – oder handelte es sich um eine Reiterin? Durch den flatternden Burnus und den halb undurchsichtigen Staubschleier war es schlecht zu beurteilen – entfernte und direkt auf das Festungstor zuritt. An der Spitze seiner Lanze trug er ein einfaches weißes Tuch.

„Ein Unterhändler“, erklärte Gandar-khan überflüssigerweise. Wir verließen die Bastion und begaben uns auf den Außenwall, um uns anzuhören, was der Parlamentär wollte.

„Die edle Fürstin Rylea entbietet dem Kommandanten von Kaihara und seinen Offizieren ihren Gruß!“ rief der Mann – an seiner Stimme war er als solcher identifizierbar – uns entgegen. „Die tapferen Turean sind zum Kampf bereit, doch bevor Blut vergossen wird, will die edle Fürstin versuchen, ob nicht durch Verhandlungen ein Krieg vermieden werden kann.“

Atman trat einen Schritt vor, doch ich hielt ihn zurück. Schlußendlich führte ich das Kommando und trug die Verantwortung. Zwar hatte der Alte erheblich mehr Erfahrung als ich, der ich mit den örtlichen Verhältnissen und Gebräuchen nicht vertraut war, aber ich war zuversichtlich, das auch durch gesunden Menschenverstand ausgleichen zu können.

„Auch wir entbieten der edlen Fürstin unseren Gruß. Wir haben keinen Streit mit den tapferen Töchtern und Söhnen der Turean, und deshalb wundert es uns, daß sie

in so großer Zahl bewaffnet vor unseren Wällen aufmarschiert sind. Aber wir sind bereit zu hören, was die edle Fürstin vorzubringen hat.“

„Es sei!“ bestätigte der Bote. „Wir treffen uns auf halbem Wege zwischen dem Festungstor und unserem Lager. Von jeder Seite sollen nicht mehr als drei Vertreter kommen.“

„Unbewaffnet?“ mutmaßte ich.

„Kein Nomade trennt sich freiwillig von seinen Waffen“, entgegnete der Mann stolz. „Doch soll Friede herrschen und freies Geleit beiden Parteien zugesichert sein, egal, wie die Verhandlung endet.“

„Einverstanden!“

Der Krieger riß sein hochbeiniges Tier auf der Hinterhand herum und sprengte in gestrecktem Galopp zurück. Die Staubfahne, die von den Hufen des Pferdes aufgewirbelt wurde, reizte mich zum Niese. Nachdem meine empfindlichen Schleimhäute sich wieder beruhigt hatten, befahl ich dem Major: „Ihr begleitet mich. Sucht noch einen anderen Mann aus, der sowohl kampferfahren und mutig als auch besonnen sein sollte.“

„Laßt mich mitkommen, Sir Christian“, verlangte Atman. „Ich kenne die Nomaden besser als Ihr und kann Euch vielleicht wertvollen Rat erteilen.“

„Danke für Euer Angebot, General, aber es ist wohl besser, wenn einer von uns beiden hier bleibt. Nur für den Fall, daß es Probleme gibt.“

„Wir können den Turean trauen. Sie haben einen sehr hohen Begriff von Ehre.“

„Mißtrauen ist die Mutter eines langen Lebens“, erklärte ich sarkastisch. Atman zuckte die Schultern und beendete die Debatte mit einem gemurmelten „Wie Ihr befehlt, edler Herr“.

Gandar-khan kam sehr schnell zurück, einen altgedienten Unteroffizier im Schlepptau und im Arm einen Säbel, den er mir nebst Wehrgehänge aushändigte. Ich schnallte mir das Gerät um die Hüfte und fragte mich dabei im Stillen, was wohl passieren würde, wenn ich so ausgerüstet auf der Mönckebergstraße spazieren ginge. Wahrscheinlich hätte mich über kurz oder lang die Polizei angehalten. Hier indes war diese archaische Waffe alles andere als fehl am Platze. Zwar hoffte ich, sie vorerst oder über-

haupt nicht gebrauchen zu müssen, und zudem hatte ich zu meinem Revolver weit mehr Vertrauen, aber ein kriegerischer Stamm wie die Turean hätte es wohl befremdlich gefunden, wenn ich ohne sichtbare Waffe gekommen wäre.

Drei schöne Tiere wurden vorgeführt und von Soldaten am Zügel gehalten, während wir uns in die Sättel schwangen. Ich vermutete, die Pferde waren besonders im Hinblick auf Schnelligkeit ausgewählt worden. Auch wenn die Besatzung Kaiharas den Tureans hinsichtlich ihrer Vertragstreue traute, wollte wohl niemand ein Risiko eingehen. Solche Vorsicht war in meinen Augen nie fehl am Platze.

Wir ritten durch das Tor, und ziemlich genau im gleichen Augenblick verließ die tureanische Delegation ihr Lager. Wie vereinbart trafen wir uns auf halbem Wege.

---

**„Wer ist dieser Mann?“ fragte ich mit einer Kopfbewegung in seine Richtung.  
„Er gehört nicht zu Eurem Volk.“**

---

Von der Gegenseite waren die drei Leute gekommen, die mir bereits beim Aufmarsch aufgefallen waren: die Fürstin selber, ihr riesenhafter Gefolgsmann und der schwarz gekleidete Fremde. Sie setzten sich ohne große Umstände mit untergeschlagenen Beinen in den Wüstensand, und wir folgten ihrem Beispiel.

„Ist General Atman krank? Oder fürchtet er einen Hinterhalt, daß er nicht selber kommt?“ Aus der Stimme Ryleas klang hörbarer Spott.

„Der General befindet sich bei bester Gesundheit“, entgegnete ich. „Und er befürchtet mitnichten einen Hinterhalt. Aber er führt in Kaihara nicht mehr das Kommando. Ich bin Christian Worch, neuer Befehlshaber als Stellvertreter Lord Baghiras von Maggimore, Großträumer von Arkai.“

Die grünen Augen der Fürstin, halb hinter dem Sandschleier ver-

borgen, musterten mich aufmerksam. Mit Jeans und T-Shirt trug ich eine Bekleidung, die sich von der hier vorherrschenden Mode mehr als deutlich unterschied. Zudem war meine Haut im Gegensatz zu der der beiden kaiharischen Soldaten ziemlich bleich. Mit ihrer gesunden Sonnenbräune konnte ich jedenfalls nicht konkurrieren. Ungeachtet dieser rein äußerlichen Unterschiede schien Rylea jedoch keine Einwände gegen meine Verhandlungsbefugnis zu haben.

Doch noch ein zweites Augenpaar musterte mich – ich spürte es mehr an einem Gefühl plötzlicher Kühle, als daß ich es sah. Es war der Schwarze, der mich aus geröteten Augen fixierte. Als sein Blick den meinen kreuzte, zuckte ich zusammen, denn ein unhörbarer Strom drängender, beinahe hypnotisch intensiver Impulse drang auf mich ein. Ich blockte ab und legte dabei die ganze Intensität meines Abscheus in den geistigen Pfeil, den ich folgen ließ. Kurz wurden die rötlichen Augen von ihren Lidern verdeckt, dann wandte der Fremde den Blick seitlich an mir vorbei ab.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte ich mit einer Kopfbewegung in seine Richtung. „Er gehört nicht zu Eurem Volk. Könnt Ihr für ihn sprechen?“

„Tsunk ist – ein Verbündeter. Mein Wort gilt auch für ihn.“

„Dann sagt mir Euer Begehrt.“

„In Kaihara befindet sich ein Gegenstand, der weder Euch noch Eurem Herrn Baghira rechtmäßig gehört. Ich fordere ihn im Namen seines Eigentümers zurück. Doch bevor wir Gewalt anwenden, möchte ich wissen, ob Ihr bereit seid, den Schlüssel zu den Dunklen Toren freiwillig herauszugeben.“

Ich hörte, wie hinter mir Gandarkhan mit einem scharfen Pfeifen die Luft einsog und dabei beinahe das Ausatmen vergaß. Der Unteroffizier blieb unbeteiligt – vermutlich ahnte er nicht, worum es ging. Dafür ahnte ich um so mehr!

„Wißt Ihr eigentlich, was Eure Forderung bedeutet, wenn wir ihr nachkommen würden?“

Rylea warf verächtlich den Kopf in den Nacken.

„Was kümmert es Euch? Dies ist genausowenig Eure Welt wie der Mars oder Arkai. Ihr seid für Euren Freund Baghira nur ein Werkzeug, das seine Haut zu Markte tragen

darf. Laßt ihn und Lord Charon doch die Sache untereinander ausmachen.“

„Glaubt Ihr, mehr als nur ein Werkzeug zu sein?“ fragte ich böse. „Ich kenne Baghira, und von seinem Gegenspieler weiß ich genug, um mir zu wünschen, ihn nie kennenzulernen.“ Der schwarz verummte Mann gab ein heiseres Geräusch von sich, das wie ein bösarziges Lachen klang.

„Doch seid auch Ihr über die wahre Natur und das Wesen des Dunklen Lords informiert, Fürstin? Was kümmert Euch und Euer Volk dieser Streit, daß Ihr Euch in ihn einmischt?“

Die Reaktion der jungen Frau, die sich bislang gelassen und höflich benommen hatte, überraschte mich dann doch etwas. Sie sprang auf und rief wutentbrannt:

„Wenn Ihr zu dumm seid, um zu sehen, wo die Macht ist, so ist das Eure Sache! Mich aber laßt mit dem kindischen Geschwätz von Gut und Böse in Ruhe. Wenn Ihr nicht bis heute Abend...“

Ihre Worte verklangen plötzlich. Es war nicht so, daß sie aufgehört hatte zu sprechen, oder daß die Schallwellen mich nicht mehr erreicht hätten – nein, ich nahm sie auf einmal nicht mehr bewußt wahr, denn ich hatte ein so merkwürdiges Gefühl... so, als läge etwas Gefährliches in der Luft und als wäre es besser, wenn ich mich mal kurz umwenden würde. Ich tat es und erstarrte beinahe vor Schreck.

Der Unteroffizier meiner Eskorte hatte sich erhoben. Er stand breitbeinig da, das Gesicht eine starre Maske, die Augen glanzlos und verschleierte. Als seien die geheimen Urkräfte des Kosmos plötzlich sichtbar geworden, erahnte ich die Linie von Kraft, die sich von dem Schwarzen zu meinem Begleiter hinzog. Es war eine sehr einseitige Linie, und man brauchte keine hellseherischen Fähigkeiten, um zu wissen, daß hier starke hypnotische Kräfte am Werk waren.

Und dann rollten die Ereignisse sehr viel schneller ab, als ich sie hier rückblickend beschreiben kann.

Der Soldat griff in den Gürtel und brachte ein Messer zum Vorschein. Es war ein sehr kleines Messer mit starker Klinge und lederummwickeltem Griff, ausgewogen und tödlich, eine ideale Waffe für einen Wurf auf kurze oder mittlere Ent-

fernung. Ich brauchte nicht lange zu rätseln, wer sein Opfer werden sollte. Fürstin Rylea schien nichts bemerkt zu haben, denn sie war nach Verkündung ihres Ultimatums aufgestanden und ging zu ihrem Pferd, uns dabei den Rücken zuwendend.

Mit einem Satz, der meinem Geist-Bruder, dem Panther, in seiner tierischen Inkarnation alle Ehre gemacht hätte, fuhr ich auf und warf mich auf sie. Ich erwischte eben noch ihre Beine, und wir fielen zusammen in den heißen Sand. Ich fing einen Blick auf, in dem tödlichste Wut deutlich geschrieben stand. Dann spürte ich einen kurzen, scharfen Schmerz hoch in der rechten Schulter. Warme Flüssigkeit breitete sich aus, irgendjemand schrie, und der Rest verwandelte sich in Chaos.

---

## Ich brauchte nicht lange zu rätseln, wer sein Opfer werden sollte. Fürstin Rylea schien nichts bemerkt zu haben...

---

Der pazifistische Teil meines Ichs hatte eine tiefgründige Abneigung gegen solche Auftritte. Da er leidlich unterdrückt ist und ich außerdem über einen gesunden Selbsterhaltungstrieb verfüge, spielte ich natürlich mit, indem ich mich erst einmal aufrappelte. Was auch immer passiert, es kann nichts schaden, auf den Beinen zu stehen und eine Waffe in der Hand zu haben.

Auch Gandar-khan und der Unteroffizier waren bewaffnet, aber es nutzte ihnen nicht viel. Der Schwarze hielt einen kurzen Stab in seinen Händen und verbrannte sie in Sekundenbruchteilen zu Asche. Ich blinzelte entsetzt, hatte aber keine Zeit, richtig schockiert zu sein. Der schweigsame Riese stürzte sich mit gezogenem Krummsäbel auf mich.

Sein Hieb hätte mich in ungefähr gleiche Teile gespalten, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, zur Seite zu

springen. Dann kreuzten sich unsere Klängen.

Ich merkte schon beim ersten Schlag, daß er rein kraftmäßig mit drei Leuten meiner Art fertig werden konnte. Und deshalb versuchte ich, meine Gewandtheit gegen ihn auszuspielen. Leider war er genauso schnell wie ich, und das verhinderte den zweifellos nicht schlechten Plan. Als mein Säbel nach dem dritten Schlag in einem eleganten Bogen durch die Luft wirbelte, hatte ich das Empfinden, in ernsthafter Bedrängnis zu sein. Gerade noch rechtzeitig entsann ich mich meines Revolvers. Natürlich war ich damit schneller als mein Widersacher mit seinem überdimensionalen Fleischermesser. Ziehen, spannen und abdrücken war nur eine Frage von Sekundenbruchteilen. Es machte laut *Peng!*, und dann war ich sehr erstaunt, daß er nicht umkippte. Eine .38er Kugel auf kürzeste Entfernung in die Körpermitte wirft die meisten Leute um. Nur war mein Gegner einer, aus dem man gut zwei hätte machen können. Er schüttelte sich kurz und warf sich auf mich. Ich hatte das Gefühl, als würde ein mittleres Gebirge gegen mich geschleudert. Im Fallen drückte ich noch einmal ab. Dann prallte ich auf den Boden, und die Lampen gingen aus.

Als ich aufwachte, war es immer noch dunkel. Das erstaunte mich so lange, wie ich brauchte, um wieder leidlich zu mir zu kommen. Dann merkte ich, daß mein mangelndes Sehvermögen nicht etwa an mir selbst lag, sondern daran, daß es Nacht war.

Die Welt Kaiharas hatte zwar eine sehr schöne und vor allem wenigstens in dieser Region heiße Sonne, aber an Monden mangelte es ihr. Vom wolkenlos klaren Himmel leuchteten nur ein paar einsame Sternchen durch die Nacht und erinnerten mich an das alte Lied von dem Fallschirmjäger, der auf Kreta Wache hielt.

Die Vision gefiel mir nicht, denn jener unbekannt Wehrmachtsangehörige war – dem Liedtext zufolge – seinerzeit höchst plötzlich verschieden. Und ich mußte es als wahrscheinlich betrachten, daß ich sein Schicksal in absehbarer Zeit teilen würde. So unangenehm diese Perspektive auch war, es gab einige Umstände, die mir weniger gefielen, und die ebenfalls mit meiner

augenblicklichen Lage zusammenhängen.

Hingen. Im wahrsten Sinne des Wortes hingen.

Irgendein boshaft veranlagter Mensch hatte mich aufgehängt, und zwar nicht am Halse – in diesem Falle wäre ich schwerlich imstande, meine Erlebnisse noch aufzuzeichnen –, sondern an den Händen. Diese hatte man mir mittels eines Stricks oder Lederriemens zusammengebunden und ziemlich hoch an einem Pfahl befestigt. So hoch, daß ich nur stehen konnte, wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte.

Können Sie sich den Rest denken?

Für den Fall, daß Sie noch nie in so einer Lage waren oder wenigstens über genügend Phantasie verfügen, will ich Ihnen die Mühe abnehmen und es kurz schildern. Eine gewisse Zeit kann man auf den Zehen stehen, dann fangen die Beinmuskeln an zu schmerzen. Natürlich kann man sein Gewicht abwechselnd von einem Fuß auf den anderen verlagern, aber das hilft auch nicht viel weiter. Irgendwann kommt einmal der Punkt, wo man sich einfach wie ein schlaffer Sack fallen beziehungsweise hängen läßt. Und genau da setzt dann der bestialische Schmerz in den Schultergelenken ein. Ganz zu schweigen von meinen Handgelenken, deren zarte, gepflegte Haut die straff angezogenen Riemen ebenso wie mein ganzes Gewicht zu ertragen hatte.

Diese Lage erheischte eine rasche Veränderung.

Der Pfahl befand sich im Lager der Nomaden, und zwar ziemlich genau in der Mitte. Vor mir stand das Zelt der Anführerin. Die Standarte wehte schattenhaft im kühlen Nachtwind. Boshafterweise hätte ich meinen Schmerz nun laut herausbrüllen und damit den Lagerbewohnern die Ruhe rauben können, doch auch gegen diese Möglichkeit hatte man sich vorsorglich abgesichert. Zwischen meinen Zähnen befand sich ein Knebel. Der Lappen schmeckte nach ranzigem Öl und verursachte mir Übelkeit.

Es gibt eine schöne Metapher: „Die Lage ist ernst, aber nicht besch...eiden“, sagen die einen, während die anderen die Meinung vertreten, sie sei „bescheiden, aber nicht ernst“. Die meine war beides:

Ernst und beschissen. Und deshalb beschloß ich, etwas zu unternehmen.

Ich erinnerte mich... Wie war das doch gleich gewesen, im Schloß der Königin Durandot, als ich mit einem einzigen Wort, mit einer fremden Beschwörung, meine Ketten zerbrochen hatte? Natürlich hatte ich das nicht selbst getan, sondern mein Geist wie auch mein Körper waren damals von Baghira beherrscht worden. Doch das Exempel als solches müßte sich wiederholen lassen!

Also versuchte ich es mit einer ganzen Reihe von teilweise recht abstrusen Lautkombinationen, die mein Gedächtnis mir offerierte. Erschwert wurde alles dadurch, daß ich eigentlich nicht richtig sprechen konnte, des Knebels wegen, sondern nur eine Art unartikulierte

---



---

### Wie war das doch gleich gewesen, im Schloß der Königin Durandot, als ich mit einem einzigen Wort...

---



---

Stöhnen hervorbrachte. Aber wahrscheinlich kam es gar nicht so sehr darauf an, die Formel tatsächlich auszusprechen. Wichtiger war wohl, sie zu denken. Schließlich diente das Gehirn als Katalysator für solche Phänomene, und nicht Zunge oder Lippen. Dennoch funktionierte es zunächst nicht. Entweder war mein Gedächtnis nicht so ideal, wie es hätte sein sollen, oder die für Ketten gebräuchliche Beschwörung ließ sich nicht auf Stricke oder Lederriemen anwenden. Entmutigt gab ich auf – und spürte im beinahe gleichen Augenblick, wie mein Geist weit wurde und sich öffnete, als hätte er einen Impuls von außerhalb oder aus den tiefsten Regionen meines Unterbewußtseins erhalten. Als diese Erleuchtung über mich kam, fielen mir auch die zwei Silben wieder ein – und in der folgenden Sekunde fand ich mich auf dem inzwischen

kühl gewordenen Wüstenboden wieder.

Die nächsten fünf Minuten verbrachte ich damit, meine Wunden zu lecken – im wahrsten Sinne des Wortes, denn meine Handgelenke waren mit blutigen Striemen und Malen so übersät, daß sie wie eine einzige große Verletzung aussahen. Außerdem mußte ich meine Glieder erst einmal auflockern, um der Verkrampfung Herr zu werden, die sich im Laufe der Zeit eingestellt hatte.

Als ich mich wieder leidlich fit fühlte, war mein erster Gedanke, mich möglichst dezent aus dem Lager zu schleichen und dann so schnell wie möglich zu laufen, bis ich mich hinter den Mauern Kaiharas befand. Doch dann kam mir eine Idee, die mir weit besser gefiel. Wenn ich schon einmal hier war...

In den gängigen Werken der Fantasy-Literatur ist immer so schön beschrieben, wie man unbefugt ein Zelt betritt: Man schleicht sich an die Rückseite an, trennt die Zeltwand möglichst unauffällig mit einem scharfen Messer durch und steigt ein. Das ist viel einfacher als ein normaler Einbruch. In meinem Falle scheiterte es daran, daß ich kein Messer hatte. Ich mußte also den regulären Eingang verwenden, wobei mir zugute kam, daß sich keine Wachen davor befanden. Das erschien mir zwar sorglos, aber mir konnte es nur recht sein.

Durch die Zeltplane gelangte ich in eine Art abgetrennten Vorraum. Er war unbeleuchtet und ziemlich leer, abgesehen von einem neben dem Eingang befindlichen Fellbündel, unter dem sich etwas befand, das durchaus menschliche Konturen hatte. Nur waren seine Dimensionen geradezu zyklisch. Dieses Etwas stöhnte gedämpft vor sich hin. Ich ließ es stöhnen und wandte mich dem Vorhang zu, der ins Innere des Zeltes zu führen schien und unter dem ich einen schwachen Lichtschimmer ausmachen konnte.

Der Hauptraum war beinahe so spartanisch eingerichtet wie der erste Raum, doch die wenigen Stücke – hauptsächlich Teppiche, ein paar Waffen und andere Kleinigkeiten – waren, soweit ich es auf den ersten Blick erkennen konnte, ebenso kostbar wie erlesen. Indes interessierten sie mich weit weniger

als die junge Frau, die auf einem seidenbezogenen Diwan saß, flankiert von zwei Kerzenständern und eine Pergamentrolle studierend.

Bei meinem Eintritt fuhr sie auf, und dann starrten wir uns erst einmal ein oder zwei Sekunden lang überrascht und unbeweglich an.

Sie trug eine enge, knielange Hose und ein Hemd aus leichtem Seidenstoff, und in dieser Aufmachung und mit ihrem Körperbau war sie durchaus geeignet, den ersten Preis in einer Schönheitskonkurrenz zu gewinnen oder der Anlaß für eine ausgedehnte Massenschlägerei in einer Pöseldorfer Diskothek zu sein. Ihr Gesicht war schön. Nicht von der stupide wirkenden Art ausdrucksloser Filmsternchen-Gesichter, sondern in einer anderen, wilderen und mir eher naturverbundenen Schönheit. Ihr Mund war etwas zu groß und wirkte leicht asymmetrisch, was natürlich auch auf ihr Erstaunen zurückgeführt werden konnte. Die zierliche Stupsnase bildete dazu einen interessanten Gegensatz. Ihre Augen, jadegrüne, irisierende Lichter, lagen unter hoch geschweiften Brauen, die sie im Moment stirnrunzelnd zusammengezogen hatte. Dieses Stirnrunzeln signalisierte Gefahr. Und das nicht ganz zu Unrecht, denn als sie sich gefaßt hatte, stürzte sie zur Zeltleinwand, wo sich eine ganze Kollektion dekorativ aufgehängter Krummsäbel, Dolche, Speere und sonstiger Totschlaginstrumente befand.

Ich war etwas schneller als sie und stellte mich ihr in den Weg, doch das brachte sie nur für einen einzigen Sekundenbruchteil aus dem Takt. Ihre rechte Hand fuhr auf mein Gesicht zu, Zeige- und Mittelfinger V-förmig ausgestreckt, während sie gleichzeitig das Knie hochriß, um es mir in den Unterleib zu bohren. Ich machte eine halbe Drehung, um dem doppelten Angriff auszuweichen und schlug dann zu.

Früher einmal habe ich für ein halbes Jahr einen Judo-Kursus belegt, bis mir die Sache zu langweilig wurde. Später haben irgendwelche geduldigen Leute viel Zeit damit verbracht, mir die Grundzüge der infanteristischen Nahkampf Ausbildung der Bundeswehr beizubringen. Ansonsten habe ich keine Erfahrung in den gängigen Kampfsportarten, insbesondere in jenen

nicht, die man mit bloßen Händen ausübt. Aber das ist meines Erachtens auch gar nicht nötig. Man schlägt eben einfach einmal zu, dabei die Faust leicht eindrehend – und gerade haltend, um sich nicht das Handgelenk zu verstauchen oder gar zu brechen – und möglichst viel Körpergewicht in den Schlag legend. Das reicht in der Regel, wenn man trifft. Und wenn man nicht trifft, ist auch die beste Schlagtechnik für die Katz'.

Ich traf.

Rylea verdrehte die Augen, gab einen ersticken Laut von sich und kippte um. Zu allem Überfluß landete sie auch noch unsanft mit dem Hinterkopf auf dem Boden, was sie erst einmal ausschaltete. Ich rieb mir die Knöchel und ärgerte mich darüber, keine Handschuhe bei mir gehabt zu haben. Dann machte ich mich an die Arbeit.

---

### **Bei meinem Eintritt fuhr sie auf, und dann starrten wir uns erst einmal ein oder zwei Sekunden lang überrascht...**

---

Mit Hilfe eines Vorhangs, den ich zu handlich dünnen Streifen schnitt, verpackte ich die Fürstin der Turean zu einem zwar nicht handlichen, aber ziemlich bewegungsunfähigen Paket. Den Rest des Stoffes verwendete ich, um ihr möglichst wirkungsvoll den Mund zu stopfen. Dabei empfand ich eine grimmige Befriedigung, die eienn nicht unbeträchtlichen Teil der Schmerzen ausglich, die ich noch immer in der Beinmuskulatur und in den Schultergelenken verspürte. Anschließend rüstete ich mich mit den reichlich vorhandenen Waffen in angemessener Weise aus, nahm der Vollständigkeit halber noch die Pergamentrolle an mich und trug die noch immer in der Erschlaffung der Bewußtlosigkeit befindliche Fürstin wie einen nassen Sack aus dem Zelt.

Die draußen nach wie vor herrschende Dunkelheit erleichterte

den zweiten Teil meiner Aktion ungemain. Die Nomaden hatten die lobenswerte Angewohnheit, sich grundsätzlich weder von ihren Waffen noch von ihren Pferden allzuweit zu entfernen. Daher fand ich direkt hinter dem Zelt zwei Pferde angebunden. Ich legte Rylea in den Sattel ihres Schimmels und band sie mit den Zügeln fest, damit sie nicht herunterfallen konnte. Dann bestieg ich das andere Tier. Den Schimmel mit mir führend, ritt ich in südlicher Richtung unangefochten aus dem Lager.

Ich hatte mich aus zwei Gründen für den Weg in die Wüste entschlossen.

Zunächst einmal befand sich zwischen dem Lager und Kaihara mit Sicherheit eine weitgezogene Postenkette, die Ausfälle, Überraschungsangriffe und sonstige Aktionen seitens der Besatzung verhindern sollte. Von der anderen Seite aber war nicht mit Überfällen zu rechnen, und deshalb erschien es unnötig, dort Wächter aufzustellen.

Und zum zweiten war ich der Meinung, daß die gestrige Unterredung mit der Herrscherin der Turean nicht ergiebig genug gewesen war. Möglicherweise konnte sich das bei einem Gespräch unter vier Augen ändern.

Als im Osten das erste Morgenrot seine feurigen Stacheln über den Horizont schickte, hatte ich das Gefühl, weit genug vom Nomadenlager entfernt zu sein. Und weil die triste, gleichförmige Landschaft gerade von ein paar Felsnadeln unterbrochen wurde, die mir als Schattenspender geeignet erschienen, hielt ich darauf zu. Rylea war noch immer bewußtlos, als ich sie vom Pferd hob. Langsam begann ich mir Sorgen zu machen. Hatte sie sich bei ihrem unglücklichen Sturz vielleicht ernsthaft oder gar lebensgefährlich verletzt? Eine kurze Kontrolle von Puls und Atmung beruhigte mich wieder. Ich befreite sie von Knebeln und Fesseln und setzte mich ihr gegenüber in den Sand, den gezogenen Krummsäbel quer über den Beinen. Dann wappnete ich mich mit Geduld. Es fiel mir nicht unbedingt leicht, denn üblicherweise überbrücke ich derartige Wartezeiten gerne mit einer Zigarette. Der Nachteil bei zwischenzeitlichen Abenteuern ist nur der, daß das

Laster des Nikotinkonsums in den meisten Dimensionen unbekannt ist. Und das erschwert die Beschaffung von Tabakwaren ungeheuer.

Meine provisorische Kurzdiagnose bestätigte sich jedoch schon bald, denn die Nomadin stöhnte unruhig, bewegte sich ein bißchen und schlug dann die Augen auf. Sie machte sie sofort wieder zu, aber ich glaubte an ihrer Haltung erkennen zu können, daß sie inzwischen bei vollem Bewußtsein war.

„Ich hoffe, Ihr habt nicht vor, unsere Schlägerei von vorhin dort fortzusetzen, wo ich sie beendet habe“, sagte ich. „Ich muß Euch nämlich darauf aufmerksam machen, daß ich bewaffnet bin und Ihr nicht. Das verschiebt die Chancen sehr zu meinen Gunsten.“

Sie richtete sich auf und sah mich an, mehr erstaunt als haßerfüllt.

„Wie habt Ihr es geschafft, Euch zu befreien?“

„Ich bin nicht so schnell wie ein Windhund und auch nicht so hart wie Kruppstahl“, erklärte ich, „aber der Spruch vom zähen Leder trifft manchmal auf mich zu. Und außerdem hat mir mein Beschäftigungstherapeut geraten, mich auf komplizierte Sachen zu spezialisieren.“

Vermutlich verstand sie meine Ausführungen nicht so, wie ein Mensch meiner Welt und meiner Zeit es getan hätte. Sie ging darüber hinweg.

„Nunmehr sollte es Euch ja ein Leichtes sein, Eure feige Mordabsicht endlich in die Tat umzusetzen.“

„Ich habe nicht vor, Euch umzubringen“, sagte ich. Oder vielmehr: wollte ich sagen, denn bevor ich den Satz beendet hatte, wurde ich unterbrochen. Ryleas Geschwindigkeit konnte sich nämlich wirklich mit der eines Windhundes messen. Sie sprang auf, jedoch nicht, um sich auf mich zu stürzen. Stattdessen schwang sie sich mit einem eleganten Satz in den Sattel ihres Schimmels. Ich blieb ungerührt sitzen, auch, als sie die Zügel des anderen Pferdes ergriff.

„Was sollte mich jetzt daran hindern, zu flüchten und Euch anschließend von meinen Leuten zu Tode hetzen zu lassen?“ wollte sie wissen. Es war wohl eher eine rhetorische Frage. Trotzdem antwortete ich darauf.

„Ich habe nicht vor, Euch aufzu-

halten. Ich hätte auch Euer Lager verlassen, ohne Euch zu behelligen, wenn ich nicht noch einmal in aller Ruhe mit Euch hätte sprechen wollen. Und ich dachte mir, ein Gespräch an einem so abgelegenen Ort könnte Euch ein – hm, ein unbefangenes Nachdenken erlauben.“ Die Fürstin zögerte ein paar Sekunden. Dann stieg sie langsam ab und setzte sich mir gegenüber in den Schatten.

„Also sprecht“, forderte sie mich auf. Ich legte den Säbel neben mich und begann.

„Den Zwischenfall von gestern bedaure ich sehr. Ich kann Euch versichern, daß ich daran unschuldig bin.“

„Ach“, machte sie spöttisch. „Und warum habt Ihr mich dann angegriffen?“

„Ich habe Euch nicht angegriffen, sondern Euch vor Schaden zu

---

**„Könnt Ihr  
diese Behauptung  
beweisen?“  
„Er kann es nicht“,  
ertönte hinter mir  
eine Stimme.**

---

bewahren versucht. Und dabei hätte ich beinahe selber den Tod gefunden – durch die Waffe, die für Euch bestimmt gewesen war.“ Gedankvoll berührte ich meine rechte Schulter, wo das T-Shirt zerrissen war und ich einen verschorften Kratzer hatte, der mich an die Messerwurfkünste eines kaihari-schen Unteroffiziers erinnerte. Ich erklärte das der Fürstin.

Nachdenklicher geworden sagte sie: „Wenn Ihr die Wahrheit sprecht, so befreit Euch das von Schuld. Doch wird Euer Begleiter wohl kaum aus eigenem Antrieb gehandelt haben. Und so bleibt ein feindseliger Akt und ein Bruch des für die Verhandlung beschworenen Friedens.“

„Aus eigenem Antrieb handelte der Mann wirklich nicht. Doch habe weder ich noch ein anderer Kaiharer ihm einen Befehl erteilt. Vielmehr war es so, daß Euer

geschätzter Verbündeter ihn mit einem Bann belegte. Eine weitere Kostprobe seines zauberischen Könnens hat er Euch ja anschließend gegeben, als er zwei Zeugen beseitigte.“

„Könnt Ihr diese Behauptung auch beweisen?“

„Er kann es nicht“, ertönte hinter mir eine Stimme. Rylea war nicht minder überrascht als ich. Neben einer Felsnadel, in deren Sichtschutz er sich mit unheimlicher Lautlosigkeit angeschlichen hatte, stand der Schwarze, groß und drohend, eine Klinge in der rechten, einen schwarzen Stab in der linken Hand haltend. Sein Gesicht unter dem zurückgeschlagenen Staubschleier grinste uns höhnisch an.

Ein Teil meiner selbst war über sein Auftauchen nicht sonderlich überrascht, ja, hatte es fast erwartet. Und jener Teil übernahm kompetenterweise erst einmal die Kontrolle über mein Denken und Handeln. Es war eine Art Neben-Ich, wenn man es einmal so ausdrücken will, eine Bewußtseinsebene, die mich mit meinem Geist-Bruder Baghira auch dann verbinden konnte, wenn er selber nicht anwesend war.

„Aber Ihr könnt es beweisen, sagen“, sagte ich. „Durch Euer Wort.“

Wenn er erstaunt darüber war, daß ich seinen zeremoniellen Hoftitel kannte, so wußte er es meisterhaft zu verbergen. Er zuckte nur die Schultern.

„Warum nicht? Es ist sowieso nicht von Belang. Ich habe beschlossen, daß ihr beide nicht mehr lange zu leben habt. Ja, Fürstin, ich habe jenem Kaiharaner suggeriert, er müsse Euch töten. Ich habe dies und noch etliche andere Dinge getan.“

„Aber warum, Tsunk?“ fragte Rylea fassungslos.

„Es ist nicht schwer zu erraten. Ihr wäret kinderlos gestorben, ohne nahe Verwandte. Euer Gefolgsmann Tob ist treu und stark, aber kaum geeignet, den Stamm zu führen. Die Emire und Edlen sind untereinander zerstritten und rivalisieren und intrigieren untereinander. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, die Führung zu übernehmen – offiziell als Kriegsfürst, von einem Regenschaftsrat abhängig, der jedoch in meinen Händen nur eine Marionette gewesen wäre.“

„Divide et impare“, murmelte ich

dazwischen. Es war ein altes Rezept. Tsunk nickte flüchtig und fuhr fort: „Gleichzeitig wäre das eine gute Gelegenheit gewesen, diesen Mann umzubringen. Er ist in Kaihara der einzige, der meinen Plänen hätte gefährlich werden können, wenn es ihm gelungen wäre... Doch das tut nichts mehr zur Sache, besonders nicht jetzt. Ihr hättet mir fast einen Strich durch die Rechnung gemacht, Christian Worch, wenn ich nicht im letzten Augenblick noch Verdacht geschöpft hätte und Euch auf den Flügeln des Morgenwindes gefolgt wäre.“

„Euer Fehler“, sagte ich trocken.

„Der Eure“, versetzte Tsunk.

„Mein Plan wäre mißlungen, wenn Ihr Schutz in den kaiharischen Mauern gesucht hättet, denn so weit reicht mein Arm nicht – noch nicht. Hier aber kann ich Euch beide erschlagen und die Spuren anschließend so ändern, wie es mir beliebt. Die Turean werden denken, Ihr hättet die Fürstin entführt, die sich jedoch befreit und in dem anschließenden Kampf Ihr Euch gegenseitig den Tod gegeben.“

„Ein guter Plan“, räumte ich ein, „der jedoch davon abhängt, daß Ihr mich besiegen könnt, Tsunk von Iblis.“

„Seit ich erfuhr, daß Ihr zum Hüter Kaiharas ausgewählt worden seid, habe ich mir gewünscht, Euch im Zweikampf gegenüber zu stehen.“ Er machte eine grüßende Bewegung mit seiner Klinge.

„Seid ihr bereit?“

Ich war es und griff ihn an.

Beinahe wäre es ihm gelungen, mich zu überraschen, denn ich hatte mich darauf verlassen, daß er seinen Fechtkünsten ausreichend vertrauen würde. Er stellte sich jedoch nicht zu einer direkten Konfrontation, und das hätte die Konfrontation beinahe tödlich gemacht. Denn der Stab in seiner Linken richtete sich auf mich, und Tsunk murmelte ein paar Worte in der Sprache des Verfluchten landes. Eine Zunge reiner Energie, wie eine Verlängerung des Stabes wirkend, schoß auf mich zu. Sie hätte mir das Herz aus dem Leib gerissen, wenn ich nicht gerade noch rechtzeitig die linke Hand ausgestreckt hätte, die Handfläche ihm entgegen gerichtet. Als der Strahl mich traf, rief ich laut den Namen meines Geistbruders, und die Energie floß von mir ab wie Regentropfen von einer

imprägnierten Zeltplane. Tsunk fluchte laut, als er meinen ersten ungestümen Säbelhieb parieren mußte.

Er war ein guter Fechter, und schon seine Parade mit der übergangslos anschließenden Riposte hätte mich in ärgste Bedrängnis gebracht, wenn nicht die Erfahrung eines anderen meine Hand gelenkt hätte. Und mein Körper, obwohl nicht eben sportlich gestählt, spielte mit überraschender Kraft und Behendigkeit mit. So brachte ich einen raschen Stoppschlag an, fintierte sehr tief und ging dann erneut zur Attacke über. Mit einer Reihe von abwechselnd waagrecht und senkrecht geführten Kreuzschlägen gewann ich mehrere Schritt Boden, ohne daß mein Gegner besondere Wirkung zeigte. Die schweren Säbel waren für einen solchen mit

---

**„Divide et impare“,  
murmelte ich  
dazwischen. Es war  
ein altes Rezept.  
Tsunk nickte  
flüchtig...**

---

den Feinheiten der Fechtkunst geführten Kampf nicht gerade ideal, weil sie eine hauptsächlich für den Einsatz vom Pferderücken aus gedachte Waffe waren. Doch das kam mir andererseits wieder zustatten, denn ich verfügte über ein paar ziemlich unkonventionelle Tricks.

Tsunk ließ meinen Angriff ins Leere stoßen, indem er zwei Schritte rückwärts machte. Ich fand mein Gleichgewicht gerade rechtzeitig wieder, um ihm keine Chance zu einem Konter zu geben. Dann setzte ich meine Aktion mit einer Links-Rechts-Kombination fort, der ich anschließend einen geraden Stich folgen ließ – ein für einen Säbelkampf ungewöhnliches Manöver. Tsunk konnte sich nur helfen, indem er sich zur Seite warf, und auch so streifte meine Säbelspitze seinen Brustkorb, zerfetzte den schwarzen Burnus und zog eine blutige Schranke über sein häßliches Fleisch. Fluchend hob er die

linke Hand mit dem Todesstab und schoß einen neuerlichen Energiestrahl auf mich ab. Ich parierte ihn wie beim ersten Mal, doch als der Strahl abzugleiten begann, ballte ich entschlossen die Faust und schleuderte die immaterielle Schwärze auf ihn zurück. Sie traf ihn an der Schulter und brachte ihn ins Wanken. Sofort setzte ich nach, aber Tsunk war noch nicht schwer genug angeschlagen. Er parierte, fintierte, nahm einen hoch aus der Luft geholten Jagdhieb mit bewundernswertem Stehvermögen und ripostierte dann mit konsequenter Härte. Hätte nicht ausgerechnet mein Kopf auf dem Spiel gestanden, hätte ich ihm Beifall geklatscht. Als ich mir keinen anderen Rat wußte, als ihn mit einem wilden Kreishieb zu bremsen, hatte auch er mich erwischt – nicht schlimm, aber es floß etwas Blut.

Aus den Augenwinkeln erkannte ich, wie Rylea sich seitlich anschlich, in gebückter Haltung, die leeren Hände vorgestreckt.

„Zurück!“, rief ich ihr zu. „Er kann Euch mit einer einzigen Handbewegung töten!“

Tsunk lachte.

„Ihr haltet Euch besser, als ich dachte“, bekannte er. Und dann tat er etwas, das mich sehr erstaunte. Mit seinem Säbel zog er eine vielleicht anderthalb bis zwei Meter lange Linie in den gelblichen Sand und stach die Klinge darin aufrecht in den Boden. Ich wollte mir die Chance natürlich nicht entgehen lassen und sprang ihn sofort an, aber ich prallte mitten in der Luft auf ein unsichtbares Hindernis. Tsunk hob seinen Stab hoch über den Kopf und schleuderte ihn dann mit einer entschlossenen Bewegung auf mich. Wie ein schwarzer Pfeil raste er auf mich zu, stumpf und doch imstande, mich von vorn bis hinten zu durchbohren. Ich schlug mit dem Säbel danach, doch das Ding war hartnäckig – es wich mir aus und setzte zu einem neuen Sturzflug an, ganz wie ein hinderlicher Moskito. Es dauerte eine Weile, bis ich es mit der Klinge aus der Luft gefegt und in zwei etwa gleich große Teile gespalten hatte.

Das gab dem Botschafter Lord Charons die Zeit, die er brauchte, um einen neuen und gefährlichen Zauber auf mich loszulassen. Unter seinen beschwörend erhobenen Händen entstand etwas, das eine

entfernte Ähnlichkeit mit einer dunklen Windhose hatte, aus der sich langsam erkennbarere, wenngleich noch immer nicht feste Konturen herauschälten. Das Ding oder Wesen wirbelte knapp über dem Boden auf mich zu.

Einer Eingebung meines Nebenoder Über-Ichs folgend, machte ich mir nicht die Mühe, ihm auszuweichen oder mit Waffen angreifen zu wollen. Stattdessen ließ ich mich einfach fallen, meinen Unterleib dabei mit den angezogenen Knien deckend. Etwas raste über mich hinweg und traf mich mit der Gewalt eines Huftrittes – glücklicherweise nur in der Hüfte, wo es weder einen Knochen brechen noch innere Organe verletzen konnte. Dann stieß ich einen lauten Schrei aus, und irgendetwas passierte, von dem ich selbst nicht genau wußte, was es nun war. Ein Geräusch ertönte, das sich anhörte wie eine Kombination aus dem Fauchen einer großen Raubkatze und dem Zerreißen einer langen Stoffbahn, und etwas wimmerte unmenschlich schrill, hoch und klagend.

Als ich aufblickte war das Windhosenimitat verschwunden. Und der Strich, der die schützende Barriere vor Tsunk markiert hatte, war von seinem Angriff an einer Stelle verwischt.

Das war eine Einladung, die ich keinesfalls ignorieren konnte. Mit einer Geschwindigkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, war ich zur Stelle, stürzte nach vorne und bohrte meinen Säbel in Tsunks Brust, bevor dieser seine eigene Waffe aus dem Boden ziehen konnte. Er kippte nach hinten, und auch ich verlor das Gleichgewicht, dadurch die Waffe noch tiefer in seinen Leib und in den Wüstensand bohrend. Tsunk war aufgespießt wie ein Schmetterling auf dem Brett eines Sammlers. Rylea gab ein Geräusch von sich, das wie ein erleichtertes Aufatmen klang.

Tsunk, regelrecht festgenagelt, stöhnte laut. Mein Stoß hatte ihn an einer Stelle getroffen, wo normale Menschen ihr Herz haben, doch es befleckten kaum ein paar Tropfen Blut sein Gewand, und er bewegte sich noch immer. Ich riß den Säbel hoch, was aber nur den Erfolg hatte, daß der Marsianer sich aufzurichten versuchte. So spießte ich ihn ein zweites Mal auf, nunmehr seinen rechten Lungenflügel

durchbohrend. Tsunk spuckte eine Mundvoll schaumigen Blutes aus und griff mit seiner behandschuheten Hand nach der Klinge. Obwohl ich mich mit meinen ganzen siebzig Kilo auf ihn stützte, gelang es ihm, sie millimeterweise hochzudrücken. Dicke Schweißtropfen rannen mir über die Stirn und brannten in meinen Augenwinkeln.

Schließlich mußte ich einsehen, daß ich ihn so nicht erledigen konnte.

Rylea sprang mir zur Seite und ergriff Tsunks Säbel. Sie hackte damit kraftvoll auf seinen Hals ein. Die Klinge drang ein paar Millimeter tief ein, ohne unserem Gegner schwerwiegende Verletzungen zuzufügen. Während sie ihn fassungslos anstarrte, gab Tsunk ein paar heiser-würgende Laute von sich, die ebenso Lachen wie Stöhnen sein

---

### Mit einer Geschwindigkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, war ich zur Stelle...

---

konnten.

Ich muß es Rylea hoch anrechnen, daß sie es dennoch ein zweites Mal versuchte, auch wenn der Erfolg ebenso gering war. Die Kreatur war einfach nicht totzukriegen.

„Apaga, Satans“, sagte ich. „Fort mit dir zu den Dunklen Toren von Iblis, wo deine stinkende Brut herkommt.“

Tsunks Widerstand erlahmte, und in sein verunstaltetes und verzerrtes Gesicht stahl sich etwas wie die Karikatur eines spöttischen Lächelns. „Ihr könnt mich nicht zwingen, diesen Menschenkörper aufzugeben, wenn ihr nicht bereit seid, mein wahres Gesicht zu sehen und meinen Namen zu nennen.“

„Glaubst du, ich hätte Angst, die Schwelle der Höhlen von Bag-Urn zu überschreiten oder eine der namenlosen Wogen des Chaosmeeres anzuschauen, die sich jenseits der Raum-Zeit-Spirale erstrecken?“

Ein Schauer durchlief den Leib

des Dunklen.

„Weh mir“, klagten die blutleeren Lippen. „Und wehe Lord Charon, wenn er ansetzt, die Tore Kaiharas zu zerschmetterten. Vielleicht begegnet er seinem Schicksal an diesem abgelegenen Ort.“

Nach diesen Worten erstarrten Tsunks Lippen in ihrer Bewegung, und ein dünner Faden grauen Rauchs stieg aus ihnen auf, sich in der klaren Luft sofort auflösen. Ich spürte, wie irgendetwas gegen die Barriere stieß, die die dunklen Mächte um diese Welt gelegt hatten, um sie vom Rest des Kosmos abzuschneiden. Sie öffnete sich kurz, um den Dämon durchzulassen, und schloß sich hinter ihm sofort wieder.

Nicht schnell genug, um ...

Ich führte den Gedanken nicht zuende, sondern verbug ihn tief in meinem Unterbewußtsein. Es war zu früh, um auch nur eine Spur von Zuversicht zu zeigen.

„Ist er ... Ist er nun tot?“, fragte Rylea schauernd.

„Seh!“ Ich nahm meinen Säbel und schlug dem erschlaffenden Körper oder – wie ich richtiger sagen sollte – der leeren Hülle den Schädel ab. Ein Sturzbach von Blut ergoß sich aus der grauenvollen Wunde. Dann versiegte der Strom, weil das Herz aufgehört hatte zu schlagen.

„Ekelhaft“, meinte die Fürstin. Das bezog sich nicht auf den sterblichen Leib und sein Schicksal, sondern auf den Geist, der ihn bis vor kurzem bewohnt hatte und den sie etliche Zeit in ihrer Nähe geduldet hatte. Sie war sehr bleich, und ich war sicher, daß meine Gesichtsfarbe auch nicht viel gesünder war.

Sie fragte: „Können wir es nicht vernichten?“

„Es ist besser, wenn wir den Kadaver verbrennen“, gab ich zu. Und das taten wir dann auch, in einem kleinen, privaten Siegesfeuer, das flackernd knisterte, als ich die Fragmente des Zauberstabes in die Flammen warf. Als außer Asche nichts mehr übrig war, was an das Wesen namens Tsunk erinnern konnte, fühlte ich mich sehr befreit.

„Und jetzt, Fürstin“, sagte ich, „wollen wir über Politik reden.“

„Ich muß mich bei Euch entschuldigen“, sagte Rylea. „Und Euch meinen Dank für das sagen,

was Ihr getan habt.“

Ich murmelte irgendeine unpassende Höflichkeitsfloskel wie „oh, keine Ursache“ oder so. Dann wurde ich konkret.

„Ich nehme an, Ihr habt ein Problem, politischer, militärischer oder sonstiger Natur. Da dieses Problem und seine Auswirkungen Kaihara und den Krieg zwischen Arkai und Iblis betreffen, geht es auch ich an, und ich glaube, daß wir zusammen besser eine Lösung finden können.“

„Ich weiß nicht, ob das möglich ist“, entgegnete die Fürstin bedauernd. „Ich hatte Tsunk vertraut, und er hat mich enttäuscht. Ich glaube nicht, daß Ihr mir helfen könntet, selbst wenn Ihr es wolltet.“

„Der Bitte einer schönen Frau zu widerstehen, fällt mir immer schwer“, erklärte ich mehr charmant als wahrheitsgetreu. „Worum handelt es sich?“

„Vor zwei Monaten befahl eine Seuche die Herden meines Stammes. Unsere Rosk sterben wie die Fliegen. Sie bilden unsere Lebensgrundlage, und ohne sie sind wir dem Hungertod preisgegeben. Selbst die klügsten Schamanen wußten keinen Ausweg. Da kam der Mann, der sich Tsunk nannte, zu uns. Er war allein und kam aus der Wüste, und er behauptete, er könne uns helfen. Die Bedingung war jedoch, daß wir für seinen Herrn, Lord Charon, Kaihara belagern und erstürmen sollten. Ich erwiderte ihm, das sei unmöglich. Es gibt keine Oasen in der Nähe der Festung, und zudem reichen die Reiterscharen der Turean für eine Belagerung, nicht jedoch für eine Eroberung. Wir haben kein Kriegsgeschütz für den Festungskampf und keine Möglichkeit, welches herzustellen.“

Tsunk zerstreute alle unsere Bedenken. Er sagte, die periodischen Regenfälle würden bald einsetzen – nicht jedoch an jenen Orten, die unsere Schamanen und Sternenkundigen vorausberechnet hatten, sondern in der Gegend Kaiharas. Hier besteht die Landschaft nicht nur aus Sandwüste, sondern es gibt auch kleinere Felsmassive, in denen das Wasser sich lange halten kann. Damit wäre es kein Problem, mehrere tausend Menschen zu versorgen. Was die Besatzung Kaiharas und die Festungswälle betraf, so versprach Tsunk uns Belagerungs-

geräte und wirksame Waffen von seinem Herrn. Auch kündigte er uns an, daß andere Nomadenstämme uns unterstützen würden.

Ihr werdet verstehen, daß mir gar keine andere Wahl blieb. Ich konnte zusehen, wie mein Volk zugrunde ging. Oder ich mußte versuchen, uns durch Überfälle auf andere Stämme durchzubringen. Dabei wären Ströme von Blut geflossen, ohne daß wir etwas erreicht hätten. Aus diesem Grund führte ich meine Kriegerinnen und Krieger gegen die weißen Mauern Eurer Burg.“

„Jetzt jedoch ist Tsunk tot, und damit entfällt die Möglichkeit, daß er Euch hilft.“

„Lord Charon...“

„Glaubt Ihr, sein Gesandter hätte Euch auf eigene Verantwortung

---

## „Glaubt Ihr, sein Gesandter hätte Euch auf eigene Verantwortung hintergangen?“

---

hintergangen“, unterbrach ich sie. „Nein. Was er tat, gehörte zu einem ausgeklügelten Plan, und Charon persönlich hat ihn erdacht. Darauf könnte ich schwören. Ihr habt von dem Herrn der Dunklen Tore nur Übles zu fürchten.“

„Was aber sollen wir sonst tun?“

In lautloser Erbitterung gab ich eine ganze Reihe von Flächen von mir. Die Situation war ausgesprochen verzwickelt: Wollte ich die Turean von erbitterten Feinden zu Verbündeten oder wenigstens zu Neutralen machen, mußte ich ihnen helfen, ihre Lebensgrundlagen zu sichern. Die Viehseuche konnte nicht durch reinen Zufall ausgebrochen sein. Sie paßte viel zu gut in die Pläne des Dunklen Lords. Und während Charon von Iblis, wenn er die Seuche hervorgerufen hatte, sicherlich auch ein Mistel hatte, sie zu beenden, so traf das für mich leider nicht zu. Ja, wenn ich Verbindungen zu anderen Welten gehabt hätte, hätte ich auf dortige Hilfs-

quellen zurückgreifen können. Arkais Arm reichte ebensoweit wie der Charons. Doch die Geister von Bag-Urn hatten eine Barriere errichtet, die ich nicht überwinden konnte. Und sie würden sie aufrecht erhalten, bis sich entweder der Schlüssel von Iblis in ihren Händen befand oder Baghira den universellen Krieg gewonnen hatte.

Das erste Ereignis war wesentlich wahrscheinlicher als das letztere. Mindestens würde es eher eintreten. Und ob der Krieg gegen den Mars dann überhaupt noch zu gewinnen war, war eine andere Frage. Eine Frage, die für mich akademisch war. Denn unter solchen Umständen würde ich die Antwort darauf nicht mehr lebend mitbekommen.

In dieser Lage hätte ich vielleicht Rylea unterstützen können – zumindest hätte ich es ihr versprechen können –, auch wenn ich wußte, daß ich keine Möglichkeiten dazu hatte. Aber konnte ich den Untergang ihres Volkes verantworten, um dafür die eher vage Chance zu haben, daß Charon den Schlüssel nicht bekommen würde?

Ich zog den Ring mit dem Wappen meines Geist-Bruders vom Finger und starrte die silbrigen Linien auf dem grünen Stein so lange an, bis sie vor meinen Augen verschwammen. Doch es gab kein Zeichen, das mir die Entscheidung abgenommen hätte.

Und dann kam mir ein Gedanke.

„Für wann erwartet Ihr die Regenfälle?“

„Für übermorgen. Es wird dann auch dringend Zeit, denn wir haben nur noch für zwei Tage Wasser, und in der kurzen Zeit könnten wir den Rückweg zu unserem Lager unmöglich schaffen.“

„Es wird nicht regnen“, sagte ich.

Rylea lächelte.

„Ich glaube nicht, daß Tsunk mich auch in diesem Punkt betrogen hat. Wie wollte er ohne die tureanischen Sturzkkräfte Kaihara bezwingen?“

„Ich sage nicht, daß Tsunk gelogen hat. Im Gegenteil, er war es, der bewirkt hat, daß entgegen allen natürlichen Umständen jetzt Wolken über Kaihara stehen. Und nach seinem Willen würde es auch in spätestens zwei Tagen regnen. Nur kann ich es verhindern – und ich werde es auch tun, denn ohne Wasser gibt es keine Belagerung.“

Rylea warf mir einen Blick zu, der mir fast körperlich weh tat. Hätte sie sich darauf verstanden, mit den Augen zu töten, so wäre ich an der Reihe gewesen. Aber sie war unbewaffnet. Tsunks Säbel lag noch immer neben dem Aschenhaufen, und meiner – der eigentlich ihrer war – steckte in der Scheide an meiner Hüfte. Daß sie mit bloßen Händen nicht viel würde ausrichten können, wußte sie wohl. Trotzdem sprach ich schnell weiter, um sie nicht zu einer unbedachten Handlung zu verleiten:

„Wie auch immer Ihr Euch entscheidet, für welche Seite Ihr kämpfen wollt oder ob Ihr neutral bleibt – Ihr seid bereits jetzt die Verliererin. Ohne Wasser überleben Eure Krieger in diesem Klima keine zwei Tage. In so kurzer Zeit und ohne die von Charon versprochenen Waffen könnt Ihr die kaiharische Verteidigung nicht bezwingen. Nur wenn Ihr Euch auf meine Seite stellt, habt Ihr vielleicht noch eine Chance. Die Brunnen Kaiharas reichen aus, um zehntausend Menschen und Tiere zusätzlich zu versorgen. Als Gegenleistung verlange ich einen Waffenstillstand, garantiert durch eine angemessene Zahl hochgeborener Geiseln.“

„Und inzwischen verrecken unsere Herden!“

„Vielleicht. Ich kann Euch nichts versprechen. Wenn es in meiner Macht steht, die Seuche zu bekämpfen, werde ich es tun. Wenn Charon mehr Trümpfe in der Hand hat, bin ich ebenso verloren wie Ihr.“

„Ihr würdet mein Volk nicht lange überleben. Dafür würde ich sorgen“, sagte die Fürstin leise. „Aber vorerst habt Ihr mich in der Hand. Ich muß Eure Bedingungen annehmen!“

Sie war ein kluges Mädchen, und ich glaubte, sie würde keinen Ärger machen – wenn sie nicht sicher war, daß es sich lohnte, oder wenn sie keinen anderen Ausweg mehr hatte. Ich hoffte, daß ein solcher Fall nicht eintreten würde.

„Denkt nicht zu schlecht von mir“, bat ich, als wir unsere Pferde bestiegen und ihre Köpfe nach Norden richteten. „Es geht in diesem Krieg nicht nur um die Besatzung Kaiharas oder das Geschick Eures Stammes. Das Schicksal von hundert Welten und Tausenden von Völkern und Reichen steht auf dem

Spiel, wenn es Lord Charon gelingt, die Dunklen Tore von Iblis zu öffnen.“

Rylea gab mir keine Antwort.

General Atman war hochofregut, mich gesund und wohlbehalten wiederzusehen. Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als ich ihm einen kurzen Abriß der Ereignisse der vergangenen Nacht und des Morgens gab. In seine faltigen Züge stahl sich ein Ausdruck, den ich mir zuerst nicht erklären konnte, den ich später jedoch als einen typischen Fall von Heldenverehrung, gemischt mit einer Art von väterlichem Stolz, identifizierte.

Eines meiner Hauptprobleme löste sich zwei Tage später auf vergleichsweise simple Art. Ich war mir

---

**Hätte sie sich  
darauf verstanden,  
mit den Augen zu  
töten, so wäre  
ich an der Reihe  
gewesen.**

---

nicht sicher gewesen, ob ich meine Drohung, die Regenfälle zu verhindern, tatsächlich hätte wahr machen können. Als es dann soweit war, erlebte ich eine beträchtliche Überraschung. Es war gar nicht erforderlich, daß ich etwas unternahm. Die Lösung fiel mir erst nach einiger Zeit des Nachdenkens ein. Tsunk hatte durch seinen Zauber die Wolken von ihrer natürlichen Bahn abgelenkt und in dieses Gebiet geführt. Damit aber war noch nicht automatisch sichergestellt, daß es wirklich zu Niederschlägen kam. Der Marsianer hätte noch eine weitere Beschwörung bewirken müssen, um das zu erreichen. Da er dazu nicht imstande war, entfiel das Problem.

Andere Dinge wiederum waren weniger erfreulich. So erhielt ich durch Spione die Nachricht, daß auch bei anderen Wüstenstämmen ein Viehsterben eingesetzt hatte. Hier allerdings hatten wir noch Glück im Unglück: Es handelte

sich um Halbnomaden, die nicht ausschließlich auf ihre Herden angewiesen waren. Die Verluste mochten für sie schmerzlich sein, aber sie trafen sie nicht in der Substanz. Und obwohl sicherlich auch hier Botschafter Charons versuchten, die Krieger aufzuheizen, war es ihnen bisher nicht gelungen. Das bewog mich, auf Atmans Rat zu hören und meinerseits Boten auszusenden, mit der Mitteilung, daß zwischen den Kaiharern und den Turean Waffenstillstand herrschte und die Versprechungen von Charons Beauftragten sich bisher als Lügen erwiesen hatten. Das, so hoffte ich, würde dazu führen, daß die Stämme sich friedlich verhielten. Und wenn sie doch marschierten, würden sie ohne Wasser eine Belagerung nicht lange aufrecht erhalten können.

Dann tat sich noch eine weitere Schwierigkeit auf. Wir konnten unsere vormaligen Feinde mit allem Lebensnotwendigen versorgen. Was aber war, wenn über längere Zeit kein Nachschub kam? Kaihara war auf Monate hinaus versorgt. So reichlich diese Hilfsquellen waren, irgendwann mußten sie versiegen. Und es war damit zu rechnen, daß die Mächte der Dunkelheit ihre immaterielle Barriere um diese Welt lange genug aufrechterhalten konnten. Ohne Zugang zu den Kreuzwegen der Dimensionen und Welten waren wir auf uns alleine angewiesen. Ein Umstand, der bei der Erbauung Kaiharas nicht berücksichtigt worden war. Wer hatte denn schon damit gerechnet, daß die Gegenseite die Traumpfade sperren würde? Eine Versorgung auf konventionellem Wege war nicht durchführbar. Die Nachschublinsen waren zu lang, namentlich in Kriegs- und Krisenzeiten.

Langsam begann ich zu ahnen, welche schwere Verantwortung mit der Führung eines militärischen Kommandos verbunden war. Es war nicht damit getan, irgendein heroisches Gemetzel anzuführen. Die täglichen kleinen Ärgernisse waren nicht minder bedeutsam, und wenn noch eine fehlerhafte Logistik hinzukam, war irgendwann das Ende erreicht, auch wenn kein einziger Schuß fiel.

Auf ungefähr diese Weise war Napoleons Heer in Rußland zerschlagen worden – nicht vom Gegner, sondern von der Natur und

den Umständen selbst.

Es mußte also etwas geschehen. Teils deshalb, teils auch um mich abzulenken, beschloß ich, mir das tureanische Lager einmal aus der Nähe anzusehen. Gegen eine Infektion – mochte sie nun natürlichen Ursprungs sein oder nicht – ließ sich ohne größere Mittel und vor allem fundierte veterinärmedizinische Kenntnisse nichts ausrichten. Aber ich wollte mir wenigstens einen allgemeinen Überblick verschaffen, und vielleicht konnte ich auch den einen oder anderen nützlichen Ratschlag erteilen.

Fürstin Rylea akzeptierte meinen diesbezüglichen Vorschlag erfreut. Verständlicherweise befand sie sich in nicht unbeträchtlicher Sorge um die ihren, während ihr außerdem die Untätigkeit und Ungewißheit noch mehr auf die Nerven fiel als mir.

So stellen wir eine kleine Karawane zusammen und begaben uns auf die Reise.

Das Lager befand sich etwa hundert Kilometer von Kaihara entfernt. Es bestand aus einer Reihe von großen, runden Zelten, die kreisförmig um einen alten Brunnen aufgebaut waren. Das Ganze stellte eine Art Oase oder bessere Wasserstelle dar, denn um das Lager herum wuchsen kleine, gelbliche Gräser. Büsche oder Bäume gab es nicht. Alles machte einen sehr trostlosen Eindruck, und ich fragte mich, ob ein Mensch, der längere Zeit in dieser Umgebung lebte, nicht allmählich an Trübsinn leiden mußte.

„Hier sind etwa dreitausend Menschen“, informierte Rylea mich. „Es handelt sich größtenteils um alte Leute, die nicht mehr kämpfen können, und um Kinder. An Kriegerinnen und Kriegern sind nur wenige Hundert hier, hauptsächlich zum Schutz, obwohl ich nicht wüßte, wer uns angreifen sollte, und um die anfallenden Arbeiten zu erledigen.“

Die anfallenden Arbeiten – darunter hatte man wohl auch die Betreuung der Rosk zu verstehen. Andere Routinetätigkeiten hätten ebensogut auch von Alten und Halbwüchsigen erledigt werden können.

Da die Herden mich in erster Linie interessierten, ritten wir zu ihnen. Die Rosk waren große, vierbeinige Tiere mit gelbbraunem zot-

teligem Fell – eine gute Tarnung in Wüsten- oder Steppenlandschaften. Sie erinnerten mich an irdische rinder, abgesehen davon, daß sie keine Hörner hatten. Es waren Pflanzenfresser, und zwar anscheinend sehr genügsame, denn sie rupften das spärliche, sonnenverbrannte Gras mit sichtlichem Wohlbehagen. Abgesehen von jenen, die unbeteiligt herumstanden oder mit zuckenden Flanken am Boden lagen. Es war deutlich zu erkennen, daß diese Tiere krank waren.

Zwischen den Herden glommen mehrere Feuerstellen. Arbeitskommandos mit Pferdegespannen schleppten tote Tiere herbei und warfen sie in die Flammen, nachdem man sie abgezogen hatte. Überall stank es durchdringend nach verbranntem Fleisch. Was auf den ersten Blick als Verschwendung

---

## Auf ungefähr diese Weise war Napoleons Heer in Rußland zerschlagen worden...

---

erschien, war eine notwendige Maßnahme. Die an der Rinderpest erkrankten oder daran krepiereten Tiere waren für den menschlichen Genuß unbrauchbar.

An einem dieser Feuer bemerkte ich einen hochgewachsenen, älteren Mann. Er war bis auf einen Lendenschurz nackt, und die vom Sonnenbrand gerötete Haut seines Oberkörpers war mit Tätowierungen oder einer Art Kriegsbemalung verziert. Auf dem Kopf trug er einen seltsamen Schmuck, eine Art Krone, die aus horn oder Elfenbein geschnitzt war. In der Hand hielt er eine Kürbissrassel, wie man sie im Museum bewundern konnte, als Relikte aus der afrikanischen Geschichte. Er tanzte mit ekstatischen Bewegungen um das Feuer herum, dabei beinahe soviel Krach machend wie meine Schreibmaschine, wenn ich mich in meiner schöpferischsten Laune befand. Rylea

erklärte auf meine Frage hin, es handele sich um einen Schamanen, der die Geister der Krankheit durch Gebete zu vertreiben versuchte. Ihr Tonfall bewies mir, daß sie sich von diesem Vorhaben genausoviel versprach wie ich – nämlich gar nichts.

Die Männer und Frauen begrüßten ihre Fürstin freudig und überrascht. Noch überraschter waren die Seitenblicke, die sie meiner Eskorte und mir zuwarfen. Rylea erkundigte sich nach dem Wohlfinden des Stammes. Die Antwort war nicht ermutigend: Die Viehseuche griff weiter um sich. Noch war die Nahrungsmittelversorgung nicht bedroht, aber in ein paar Wochen würden die Turean Hunger leiden müssen.

Während der Unterhaltung wollte das Arbeitskommando einen weiteren Kadaver ins Feuer werfen. Ich ritt zu ihnen und gebot ihnen Einhalt.

„Ich möchte mir das Tier ansehen.“

Sie blickten fragend zu ihrer Fürstin, und diese nickte.

„Tut, was er sagt.“

Die Untersuchung fiel sehr oberflächlich aus, weil ich von der Materie weder etwas verstand noch eine geeignete Ausrüstung bei mir hatte. Auch wenn ich keine direkten neuen Einsichten gewann, vermutete ich doch, daß es sich um eine Art von Rinderpest handeln mußte, wie es sie auch auf der Erde immer mal wieder gegeben hatte. Da diese Rosk irdischen Nutztieren ähnelten, war das alles andere als abwegig. Ich durchforschte mein Gedächtnis nach den wenigen Splittern verwertbaren Wissens. Wenn ich mich nicht täuschte, wurden solche Krankheiten von Viren übertragen. Antibiotika und Sulfonamide hätten mir, selbst wenn ich sie ausreichend zur Verfügung gehabt hätte, nichts genutzt.

Es ließ sich überhaupt nicht viel machen ohne ein paar qualifizierte Tierärzte, einen medizinisch geschulten Helferstab und tonnenweise Material und Medikamente. Und alle diese schönen Dinge waren im wahrsten Sinne des Wortes weltweit entfernt.

„Deine Bemühungen sind sinnlos“, klärte mich der alte Mediziner auf, der mir interessiert und verständnislos zugleich zugesehen hatte. „Solange es den Geistern der Krankheit beliebt, unsere Herden

heimzusuchen, können nur Gebete und Verschwörungen sie vertreiben.“

„Hast du schon mal einen solchen Geist gesehen?“ wollte ich wissen.

„Oh ja, viele“, lautete die bestimmte Antwort. „Und einige konnte ich bereits austreiben. Sie fuhren als dünne Wolken aus den Leibern der Tiere.“

Ich verzichtete darauf, dem Mann einige Grundlagen der Mikrobiologie zu erläutern, weil das bei seiner Weltanschauung sowieso unsinnig gewesen wäre. Stattdessen wandte ich mich der Fürstin zu:

„Gegen die Krankheit selbst können wir im Augenblick nichts machen. Wir können lediglich versuchen, sie einzudämmen. Veranlaßt, daß die Herde aufgeteilt wird. Die sterbenden und erkrankten Tiere müssen unbedingt aussondert werden. Und die noch gesunden sind in möglichst kleinen Gruppen getrennt voneinander zu halten.“

„Wozu soll das gut sein?“

„Ich nehme an, daß diese Pest von Ungeziefer übertragen wird. Die Parasiten ihrerseits übertragen Tiere, die so winzig sind, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht sehen kann. Dafür sind sie zahlreicher als die Sandkörner der Wüste. Wenn die erkrankten Tiere absondert werden, besteht eine Möglichkeit, daß das verseuchte Ungeziefer keine neuen Träger mehr findet.“ Das leuchtete ihr ein.

„Glaubt Ihr wirklich, daß es etwas ausmacht?“

„Ich kann es nicht garantieren“, erwiderte ich wahrheitsgemäß, „aber es ist immerhin eine Chance.“

Die Turean nahmen die Befehle ihrer Fürstin gehorsam, aber ohne richtige Überzeugung auf. Es bedeutete eine ziemlich anstrengende Arbeit für sie, die Herde aufzuteilen und vor allem getrennt zu halten. Die Begleiter der Fürstin halfen dabei ebenso wie die Soldaten meiner kaiharischen Eskorte, auch wenn letztere im Viehtreiben absolut keine Erfahrung hatten. Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte es mich erheitert, den eifrigen Bemühungen der Aushilfe-Cowboys zuzuschauen.

Leider hatte ich keine Zeit; den Erfolg meiner Anregung abzuwar-

ten. Bereits wenige Tage später erreichte mich ein Sonderkurier auf einem vollkommen erschöpften und abgehetzten Pferd. Seine Nachricht war ebenso kurz wie unheilvoll: Unter dem Druck des um sich greifenden Viehsterbens einerseits und angestachelt durch die Versprechungen von Charons Agenten andererseits hatten die Stämme sich nunmehr entschlossen, gegen Kaihara zu ziehen. Die Nachricht erfüllte mich mit Skepsis, denn ich bezweifelte, daß die Herrscher der nomadischen und halbnomadischen Völker Dummköpfe waren. Und nur Verrückte würden versuchen, meine Festung zu belagern, wenn sie die Wasserversorgung nicht sicherstellen konnten. Also mußten sie noch einen bisher unberücksichtigten Trumpf in der Hinterhand haben.

Also brachen wir unverzüglich

---

### „Gegen die Krankheit können wir im Augenblick nichts machen...“

---

auf, um Kaihara noch vor der drohenden Einschließung zu erreichen.

Die taktischen Maßnahmen, die ich ergriff, waren höchst simpel, wenngleich notwendig. Die Turean gaben auf meine Empfehlung und Ryleas Anweisung hin ihr Lager auf und zogen sich hinter die Mauern zurück. Da mein Vertrauen in sie nicht grenzenlos war, sorgte ich dafür, daß sie nur unwichtige Teile der Umwallung besetzten, aus denen ich sie mit meinen Kaiharern notfalls leicht vertreiben konnte. Die Besatzung wurde zu höchster Wachsamkeit angeregt, alle Posten und Patrouillen verdoppelt und verdreifacht. Gleichzeitig wurden starke Spähtrupps ausgesandt, die uns über den Anmarsch der Feinde informieren sollten. Diese Informationen kamen allerdings nur spärlich herein, denn die Nomaden hatten ihre Marschsäulen mit starken

Streiftrupps gesichert, so daß die unsrigen nicht dicht genug an sie herankamen, um Einzelheiten über Zahl, Bewaffnung und Ausrüstung in Erfahrung zu bringen. Dafür wußten wir, in welcher Entfernung sie sich befanden und mit welcher Geschwindigkeit sie vorrückten. So konnten wir uns auf den Tag ihrer Ankunft vorbereiten.

Sie kamen geradezu planmäßig. Ich hatte interessehalber errechnet, welches Datum es nach meinem heimatlichen Kalender war: der 25. März. Wir sahen sie am späten Nachmittag, als die Sonne nur noch ein glutroter Ball war, der sich dem Horizont entgegensenkte. Der Aufmarsch der vereinten Stämme vollzog sich nicht minder dramatisch als seinerzeit die Fantasia, die die Turean uns geboten hatten. Nur waren sie erheblich stärker. Es mußten mehr als dreißigtausend Krieger sein, die ihre Waffen mit wildem Schreien gegen die Festungsmauern schüttelten und dann hohnlachend auf ihren schnellen Pferden davonsprengten.

In der Ferne konnten wir ihr Lager erkennen, und auch ohne Feldstecher fielen die schweren, hölzernen Türme und Rammböcke und anderes Kriegsmaterial auf.

„Morgen“, sagte ich zu meinen Offizieren, „wird es ernst. Oberst von Varmais, sorgt dafür, daß die Flammer auf die Wälle kommen – wir werden sie brauchen. Und Ihr, meine Herren, laßt die Truppen angekleidet und voll bewaffnet auf den Wällen der Bastionen nächtigen. Ich möchte nicht von einem Angriff in der Dunkelheit überrascht werden. Ansonsten können wir nur hoffen, daß Ghu auf unserer Seite ist.“

Die Gesichter, die mir entgegen starrten, waren bleich und ernst, aber nicht betreten.

„Jeder Fußbreit dieser Mauern wird sie eine Myriade von Toten kosten“, schwor ein junger Leutnant mehr sich selber als zu uns gewandt. Normalerweise hätte solch verbales Pathos mich zu einem spöttischen Lächeln gereizt, doch hier spürte ich nur wilde, tödliche Entschlossenheit, und so schwieg ich.

Später lag ich bequem ausgestreckt auf der Liege in meinem Quartier, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Augen halb geschlossen. Vor mir, auf einem

niedrigen Tischchen, blakte eine Öllampe. Sie verbreitete einen anheimelnden Schein und den leichten Geruch nach Zypressen, orientalisches-fremd und gleichzeitig anregend. Ihre Helligkeit konnte sich natürlich mit der einer elektrischen Lampe messen, aber dafür stellte diese Ölfunzel einen Teil der Atmosphäre in meinem Raum dar. Ich hätte mir darin schwerlich etwas anderes vorstellen können, höchstens Kerzen. So war das mit dem Fortschritt, mit den sogenannten Erleichterungen des Lebens, dem Lebensstandard: Er hatte seine Vor- und Nachteile. Ich, als Kind einer hochtechnisierten und äußerlich zivilisierten Welt, kannte fast ausschließlich die Sonnenseiten. Was würden wohl Menschen wie General Atman oder Fürstin Rylea empfinden, wenn sie in meiner Heimat leben sollten?

Der morgige Tag, so wußte ich, würde hart werden, hart und für viele tödlich. Ich versuchte, auf die Stimme in meinem Innern zu hören, was sie mir vielleicht zuflüsterte. Man sagt ja immer, daß Todgeweihte eine Ahnung von ihrem Schicksal haben sollen. Nun, ich hatte keine, aber ich spürte einen schweren, dunklen Schatten über mir schweben, bereit, herabzufallen und mich zu zerdrücken. Angst? Ich habe vor nichts und niemandem Angst, ausgenommen vor mir selber, sagte ich lautlos und eindringlich vor mich hin. Was war denn schon das bißchen Leben? Leben ist nicht schlimmer als ein Schnupfen. Aber aus einem Leben kann man dieses oder jenes machen, während man beim Schnupfen keine Wahl hat – allen Bemühungen der Ärzte zum Trotz. Wenn ich objektiv zu sein versuchte, hatte ich keine Angst um mich selbst. Die bisherigen Ereignisse, beginnend mit dem Augenblick, als ich Djara im Supermarkt traf, waren einfach viel zu unwahrscheinlich. Ich war fest von mir überzeugt. In dieser Zeit außerhalb meiner eigenen schien ich ein anderer zu sein, oder die Umstände waren eben anders – jedenfalls erreichte ich hier mit Leichtigkeit Dinge, die mir anderenorts unmöglich gewesen wären. Nur vor dem Ausgang der Schlacht hatte ich Angst.

Es war nicht meine Schuld, daß die Kaiharer sich in einer bedrängten Lage befanden, abgeschnitten

von aller Hilfe, die befreundete Dimensionen und insbesondere Arkai leisten konnte. Ich glaubte nicht, daß jemand anderer sich an meiner Stelle besser gehalten hätte, ausgenommen vielleicht die Großräumer Arkais. Mein Geistbruder mußte sich getäuscht haben – wenn er nicht den falschen Mann ausgesucht hatte, dann hatte er die strategische Bedeutung Kaiharas und das Wissen des Feindes unterschätzt. Trotzdem lastete eine schwere Verantwortung auf mir. Der Schlüssel machte seinem Namen alle Ehre – sein Besitz entschied über das Geschick von hundert Welten, darüber, ob sie frei blieben oder unter dem schwarzen Banner von Iblis in Knechtschaft verfielen. Deshalb war ich entschlossen, eher zu sterben, als Charon den begehrten Schlüssel zu überlassen. Jedenfalls wollte ich

---

**Atmann kniff die Augen zusammen. „Tatsächlich“, bestätigte er, „es ist einer unserer Spione.“**

---

alles in meiner Macht stehende unternehmen, um ihn am Triumph zu hindern.

Der heraufdämmernde Morgen fand uns auf den äußersten Bastionen, wartend und mit Spannung erfüllt. Ich kannte das Gefühl, das sich vor jeder Gefahr einstellte: Unruhe und Beklommenheit. Es pflegte bei mir spätestens dann zu verschwinden, wenn es zu Aktionen kam.

Ich hatte eigentlich erwartet, daß die vereinigten Stämme das erste Tageslicht für ihren Angriff ausnutzen würden. Doch noch blieb alles ruhig. Wir konnten lediglich beobachten, daß die feindlichen Krieger sich in ihren Lagern zu Sturmkolonnen formierten. Aber statt daß sie vorrückten, löste sich aus ihrer Front ein einzelner Reiter und strebte auf unser Tor zu.

„Schicken sie einen Unterhänd-

ler?“ fragte Atman überrascht. Ich machte eine ungewisse Geste. Die letzte Einladung zu Verhandlungen hatte mir eigentlich gereicht. Die Sache damals hätte leicht tödlich für mich ausgehen können, und zwei tapfere Männer waren auf der Strecke geblieben.

Als der Reiter näherkam, rief ein jüngerer Offizier mit scharfen Augen: „Aber das ist doch Efraim!“

Atman kniff die Augen zusammen. „Tatsächlich“, bestätigte er, „es ist einer unserer Spione.“

„Nein“, widersprach ich, „es ist ein anderer.“

„Ich kenne doch Efraim!“, fuhr der Leutnant auf.

„Es ist ein anderer“, wiederholte ich.

Der Reiter hatte inzwischen das Tor erreicht. Eine Ausfallpforte wurde für ihn geöffnet und anschließend eilig wieder verriegelt. Wir stiegen die enge Treppe in den Vorraum zwischen Tor und Fallgatter herunter. Der Mann, der wie der kaiharische Späher Efraim aussah, begrüßte uns.

„Edler Herr, ich habe schlechte Nachrichten.“

„Sprich“, forderte ich ihn auf.

„Die vereinten Stämme werden von einem Mann angeführt, den sie alle Lord nennen, ohne seinen Namen auszusprechen. Er war es, der ihnen die Kriegsmaschinen beschaffte und für ihren Transport sorgte. Und er gab ihnen auch Wasser. Mit einem Schlag seines Stabes gegen einen Felsen öffnete er den Stein und brachte eine reiche Quelle zum Strömen. Die Stämme haben soviel Wasser, wie sie nur brauchen. Dieser Fremde ist ein großer Zauberer.“

Die kaiharischen Offiziere hörten sich diesen Bericht skeptisch an. Ich fing eine Reihe von fragenden und zweifelnden Blicken auf. Natürlich hatten die Männer damit gerechnet, nicht ausschließlich gegen Menschen kämpfen zu müssen, doch diese Erzählung von einer so überwältigenden und vor allem wirksamen Macht erschütterte sie dann doch ein wenig.

„Ist das alles?“, fragte ich.

„Nein, Herr. Meine zweite Nachricht ist für die Fürstin Rylea von den Turean von großer Wichtigkeit.“

Die Nomadin war in unserem Kreis und sah ihn an. Mit einer Handbewegung forderte sie ihn auf

zu sprechen.

„Eine Schar der vereinten Stämme überfiel das Lager Eurer Leute, Fürstin. Die wenigen kampffähigen Frauen und Männer wurden getötet, die anderen in die Gefangenschaft geführt. Mehr als tausend von ihnen befinden sich als Geiseln in den Händen Eurer Feinde. Der Lord hat gedroht, wenn auch nur ein tureanisches Schwert gegen ihn geschwungen würde, würde er sie als lebende Schutzschilde vor die Belagerungsmaschinen binden.“

Ryleas Gesichtsfarbe hatte sich bei diesen Worten in schnellem Wechsel von bleich zu rot gewandelt, doch das war das einzige äußere Anzeichen ihrer Erregung. Mit beherrschter Stimme fragte sie, ob ich ihr und den ihren freien Abzug gewähren würde.

Eine Ablehnung war sinnlos. Sie hätte nur auf beiden Seiten Opfer gefordert, ohne mir einen Vorteil zu verschaffen.

„Gewährt“, sagte ich daher. „Leutnant Schefket, Ihr begleitet die Fürstin und sorgt dafür, daß die äußeren Wälle nach dem Abzug der Turean ausreichend mit unseren Leuten bemannt werden.“

Rylea warf mir einen langen Blick zu, in den ich eine stumme Botschaft hineinzuinterpretieren gewillt war. Halblaut sagte sie: „Es tut mir leid. Aber mir bleibt keine Wahl.“

„Auch mir tut es leid“, entgegnete ich. Dann, als die Fürstin gegangen war, wandte ich mich wieder dem vermeintlichen Efraim zu. Ich war mir zunehmend sicher, daß er bestimmt nicht auf unserer Seite stand. Um ihn herauszufordern, sagte ich: „Ich danke dir für deine Auskünfte, auch wenn sie wenig erfreulich waren. Du mußt ein sehr mutiger und umsichtiger Mann sein, daß es dir gelang, das alles zu erfahren und dann auch noch unangefochten das feindliche Lager zu verlassen.“

Efraim neigte den Kopf und machte es mir damit für einige Sekunden unmöglich, in seinen Zügen zu forschen.

„Aber hat der Lord Charon, der so eifrig in das Geschehen eingreift, nicht vielleicht auch für mich eine Botschaft?“

„Ich glaube“, sagte der Spion. „Er äußerte wohl einmal, wenn Ihr den Schlüssel zu den Toren von Iblis und Euer Leben in seine Hand

geben würdet, würde er Kaihara verschonen.“

„Bevor ich das täte, würde ich es lieber mit einer abgezogenen Handgranate versuchen.“ Hinter mir gab Oberst von Varmais einen heiseren Laut von sich, eine Art Lachen – wahrscheinlich war er außer mir der einzige Anwesende, der sich unter einer Handgranate etwas vorstellen konnte. Dann verklang sein Lachen sehr rasch, als Efraim seinen Säbel zog und mich angriff. Er traf mich nicht unvorbereitet: Mit einem schnellen Schritt zur Seite entging ich der heimtückischen Attacke und griff nach meiner eigenen Waffe. Ich brauchte sie nicht mehr zu ziehen – von einem halben Dutzend Klingen durchbohrt ging der Verräter mit einem röchelnden Schrei zu Boden.

„Ich glaube, das war es“, sagte von Varmais trocken und wischte

---

## Die Flammer feuerten weiter, zielsicher von ihren Bedienungsmannschaften gelenkt...

---

seinen Stahl an der Kleidung des Toten ab.

Was Efraim betraf, hatte er zweifellos recht, doch in einer anderen Beziehung nicht: Es ging nämlich gerade erst los. Irgendwo ertönte ein einzelnes, langgezogenes Signal, ein schriller, durch Mark und Bein gehender Ton. Dann rückte die breite Front der vereinten Stämme vor. Der Sturm brach los.

Die ersten Phasen einer Schlacht, wenn der Tod noch nicht angefangen hat, seine reiche Ernte zu halten, erinnern mich irgendwie immer an ein überdimensionales, gigantisches Schachspiel. Die sauber ausgerichteten Angriffsreihen, zu mehreren Wellen gestaffelt, die metallblitzenden Phalanxen, dazwischen, Hornissen gleich, in scheinbarer Auflösung begriffene Trupps leichter Kavallerie, die riesenhaften

Angriffstürme, quijotteschen Windmühlen ähnelnd, aber viel gefährlicher, schwankend auf ihr Ziel zurollend, und die käfergleiche Armee der kleineren Geräte, Sturmböcke, Widder, langen Leitern, von Dutzenden von Menschen geschleppt, die ihrerseits von anderen, schildbewehrten Kriegern gedeckt wurden – das war schon ein unvergleichlicher Anblick, die tödliche Ästhetik eines Stachelrochens. Dann wurde das Bild gestört. Unsere Flammer feuerten eine Salve grünlich-weißen Lichts, die große Schneisen in die Sturmreiter riß, Menschen und Tiere verkohlte und Belagerungstürme entflammete. Für Sekunden geriet die große Armee ins Stocken, doch der Mut der Söhne und Töchter der Wüste und der fast ebenso rauhen und kargen Steppe war größer als ihr Entsetzen über die ihnen überirdisch erscheinende Macht. Mit lautem Kriegsgebrüll stürmten sie weiter, dabei einen grauenhaften Blutzoll entrichtend.

Die Flammer feuerten weiter, zielsicher von ihren Bedienungsmannschaften gelenkt, bis die Armee sich im toten Winkel der Mauern befand. Doch damit waren ihre Leiden nicht beendet: Bogen- und Armbrustschützen nahmen den Kampf auf und schickten vielfältigen gefiederten Tod in ihre Reihen. Auch von Seiten der Belagerer schwirrten die ersten Geschosse zu den Mauern hoch, kurze Pfeile und Speere. Hüben wie drüben fielen die Kämpfer, aber es waren mehr, die unter den Nomaden starben als auf ihnen.

Dafür wurden jetzt allenthalben Sturmleitern angelegt. Wurfanker flogen hoch und hakten sich hinter den Zinnen fest. Manche Leiter wurde umgestoßen, manches Knotenseil zerschnitten, doch über die verbliebenen drang ein Schwall von Menschen den Wall hoch. Die Tapferkeit, mit der die ungerüsteten und ungedeckten Nomaden angriffen, flößte mir Respekt ein. Viele fielen unter den Streichen der Besatzung, doch die, die Fuß fassen konnten, wehrten sich wie Löwen und ließen sich eher in Stücke hauen, als daß sie flohen.

Und immer mehr drängten nach. An allen strategisch wichtigen Punkten der Mauer war der Kampf voll entbrannt, und ständig liefen Trupps hin und her, um bedrohte

Stellen zu verstärken, den Feind aus gewonnenen Bastionen wieder hinauszuerwerfen oder weiteres Vordringen zu verhindern. In aller Eile wurden die Flammer umgedreht und nahmen jetzt die vom Feind besetzten Teile des Walles unter Beschuß. Die Wirkung war eine furchtbare, aber für uns hilfreich, auch wenn die übereifrigen Soldaten die Zinnen der Mauern gleich mit einschmolzen.

Letztendlich hätten wir uns gegen die fast sechsfache Übermacht nicht lange halten können und uns auf die inneren Wälle zurückziehen müssen, wenn nicht die Kaiharer für den Mauerkampf besser ausgerüstet und ausgebildet gewesen wären als die Nomaden. Auch waren die Lücken, die unser erster Beschuß in die feindlichen Reihen gerissen hatte, riesig. So gelang es uns, die Nomaden in blutiger Kleinarbeit wieder von den schon halb genommenen Mauern zu vertreiben. Gut geordnet zogen sie sich zurück, dabei unbarmherzig von den Flammenstrahlen verfolgt und mit Pfeilen und Armbrustbolzen beschossen.

Für eine Weile war es so still, daß wir das Kreischen der großen Geierscharen, die sich über der Festung eingefunden hatten, vernahmen konnten. Es war die Ruhe vor dem neuerlichen Sturm, und sogar die Schwerverwundeten unterdrückten angesichts der atemlosen, fast körperlich spürbaren Spannung ihr schmerzliches Stöhnen.

Ich hatte erwartet, daß die vereinten Stämme sich alsbald zu einem neuerlichen Angriff formieren würden. Doch es geschah etwas anderes. Ein einzelner Reiter hielt auf das Südtor zu, eine hohe, schwarze Gestalt auf einem Tier von gleicher Farbe. Die Sonne spiegelte sich auf seinem blankpolierten Kampfschild wider und zeigte uns das Symbol des Doppelturmes und des Tores. Da wußte ich, daß Lord Charon von Iblis, Herr der Dunklen Tore und Beherrscher des Mars, uns mit seinem persönlichen Besuch beehrte. Er kam allein, aber hinter ihm, noch weit außerhalb unserer Reichweite, formte sich ein starker Stoßkeil aus Beritteten.

Zwei, drei Flammer spien dem Lord lange Zungen aus Feuer und Energie entgegen, doch sie flossen an der hohen Gestalt ab wie Regenwasser.

Unsere besten Armbrustschützen legten auf ihn an, doch durch eine neckische Laune des Zufalls oder höhere Mächte wurden alle Geschosse von ihm abgelenkt und fielen harmlos in den Sand. Einige mußten ihn so dicht gestreift haben, daß er ihren Luftzug gespürt haben mußte. Dennoch trieb er sein schwarzes Reittier unerbittlich vorwärts, Schritt für Schritt, und je näher er kam, desto größer schien er zu werden – eine alles beherrschende Drohung, die das Blut in den Adern der Männer zu Wasser und ihre Muskeln schlaff und kraftlos werden ließ. Schon flohen die ersten vom Wehrgang – Krieger, die sich kurz zuvor noch todesmutig geschlagen hatten, erlagen dem blßen Anblick des wohl gehaßtesten und gefürchtetsten Feindes auf hundert Welten. Neben mir zitterte ein Bogenschütze so stark, daß er nicht einmal mehr seine Sehne spannen konnte. Dann schien der

---

### **„Er ist Charon“, unterbrach ich ihn, schon halb auf der kleinen Treppe.**

---

Blick des Dunklen Lords direkt auf ihn zu fallen, und er brach wie vom Blitz getroffen in die Knie, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Ich bückte mich nach seinem Bogen, legte einen Pfeil auf und zog die Sehne zurück bis zum Ohr. Zwei rote Sonnen funkelten mich böse an, wurden größer, immer größer, kreisende Feuerräder... Ich verschloß meinen Geist gegen diesen Horror und verschob meinen Pfeil.

Der Schuß war gut gezielt, aber Charon riß den Schild hoch und deckte sich damit ab. Das Geschloß bohrte sich in die Mitte des Wappentores und blieb dort vibrierend stecken. Dann ertönte ein Lachen, das so schauerlich war, daß es mich noch lange später in meinen Alpträumen verfolgte.

Ich sah mich um. Was nicht vom

Wall geflohen war, lag auf dem Bauch und wagte nicht, den Kopf auch nur um einen Millimeter zu heben. Die einzigen, die noch neben mir ausharrten, waren Hugo von Varmais und der ältliche General. Atman war bleich wie der Tod. Nur noch an seiner Stirn pochte eine Ader angeschwollen und gerötet. Seine Hände zitterten. Von Varmais machte einen ruhigeren Eindruck, doch auch er schien beinahe bis zur Grenze der Fähigkeiten belastet.

„Wir müssen runter“, sagte ich. „Der Dunkle Lord wird versuchen, das Tor zu brechen.“

„Unmöglich“, entgegnete der Oberst heiser. „Das Tor ist fest. Selbst mit einer Ramme oder einem unserer Flammer...“

„Er ist Charon“, unterbrach ich ihn, schon halb auf der kleinen Treppe. Varmais und – etwas langsamer – der General folgten mir.

Wir kamen keinen Augenblick zu früh. Jenseits des Tores hörte ich einen lauten Schrei, ein einziges Wort, das ich weder verstehen konnte noch wollte. In ihm schwang die eisige Kälte des Raumes mit. Dann warf sich etwas gegen das Tor, prallte mit unheimlicher Wucht daran ab und griff erneut an. Der zollstarke Stahl bog sich leicht nach innen. General Atman keuchte vernehmlich. Der metallische Aufprall ertönte ein drittes Mal. Ein Krachen, Klirren, Bersten und Splittern – und durch die Trümmer des Südtores von Kaihara ritt Charon von Iblis ein.

Er war ein großer, athletisch gebauter Mann, vollkommen menschlich wirkend, abgesehen von seinen Augen. Sie waren rot, nicht von albinotischer Farbe, sondern so, als würde hinter ihren Höhlen die beherrschende Flamme eines übermächtigen Geistes lodern. Seine eng anliegende Kleidung war nachtschwarz, und von selber Farbe war auch der engmaschige Schuppenpanzer, der seine Brust bedeckte. Als ob ein Wesen wie er einen solchen äußeren Schutz nötig gehabt hätte! Den Schild hatte er an den Sattel gehängt, aber in seiner Rechten glänzte ein blutrotes Schwert, und in der linken Hand trug er einen schwarzen Stab, gekrönt mit einem bleichen Totenschädel. Sein Reittier war eines der merkwürdigsten, die

ich jemals gesehen hatte. Von der Form her einem übergroßen, starken Rapphengst nicht unähnlich und ebenso schwarz, verfügte es am Kopf über ein langes, spitzes Horn, das einer festgefrorenen Flamme glich. Sein Schweif war eine Peitsche aus Stacheldraht, und das Gebiß in dem schmalen Schädel hatte mit dem eines Pflanzenfressers nicht die geringste Ähnlichkeit. Intuitiv wußte ich, daß es eine Krya war, eines der sagenhaften marsianischen Streitrosse.

Die Erde schien verhalten zu beben, als mein Tod und ich uns in die Augen starrten.

„Du kannst hier nicht durch“, sagte ein Teil von mir. „Nur über meine Leiche.“

Ein gewaltiges, boshaftes Lachen war die Antwort. Ich spürte, wie mir ein Schauer den Rücken hinunterlief, weil ich erkannt hatte, was meine unbedachten, willkürlich hervorgestoßenen Worte für eine Wirkung haben mußten. Vor einer kosmischen Ordnung, der sowohl der Lord als auch ich unterlagen, hatte ich mich verpflichtet, den Kampf bis zum Ende durchzustehen, wie immer dies auch aussehen mochte, und selbst wenn ich es gewollt hätte, hätte ich keinen einzigen Schritt zurückweichen können.

„Atman, von Varmais – flieht!“ konnte ich noch rufen. Die Worte: „Ihr nützt hier nichts mehr!“ blieben mir im Halse stecken, denn in dem Augenblick wurden die roten Augen unendlich groß, und ich merkte, wie die erste Welle geballter geistiger Macht gegen mein Bewußtsein brandete.

Über Lord Charon von Iblis kursieren massenhaft Gerüchte. Einige behaupten, er könne jedes Lebewesen, egal ob Mensch, Tier oder was auch immer, mit einem einzigen Blick, mit einer beiläufigen Handbewegung auf der Stelle töten. Ich halte das für fast glaubhaft, sofern das Opfer nicht über gewisse Kräfte oder Veranlagungen verfügt, die dem entgegenstehen. Andere wiederum meinen, Charons Macht reiche nicht nur aus, die Sonnen zu verdunkeln und jede Welt in Nacht und Kälte zu versenken, solange es ihm beliebt, sondern er könne sogar die festgelenkten Bahnen der Gestirne verändern. Er ist ein Gi-

gant, ein Elefant, der sich gerade anschickte, mich wie ein kleineres Insekt zu vernichten.

Ich für meinen Teil habe mich noch nie besonders insektenhaft gefühlt, und ich leistete Widerstand.

Den ersten, scharf gebündelten und schmerzhaften Impuls konnte ich gerade noch auffangen, durch eine mehr instinktive als bewußte Reaktion. Dann stemmte ich mich seiner Macht entgegen. Es war, als wollte ich versuchen, mit bloßen Händen eine Lawine aufzuhalten. Ich brachte seinen ungestümen Vorstoß zum Stehen, doch dann wurde ich Schritt für Schritt zurückgedrängt, bis ich seine verzehrenden Angriffe direkt im Zentrum meines Seins spürte. Wie die Nadel eines geschickten Folterknechts sich langsam auf das Herz des Delinquenten herabsenkt, um es zu durchbohren, so waren auch Charons Attacken angesetzt.

---

**„Du kannst hier nicht durch“, sagte ein Teil von mir. „Nur über meine Leiche.“**

---

Eigentlich wäre hier der Punkt gekommen, wo ich den Bericht abbrechen mußte, um ihn andere fortsetzen zu lassen. Ich war so nahe an der dunklen Schwelle des Todes, daß ich mich selbst bereits aufgegeben hatte. Doch kurz vor dem Coup de grace flüsterte eine Stimme in mir Worte, die mein Geistbruder einst geäußert hatte: *Der Traum ist ein Schild, der den Träumer vor jedem Angriff schützt.* Und ich ließ mich fallen, versenkte mich in jene Region, die ich vorher schon mitunter tangiert, aber nie voll durchforscht, geschweige denn begriffen hatte.

Der Todesstoß verfehlte mich. Er ging sozusagen über mich hinweg, traf die Stelle, wo ich nicht mehr war. Und dann richtete ich den Schild aus spinnwebartig miteinander verflochtenen Träumen auf,

eine immaterielle Barriere, doch so unüberwindbar wie der Abgrund zwischen den Sternen.

Durch diese Abwehr hindurch spürte ich Charons Zorn und Enttäuschung. Er wußte, daß er jetzt verloren hatte. Ich konnte mich nicht mehr gegen ihn verteidigen, geschweige denn zu einem Gegenangriff übergehen, der meine Kräfte sowieso restlos überfordert hätte. Aber auch er konnte mich nicht mehr treffen. Der Traumschild entrückte mich ihm, so als ob der Raum selbst sich um mich gekrümmt hätte, nicht nur der physikalische, dreidimensionale Raum, sondern auch jene astrale Ebene unseres Kampfes.

Und gleichzeitig konnte er nicht mehr an mir vorbei. Jene Worte, mit denen ich mich unabsichtlich und unbarmherzig an der Stelle festgenagelt hatte, banden auch ihn und zwangen ihm eine Regel des Kampfes auf, die ihm gar nicht behagen mochte. Denn es ging nicht um mich oder Kaihara, sondern um den Schlüssel. Der Weg dahin führte jetzt nur durch das Tor über meine Leiche.

Ich spürte ein Nachlassen des Drucks. Meine Augen, die ich bisher geschlossen hatte, öffneten sich wieder. Es geschah keine Sekunde zu früh. Charon hatte erkannt, daß er mit all seiner Zauberkunst nicht weiterkam, und so war er zum direkten Angriff übergegangen. Seine Krya wieherte schrill und stieg auf die Hinterhand, als scheue sie sich, mich anzugreifen. Mit silbernen Sporen trieb er sie erbarmungslos vorwärts, bis sie den Kopf mit dem tödlichen Horn senkte und vorwärts stürmte. Mein Säbel zuckte aus der Scheide wie weiland der Sechsschüsser irgendeines berühmten Revolverhelden. Ich erwischte das Horn dicht am Ansatz, kurz bevor es meine Brust berührte. Es gab ein häßliches, knirschendes Geräusch. Die Klinge zitterte in meiner Hand und wäre mir beinahe entfallen. Die gefährliche natürliche Waffe der Krya lag abgetrennt vor mir auf dem Boden. Ich hatte wenig Zeit, mich darüber zu freuen, denn ich mußte sehr schnell ausweichen, um den scharfen Hufen und den nach mir schnappenden Reißzähnen zu entgehen und mich nicht niederreiten zu lassen. Diesen Augenblick nutzte Charon, um sein Schwert über mein Haupt zu

schwingen.

Ich hätte an dieser Stelle doch noch mein Ende gefunden, nicht durch Zauberkraft, sondern durch todeskalten Stahl, wenn nicht Hugo von Varmais gewesen wäre. Er hatte meinen letzten Befehl mißachtet und sprang nun an meine Seite. Geschickt fing er den Schlag auf, doch seine eigene Klinge zerbrach dabei. Charon brüllte wütend auf: ein Tiger, dem die sicher geglaubte Beute wieder entkommen war. Dann schlug er mit dem Zauberstab zu. Der weißliche Schädel traf den Oberst direkt vor der Brust, und ich glaubte, Knochen splintern zu hören. Aber es war ein eher metallisches Geräusch, und als das Gewand des Mannes unter der Wucht des Hiebes zerriß, erkannte ich auch den Grund: Er hatte einen verborgenen Harnisch getragen. Trotzdem hatte der Treffer eine betäubende Wirkung. Von Varmais taumelte zurück, die Arme schützend vor den Kopf gehoben, den nutzlosen Knauf seines Säbels noch immer in der Hand.

Sein Eingreifen hatte mir Luft verschafft. Mein Säbel zuckte vor wie eine angreifende Schlange, und ich legte meinen ganzen Haß und die ausgestandene Todesangst in die Bewegung. Dabei zielte ich nicht auf Charon selbst. Es war zweifelhaft, ob ich ihn unter seinem Kettenpanzer etwas anhaben konnte, und zudem wußte ich nicht, in wie weit Stahl ihn verwunden konnte. Dafür traf die Klinge seine Krya in ihr linkes Herz. Lautlos und wie im Zeitlupentempo sank sie zusammen. Mochte sie auch auf der anderen Brustseite ein zweites Herz haben, so reichte die Verletzung aus. Charon gab die Steigbügel frei und schwang sich geschickt aus dem Sattel, Schwert und Stab dabei festhaltend.

Ich stand ihm gegenüber, die Hand so fest um den Griff der Waffe verkrampft, daß sie schmerzte. Die nächste Konfrontation würde ich nicht einmal mit einer ungehörigen Portion Glück überstehen, soviel war mir klar, auch wenn die Voraussetzungen auf den ersten Blick für mich jetzt günstiger erschienen. Von Varmais trat auf mich zu, den Kopf schüttelnd, um seiner Benommenheit Herr zu werden. Er hielt sich vornübergebeugt, und sein Gesicht verriet, daß Schmerzen ihm zu schaffen mach-

ten. Er hatte sich – Ghu weiß woher! – eine neue Waffe besorgt.

Der Dunkle Lord deutete eine spöttische Verbeugung an: „Ihr habt Euch besser gehalten, als ich jemals angenommen hätte. Vielleicht ist es Euch ein Trost, wenn ich Euch sage, daß Ihr Euch in gewisser Weise sogar als den Sieger betrachten dürft. Verloren habt Ihr aber dennoch.“ Und mit diesen Worten drehte er sich um und ging.

Wenn etwas an seiner Bemerkung mir rätselhaft erschienen war, so änderte sich das in der nächsten Sekunde. Kaum hatte er die Schwelle des Tores verlassen, sah ich auch schon, wie der Stoßkeil der berittenen Nomaden sich in Bewegung setzte. Der Oberst und ich blickten einander ratlos an. Das Tor war vollkommen zerschmettert, und der einzige Kaiharer, der noch in der Nähe war, war Atman. Mit

---

### Der Dunkle Lord deutete ein spöttische Verbeugung an...

---

ihm aber war nicht mehr viel anzufangen, das verriet mir ein kurzer Blick in seine Augen. Sie waren starr und glänzend, aber es war nicht die Starre des Todes, die in ihnen schimmerte. Mit fast unmenschlicher Tapferkeit hatte er der Welle des Schreckens widerstanden, die von Charon ausgegangen war und alle Kaiharer, ausgenommen den alten General und den Außenwächter von Varmais vollkommen in ihren Bann geschlagen hatte. Die Quittung für diesen Heldenmut war Wahnsinn. Wäre die Lage nicht so bedrängend ernst gewesen, hätte ich ihn bedauert. So empfand ich nur Enttäuschung, daß es einen weniger gab, der uns helfen konnte.

Und Hilfe brauchten wir jetzt fast noch dringender als Luft zum Atmen.

„Das Tor ist nicht mehr zu halten. Zur Zitadelle!“ rief der Oberst. Ich mußte ihm recht geben, und

wir rannten los, wobei ich Atman am Arm ergriff. Der alte General stolperte wie ein kleines Kind hinter mir her und behinderte mich, der ich ohnehin kein guter Läufer bin, nicht unbeträchtlich. Wir hatten die Ausfallpforte der Zitadelle fast erreicht, als das Gewicht an meinem Arm plötzlich verschwand. Ich warf einen Blick über die Schulter zurück. Atman lag am Boden, einen kurzen Speer im Rücken. Ihm war nicht mehr zu helfen, im Gegenteil, ich mußte zusehen, meine eigene Haut zu retten. Die ersten Nomaden waren mir dicht auf den Fersen, als ich hinter von Varmais in die kleine Öffnung sprang und wir eiligst die Pforte verriegelten. Dann hetzten wir die Treppe hoch.

Es war ein Gemetzel. Die Besatzung auf den Wällen um das Südtor war entweder geflohen oder wand sich in Krämpfen, so daß die Nomaden keine Mühe hatten, auf breiter Front einzudringen. Andere Kaiharer retteten sich auf den zweiten Mauerwall oder in die massiven Wehrtürme, doch es waren nicht viele, die den schnellen Reitern und ihren treffsicheren Pfeilen und Speeren entgingen. Einige verschanzten sich auf den Bastionen und verteidigten sich erbittert, dabei die Flamme im direkten Beschuß gegen ihre Feinde richtend und diesen große Verluste zufügend. Auf die Dauer konnten sie sich trotzdem nicht halten. Die einzelnen Widerstandsnester wurden schnell und widerstandslos ausgeräuchert, während wir von der Zitadelle aus machtlos zusahen, wie Hunderte und aber Hunderte von Männern den Tod fanden.

Schließlich hatten die Angreifer den ganzen äußeren Mauerring in ihre Gewalt gebracht. Und damit war die Zeit ihrer Erfolge vorerst beendet. Den zweiten, höheren Ring konnten sie nicht angreifen, und von dort aus entluden jetzt die Kaiharer ihren Zorn über den Tod der Kameraden in einer Wolke aus Armbrustbolzen und Pfeilen. Viele fanden ihr Ziel, und die Nomaden mußten vorläufig in die Deckung der Zinnen, Türme und Bastionen zurückweichen.

„Könnt Ihr hier für einige Zeit das Kommando übernehmen?“, fragte ich von Varmais. „Ich habe

etwas zu erledigen.“

„Natürlich“, erwiderte er. Ich betrachtete sein scharf geschnittenes Gesicht und fragte mich, wie er es als einziger der Besatzung geschafft hatte, der Welle von Furcht, die der Dunkle Lord verbreitet hatte, zu trotzen, ohne wie General Atman den Verstand zu verlieren. Vielleicht hing es damit zusammen, daß er Außenweltler war. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß jede Begegnung mit den magischen Effekten, die es auf meiner eigenen Welt nicht gab, meinen Geist dagegen nur stärkte. Es mußte wohl eine Art Immunisierungseffekt geben.

Jedenfalls schien von Varmais mir der geeignete Mann zu sein, um mir für einige Zeit Ruhe zu verschaffen. Ich hatte nämlich eine Idee. Sie mochte reichlich verzweifelt erscheinen, aber sie erschien mir als der letzte denkbare Ausweg.

Die Kühle in den Gewölben der Zitadelle war sehr angenehm nach der Hitze der Schlacht. Ich lauschte dem Widerhall meiner Schritte, als ich zu jener Kammer ging, in der der Schlüssel von Iblis aufbewahrt wurde, der gefährlichste Gegenstand im gesamten Bereich der Raum-Zeit-Spirale. Nur wenige rasch entzündete Kerzen blakten, als ich den Schrein öffnete, in dem er versteckt war.

Ich hatte den Schlüssel noch nie zuvor gesehen, lediglich die Kammer und den Schrein hatte Atman mir gezeigt. Es handelte sich bei dem Gebilde um einen länglichen, schwarzen Gegenstand, einen unregelmäßigen und gezackten Metallklumpen. Er ließ in mir nicht die geringsten Assoziationen zu einem gewöhnlichen Schlüssel aufkommen. Handelte es sich vielleicht um einen Trick, um einen geschickten Bluff? Doch das erschien mir sehr sinnlos: Die Täuschung wäre zu durchsichtig gewesen. Nein, dies hier mußte der richtige Schlüssel sein. Wichtiger als die fragwürdige Möglichkeit, daß es sich anders verhalten könnte, erschien mir jetzt, ob und wie ich ihn zerstören könnte.

„Gar nicht“, sagte eine Stimme in mir. Ich zuckte zusammen und fuhr herum, aber außer mir und dem Schlüssel befand sich nichts und niemand im Raum. Dann erst iden-

tifizierte ich die Stimme.

„Baghira!“ Ich schrie den Namen meines Geist-Bruders förmlich, wobei es mir nicht einfiel, daß er mich genauso gut hätte verstehen können, wenn ich geflüstert oder gar nicht gesprochen, sondern nur gedacht hätte.

Etwas wie sanfter Spott drang aus dem Nichts auf mich ein.

„Wer sonst?“ Ich empfand unendliche Erleichterung, während die Stimme fortfuhr: „Die Erwägung, den Schlüssel zu vernichten, war nicht dumm. Es ist aber unmöglich. Das, was du siehst, ist nicht der wirkliche Schlüssel, sondern nur seine materielle Manifestation. Könntest du sie zerstören, führte das dazu, daß die ihr inwohnenden Kräfte freigesetzt würden. Im freien Zustand aber könnte Charon sie jederzeit nutzen, dann bräuchte er sich diesen Schlüssel selbst nicht mehr zu holen.“

---



---

### „Baghira!“ Ich schrie den Namen meines Geist-Bruders förmlich...

---



---

Ich atmete ein paarmal tief durch, als mir bewußt wurde, welchen folgenschweren Fehler ich fast begangen hätte.

„Du konntest es nicht wissen“, sagte Baghira tröstlich. „Außerdem habe auch ich einen Fehler gemacht, denn ich rechnete nicht damit, daß das Geheimnis bereits verraten sein könnte.“

„Aber was soll jetzt geschehen?“, wollte ich wissen. „Der Dunkle Lord steht vor den Toren, und bald werden auch der innere Mauerring und die Zitadelle fallen.“

„Bald ist nicht schnell genug. Hör zu: Als du die körperliche Hülle Tsunks vernichtetest und sein Geist durch die Barriere, die die Wesen von Bag-Urn errichtet hatten, ins Chaosmeer flüchtete, versuchtest du, einen Hilferuf abzusetzen. Natürlich hätte ich die Barriere zu jedem Zeitpunkt niederringen

können. Das aber hätte nicht nur viel Kraft gekostet, sondern Charon zudem gewarnt. Daher suchte ich einen unbewachten Zugang und fand ihn auf einer fernen, nur mir bekannten Traumstraße. Jetzt bin ich soweit, daß ich Charon überraschen kann. Versuche, ihn noch ein wenig hinzuhalten – und wenn es nur ein paar Minuten ist.“

„Ich will tun, was ich kann“, erwiderte ich noch, doch die geistige Verbindung war bereits unterbrochen. Baghira mußte wirklich sehr in Eile gewesen sein. Und wenn die Angelegenheit so dringend war...

Diese Überlegung führte ich erst zu Ende, als ich bereits die Treppen hoch rannte.

Die Lage oben war nahezu unverändert, und das bedeutete: schlecht. Die Krieger und Kriegerinnen der vereinten Stämme hatten ihre Pferde, die ihnen im Mauerring nicht nützlich waren, sondern nur durch unsere Geschosse gefährdet wurden, herausgebracht und sich hinter Zinnen verschanzt. Von dort aus lieferten sie sich mit den Kaiharern zähe Gefechte. Die Luft war erfüllt von schwirrenden Pfeilen und Armbrustbolzen. Der Erfolg war auf beiden Seiten nicht besonders, dank der Deckung. Ich wies daher meine Leute an, den Beschuß einzustellen, sofern sie sich ihres Zieles nicht sicher waren.

Hugo von Varmais gesellte sich zu mir.

„Solange der Kampf nur mit Stahl geführt wird, können wir uns halten. Wir könnten später sogar versuchen, einen raschen Ausfall zu machen. Was aber soll geschehen, wenn dieser Dunkle Lord ein zweites Mal unser Tor bestürmt? Werdet Ihr ihn dann aufhalten können, ohne einige hundert Nomaden in der Zitadelle zu haben?“

„Da fragt Ihr mich zuviel. Ich glaube nicht. Aber eine andere Frage bedrückt mich noch sehr. Was passiert, wenn die Stämme unsere eigenen Flammer gegen uns einsetzen?“

Von Varmais lächelte boshaft.

„Seht selbst.“ Er deutete auf eine Gruppe, die sich an einem der gefährlichen Geräte zu schaffen machte. „Die Flammer sind nicht einfach zu bedienen, und ein falscher Handgriff...“

Er wurde von einem donnernden Krachen und einem gleißend hellen

Blitz unterbrochen. Danach befand sich dort, wo eben noch Menschen und eine fremdartige Kriegsmaschine gewesen waren, nur noch rauchgeschwärzte, verrostete Steine. Ungenügend beendete der Oberst seinen Satz: „...kann leicht dazu führen, daß das ganze Gerät explodiert.“

Ich grinste zufrieden, aber nur solange, bis ich sah, daß Lord Charon mir gegenüber auf dem Wall stand. Er dirigierte einige Nomaden, die mit sichtlichem Unbehagen einen Flammer herbeischleppten. Der Marsianer untersuchte das Gerät kurz. Rasch nahm er ein paar Einstellungen vor, betätigte den Auslöser – und ein grünlich-weißer Blitz zuckte auf uns zu und schmolz eine Zinne weg, die nur wenige Meter neben uns gewesen war. Meine geheime Hoffnung, das Gerät würde gleichfalls detonieren, erfüllte sich nicht.

„Und nun“, rief der Lord zu uns herüber, „sollt ihr eine Kostprobe eures eigenen Feuers erhalten. Laßt stehen, ob ihr dagegen gefeit seid.“

Das spiralege Abstrahlrohr schien direkt auf den Oberst und mich zu weisen. In meiner Magengrube breitete sich ein höchst unangenehmes Gefühl aus. Es drängte mich, mich einfach fallen zu lassen oder – besser noch – mich in den untersten Winkel der Zitadelle zu verkriechen und dort abzuwarten, ob nicht vielleicht alles nur ein Alptraum war. Doch ich wußte, daß ich dem lichtschnellen Strahl nicht mehr entkommen würde, und so blieb ich fatalistisch stehen. Irgendwo in meinem Unterbewußtsein gemahnte mich ein drängender Impuls, noch ein wenig Zeit herauszuschinden. Und wenn es auch nur Sekunden wären...

Also rief ich Charon höhnisch zu: „Glaubt Ihr wirklich, mich mit meiner eigenen Waffe schlagen zu können? Verbrennt Euch nur die Finger, Charon von Iblis, wenn es Euch dazu drängt!“

Ein grimmiges Lachen war die einzige Antwort. Ich ließ meine Blicke über den nahen Mauerring hinweg schweifen. Unter mir erstreckte sich die wilde Schönheit dieser Welt, die der Schönheit aller Welten gleich war, auch wenn sie manchmal bizarr und hart wirken mochte. Die Sonne tauchte den Sand in eine Schicht aus flüssigem Gold, und irgendwo im Süden grüßte mich eine Staubwolke als ein

letztes, freundliches Signal. Ich dachte an all die Dinge, die das Leben ausmachen – den Schweiß und das Blut natürlich, aber auch Freundschaft und Liebe, an die wärmende Kraft der sommerlichen Sonne, das Spiel der Schatten unter belaubten Bäumen, an glitzernde Schneefelder und weite, wogende Wasserwüsten, vom Kiel schneller Schiffe durchtrennt wie Butter vom Messer, an den Geschmack von Fleisch und den von Wein und viele andere Dinge. Den Lärm eines Katzentrtritts, den Bart der Frau, die Wurzeln des Berges, die Sehnen des Bären, den Atem des Fisches, den Speichel des Vogels – all diese Dinge hatten einst die Asen verwendet, um aus ihnen eine Fessel für den berüchtigten Wolf Fenria zu weben. Sie mochten stellvertretend für alles stehen, was gleichzeitig real

---

## Die Sonne tauchte den Sand in eine Schicht aus flüssigem Gold...

---

und abstrakt war, unseren Sinneindrücken unterworfen – den Eindrücken von Sinnen, die noch nie ausgereicht hatten, um Wahrheit zu erkennen, wohl aber, um Leben zu fühlen.

Und dieses Fühlen wollte Charon mir mit einem einzigen, gebündelten Licht-Energie-Strahl abschneiden. Ich hatte keine Vorstellung vom Tod, von dem, was danach vielleicht kommen mochte, aber alles, was Glaube, Wissenschaft oder Metaphysik anzubieten hatten, war recht kläglich gegen das Leben selbst.

Man mag mir nun die Frage stellen, ob ich in dem Augenblick Angst hatte. Ich könnte es mir einfach machen und ja oder nein sagen. Dabei wäre das erste das Eingeständnis von Inkonsequenz gewesen (denn wer hatte einmal gesagt, er habe vor nichts und niemandem Angst, ausgenommen vor sich selbst?), und das zweite vielleicht

eine Unwahrheit. Zudem wäre die Frage unfair gewesen, denn wenn ich bislang in ernster Gefahr gewesen war, dann hatte ich mich dabei immer im Kampf befunden und mithin keine Gelegenheit zum Nachdenken gehabt. Ich ziehe es deshalb vor, die Frage offen zu lassen und zu sagen, daß ich es nicht genau weiß.

Oder nicht zu wissen wünsche, was auf das Gleiche hinausläuft.

Hinter mir erklangen leichte Schritte. Ich achtete nicht darauf: Wer dumm genug war, sich jetzt hinter mich zu stellen, hatte selber schuld, wenn die feurige Lohe ihm den Lebensfaden durchtrennte. Und dazu schickte sie sich an.

Der Blitz war so grell, daß ich in ein Meer aus Schwärze gestürzt wurde und glaubte, nun sei es wirklich zuende. Doch dann merkte ich, daß mein Herz noch schlug, meine Gedanken sich nach wie vor im Gefängnis des Gehirns jagten und daß ich hörte, fühlte, schmeckte und roch.

Der erste dieser Sinne vermittelte mir eine spöttische Stimme neben mir, die ich gut kannte: „Nunmehr hast du dich wirklich geirrt, Dämonenherrscher!“

Ich öffnete die Augen und blinzelte heftig, um die farbigen Reflexe von meiner Netzhaut zu verschweigen.

Lord Charon lachte böse.

„Ich fürchte, du warst es, der sich geirrt hat. Ich habe dir viele Torheiten zugetraut, doch die, in eine bereits geöffnete Falle zu laufen, war nicht darunter. Mir soll es recht sein.“

„In der Falle sitzt du“, erklärte der Großräumer. „Sieh dich um, Lord von Iblis, und erkenne deine Niederlage. Im Süden rücken Tausende von Turean-Kriegern heran, und ihr Schlachtruf lautet Rache. Im Osten steht die undurchdringliche Phalanx meiner besten Legionen, und im Westen haben die Wurzeln der Felsen selbst sich gegen dich erhoben. Hier im Norden jedoch steht die Zitadelle von Kaihara als ein Pfahl im Fleisch deiner Armee. Sieh dich um und sage mir, wie lange die vereinten Stämme noch kämpfen können, wenn sie die Tollheit hätten, es zu versuchen.“

Charon drehte sich halb herum – und zuckte erschrocken zusammen.

Nun konnten auch meine weniger scharfen Augen es erkennen. Die Staubwolke im Süden, die mir schon vor einiger Zeit aufgefallen war, war näher gekommen, und als Ursache dieser Erscheinung identifizierte ich eine große Reitertruppe. Im rechten Winkel dazu, im Osten, wo die Sonne ihre Bahn am Firmament begann, glitzerte es golden und rot von den Schilden und Standarten der Kämpfer, und im Westen, gegenüber, schienen die Steine lebendig geworden zu sein, waren dichter angerückt und mit kleinen, graubraunen Gestalten besetzt. Baghira mußte seine Reserven mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit in den Kampf geworfen haben, und die Überraschung war ihm gelungen.

Die Männer und Frauen der vereinten Stämme sahen sich an. Sie hatten schwerste Verluste beim Sturm auf die Zitadelle hinnehmen müssen, und sich jetzt noch einem übermächtigen Gegner zu stellen, der sie von vier Seiten eingeschlossen hatte, war mehr, als sie ihrer Tapferkeit zutrauen mochten.

„Die Turean werden nicht kämpfen“, sagte Charon mühsam beherrscht. „Die Geiseln im Lager...“  
„...sind befreit“, ergänzte Baghira lächelnd.

Ein reich gekleideter Nomade neben dem Dunklen Lord steckte seinen Säbel in die Scheide und hob die Hände, die leeren Handflächen uns zugewandt. „Friede“, sagte er. „Dieser Krieg ist nicht mehr unser Krieg.“

Charon funkelte ihn wütend an, hob die Hand und sandte eine Art Kugelblitz aus seinen Fingern aus. Die Erscheinung traf den Wüstenbewohner vor die Brust und schleuderte ihn mehrere Schritt weit zurück gegen eine Zinne, wo er schmerzverkrümmt und mit furchtsam verzerrtem Gesicht liegen blieb.

„Kämpft, ihr Feiglinge!“, brüllte der Lord. „Stürmt die Zitadelle!“

Die einzige Reaktion war, daß mehrere Frauen und Männer in seiner Umgebung – der Haltung und der Kleidung nach Fürsten der Stämme – die Waffen senkten oder wegsteckten. Hunderte anderer folgten ihrem Beispiel.

„Der Krieg ist aus, Charon“, schnurrte Baghira mit trügerischer Sanftheit. „Du hast ihn verloren.“

Mit einem Wutschrei stürmte der

Lord von Iblis die Treppen herunter und rannte alleine gegen die Zitadelle an. Doch mit der gleichen Schnelligkeit kam mein Geist-Bruder ihm entgegen. Ich folgte ihm auf dem Fuß. Die eisernen Angeln der Ausfallpforte knirschten, und dann standen die beiden großen Gegner sich im äußeren Hof der Festung gegenüber.

Die Konfrontation war atemberaubend, obwohl so gut wie keiner der Zuschauer mitbekam, auf welcher Ebene und wie sie sich überhaupt abspielte. Die beiden Kontrahenten standen sich regungslos gegenüber, wie Standbilder ihrer selbst, und obwohl keiner von ihnen auch nur einen Muskel rührte, schien die Luft zwischen ihnen vom Zusammenstoß unfasslicher Kräfte zu kochen. Ergriffen von soviel Spannung, vergaß ich für

---

## „Der Krieg ist aus, Charon“, schnurrte Baghira mit trügerischer Sanftheit...

---

einige Zeit sogar das Atmen, bis ein stechender Schmerz in der Brust mich daran gemahnte und ich tief Luft holte. Dann hatte ich irgendwie das Gefühl, als verschiebe sich das Gleichgewicht zugunsten meines Geist-Bruders.

„Hilf mir“, flüsterte eine Stimme in meinem Gehirn. Erschrocken zuckte ich zusammen. Hatte ich mich geirrt und begann Charon etwa, die Oberhand zu gewinnen? Doch die Stimme fuhr fort: „Ich habe ihn zurückgedrängt, aber ich kann seine Verteidigung nicht durchbrechen.“

„Was kann ich tun?“ wollte ich wissen.

„Leih mir von deinen Kräften.“

Ich bemühte mich um Entspannung und spürte alsbald, wie etwas aus mir herausfloß wie Wasser aus einer zerbrochenen Flasche. Für ein paar Sekunden hatte ich das Gefühl, die zurückgelassene Leere sei überwältigend und tödlich, un

der sanfte Sog an meinem Geist ließ ein wenig nach. Dann strömten mir aus dem Urquell neue Energien zu, und ich leitete sie wie ein Transformator weiter.

Baghira machte einen Schritt nach vorn und zog sein Schwert. Sein Gegner ging einen Schritt zurück, aber obwohl an seinem Gürtel gleichfalls eine Klinge steckte, machte er keine Anstalten, sie zu gebrauchen. Schweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirn, biß in seine Augenwinkel und rann über das glattrasierte Kinn in den Kragen seines Hemdes. Ein Muskel an seiner Wange zitterte. Baghiras Stirn war tief gefurcht, als dächte er intensiv über etwas nach oder ärger sich. Aber er trieb Charon weiter zurück, Schritt für Schritt, bis der andere die kalte Mauer in seinem Rücken spürte und nicht weiter konnte. Und dann, unendlich langsam, als zerrten titanische Kräfte ihn zurück, machte mein Geist-Bruder noch einen Schritt, noch einen und auch noch einen dritten, bis die Spitze seines Schwertes genau über Charons Brust schwebte und darin versank.

Das dramatische Ringen erreichte einen neuen Höhepunkt. Quälend zeitlupenhaft drang die Schwertspitze immer weiter ein, millimeterweise. Schließlich erschlaffte Charons Körper. Mit einer raschen Bewegung riß Baghira die Klinge aus der Wunde und hieb seinem Gegner den Kopf ab. Der Körper rollte in den Sand. Über ihm bildete sich etwas, das wie eine kleine Wolke oder dunkler Nebel aussah, höher und immer höher in die blau-klare Luft aufstieg und dabei größer wurde. Bedrohlich hing es über uns. Seine Konturen verwischten sich und wurden dann wieder klarer, und aus dem Nebel starrte uns das haßerfüllte Gesicht Lord Charons an. Ein Blitz zuckte herab, um uns alle zu verbrennen, aber Baghira hob ihm die Spitze seines Schwertes entgegen, und der abgelenkte Strahl zischte in den Wüstensand, ihn auf einer Breite von mehreren Metern zu Glas schmelzend. Das Gesicht verschwand wieder in den wolkenhaften Konturen, die dabei immer dünner und durchsichtiger wurden, bis sie sich vollkommen aufgelöst hatten. Furcht wehte ihnen nach wie der Schweif eines Kometen, dann hatten wir Ruhe. Charon von Iblis,

Lord der Dunklen Tore und Beherrscher des Mars, hatte die Welt von Kaihara verlassen.

Ich spürte, wie sich mit der Erleichterung zugleich eine überwältigende Schwäche in mir ausbreitete. Taumelnd versuchte ich mich abzustützen. Starke Arme fingen mich auf, und dann hatte ich einen ziemlich totalen Stromausfall.

Ich wachte auf und wunderte mich über eine ganze Menge Dinge. Zunächst natürlich darüber, daß ich immer noch lebte – mir mußte es so gehen wie der bekannten Katze, die neun Leben haben soll, wenn man den Mystikern Glauben schenken darf. Desweiteren erstaunte mich, daß ich nichts mehr von dem Schlachtfeld, der Wüste oder der Festung Kaihara erblicken konnte, sondern in einem Bett mit frisch bezogenen, angenehm kühlen Laken lag. Die dritte Überraschung erschien mir noch angenehmer als die vorhergegangenen, denn neben meinem Lager saß Djara und hauchte mir einen Kuß auf die gerade erst geöffneten Augen. Das wirkte höchst stimulierend auf meine Lebensgeister, und dann befaßten wir uns eine Zeit lang ausschließlich miteinander, bis endlich meine Neugier größer wurde als ein anderes und an und für sich viel positiveres Gefühl.

„Ich habe einen ganzen Sack voll Fragen“, sagte ich. „Wo ist Baghira?“

„Er bereitet eine Zeremonie vor“, erklärte das Mädchen. „Aber ich kann dir ebensogut erzählen, was du wissen willst.“

„Wie hat er es geschafft... Und was...“ Ich hatte so viele Fragen, daß ich nicht genau wußte, mit welcher ich anfangen sollte. Djara nahm mir die Entscheidung ab, indem sie der Reihe nach berichtete.

„Du weißt ja, daß der Krieg ausgebrochen war und auf vielen Welten gekämpft wurde. Deshalb hat Baghira Charon die Nachricht zugespült, wo sich der Schlüssel befand – durch einen vermeintlichen Verräter, der in Wirklichkeit als Doppelagent in Arkais Diensten steht. Das war nicht ungefährlich, aber auch eine ausgezeichnete Chance. Während Charon sich darauf konzentrierte, den für ihn so

wichtigen Talisman in die Hand zu bekommen, wurden seine Armeen auf anderen Welten empfindlich geschlagen, und sogar auf dem Mars kam es zu Unruhen und Aufständen. Jetzt sind seine Pläne gestört, und es wird eine Zeit lang dauern, bis er seine Macht wieder gefestigt hat.“

Ich runzelte die Stirn. Vom strategischen Standpunkt aus gesehen mochte das ein guter Plan gewesen sein, aber er hätte beinahe ein Opfer gefordert – mich! Und das fand ich nicht so furchtbar erheitend.

Djara schien den Gedanken erraten zu haben und beschwichtigte: „Du warst kaum wirklich in Gefahr. Du hast seinen Siegelring getragen, und dadurch war Baghira auf eine gewisse Art immer mit dir verbunden. Er hat dich unterstützt, als du

---

## „was regst du dich darüber auf?“ fragte Djara freundlich...

---

aus dem Lager der Nomaden flohst, und auch später, als du mit Tsunk und dann mit Charon kämpftest. Und indem du nach dem Kampf mit Tsunk für einen Sekundenbruchteil eine Bresche in die Barriere schlugst, hast du es ihm ermöglicht, später direkt einzugreifen.“

Das wurde ja immer schöner! Wenn ich davon ausging, daß meine eigene Welt die einzige wirkliche Realität war, dann war mein Geist-Bruder nichts anderes als eine Fiktion, eine von mir selbst geschaffene Literaturgestalt. Und eben diese Kreation verwendete ausgerechnet mich als Köder in einer Falle und benutzte mich anschließend auch noch als Marionette, wie um mir zu beweisen, daß ich in seinem Bereich nicht einmal auf mich selbst aufpassen konnte! Als schmeicheლhaft konnte ich diese Enthüllung sicherlich nicht betrachten.

„Was regst du dich darüber auf?“

fragte Djara freundlich. „Ist es für dein Selbstverständnis so wichtig, daß du deine Erfolge ausschließlich dir selbst zuzuschreiben hast? Wir haben in dieser Auseinandersetzung alle unsere Rollen gespielt, und zwar meistens genau die, für die wir am besten geeignet waren.“

Ich knurrte unwillig, aber natürlich war ich nicht imstande, Baghira auf Dauer zu zürnen. Dafür fühlte ich mich meinem Geist-Bruder viel zu sehr verbunden. Deshalb wandte ich meine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu und versuchte mich damit abzulenken.

„Und wie entwickelten sich die Ereignisse auf der kaiharischen Welt? Ich fürchte, ich habe nicht alles richtig mitbekommen.“

„Es war ein recht glücklicher Zufall, daß die Turean sich auf unsere Seite stellten. Sonst hätte es noch einen langen und blutigen Kampf zwischen Baghiras Truppen und den vereinten Stämmen gegeben. Falls es dich beruhigt: Diesen Erfolg kannst du ausschließlich für dich selbst in Anspruch nehmen.“

Das war natürlich etwas Balsam auf mein wundes Ego. Auch wenn ich es erheitend fand, daß mir auf diese Weise ausgerechnet diplomatisches Geschick attestiert wurde. Oder hatte das mit Diplomatie weniger zu tun gehabt als mit Erpressung?

„Aber die Geiseln im Lager?“

„Sie konnten überfallartig befreit werden. Der Dunkle Lord war so sehr auf dich konzentriert, daß er ein paar andere Dinge außer acht gelassen hat. Auf seine Art hat er auch ein paar menschliche Fehler.“

Ich war mir dessen nach meiner Begegnung mit ihm nicht so ganz sicher, aber die Ereignisse bewiesen es wohl.

„Und was ist mit den Nomadenstämmen? Ihre Existenz ist doch immer noch durch die von Charon verbreitete Viehseuche bedroht.“

„Nicht mehr. Mit seinem Einfluß auf der Kaihara-Welt verschwand auch die Epidemie.“ In der Umgebung Kaiharas war Zauberei also wirksamer als Biochemie. Ich fragte mich ganz beiläufig, ob man mit den modernen Mitteln meiner Kultur einen vergleichbar durchgreifenden Erfolg erzielt hätte. Naturwissenschaft war wohl nicht überall das A und O der Entwicklung.

Djara fuhr fort, und ihre Stimme wurde für einen Augenblick etwas

spitz: „Übrigens läßt dich deine Freundin Rylea grüßen.“

„Danke.“

„Sie ist sehr hübsch“, sagte Djara nachdenklich, mich scharf fixierend. Jetzt war es an mir, spöttisch zu lächeln.

„Bist du etwa eifersüchtig?“

Sie schwieg, und ich stichelte ein wenig weiter, sozusagen als Revanche: „Meinst du denn, daß du das nötig hast?“

Sie lachte, nicht ganz frei, aber offenkundig überzeugt. Es erschien mir angemessen, das Thema zu wechseln.

„Eines möchte ich noch wissen. Wenn Baghira imstande war, Charon zu besiegen, warum hat er dann nicht von Anfang an versucht, den Krieg durch eine persönliche Konfrontation zu entscheiden?“

„Kaihara liegt auf einer Welt, wo der Dunkle Lord nicht so mächtig ist wie auf anderen. Wäre der Kampf vor den Toren von Iblis ausgetragen worden, hätten selbst alle Großräumer Arkais zusammen ihn nicht besiegen können. Und andererseits könnte hier in Maggimore jedes Kind mit Charon fertig werden.“

„Wir befinden uns in Baghiras Burg?“

„Ja, auf der Welt am Ende der Raum-Zeit-Spirale, der Welt der Großräumer, die sie selbst als ewig bezeichnen.“

Befriedigt ließ ich mich in die Kissen zurücksinken. „Dann ist die Gefahr gebannt und der Krieg endgültig gewonnen?“

„Nicht endgültig“, sagte Djara bedauernd. „Nur für den Augenblick. Charon ist nicht vernichtet, nicht einmal angeschlagen, und die Burg von Iblis steht in alter, trotziger Stärke – ihre Fundamente reichen so tief, daß niemand sie zerstören könnte, ohne gleich den ganzen Mars mit zu vernichten.“

Das klang nicht ideal, aber die Nachricht vom vorläufigen Sieg war die erfreulichste, die ich seit dem Erscheinen meines Geist-Bruders im belagerten Kaihara erhalten hatte.

Djara warf einen Blick auf die kunstvolle Wasseruhr, die – neben anderen hübschen Gegenständen – den Raum verzierte.

„Fühlst du dich imstande, aufzustehen? Wenn ja, begleite ich dich zu Baghira.“

„Ich will ihn nicht warten las-

sen“, entschied ich mich und sprang aus den Federn. Es war erstaunlich, wie ausgeruht und kraftvoll ich mich nach den überstandenen Strapazen, geistiger wie körperlicher Natur, fühlte.

Djara schien gedankenleserische Fähigkeiten entwickelt zu haben, denn unaufgefordert erläuterte sie mir: „Du hast zwölf Stunden geruht. Aber noch wichtiger als das ist, daß die besten Ärzte Arkais dich behandelt und die Wunden deines Körpers ebenso wie die Narben in deinem Geist geheilt haben.“

Innerlich verneigte ich mich vor diesen unbekanntem Jüngern Askulaps. Die äußerlichen Nachwirkungen der Kämpfe waren sicher leicht zu beseitigen gewesen: Ein paar Tage Ruhe und viel Schlaf hätten mich auch ohne ärztliche Hilfe wieder in Form gebracht. Doch psy-

---

### „Sie ist sehr hübsch“, sagte Djara nachdenklich, mich scharf fixierend...

---

chisch hatte ich mich nach der tödlichen Konfrontation mit Charon wie ausgebrannt gefühlt. Und das hätte Folgen haben können, denen auch die besten Psychologen und Neurologen der Erde machtlos gegenübergestanden hätten. Ich glaube nicht, daß sie viel Erfahrung mit praktizierter Parapsychologie – oder Traummagie, wie man hierzulande sagte – hatten.

Auf einem Schemel fand ich Kleidungsstücke. Es waren nicht die Sachen, die ich getragen hatte, als mein Abenteuer begann, und auch keine kaiharische Uniform, sondern die hiesige Kleidung. Ich schlüpfte in bequeme Hosen und eine kurze, goldbestickte Tunika. Weiße Stiefel aus weichgerbtem Leder und ein Gürtel vervollständigen meinen Habitus. Ich neige nicht zur Eitelkeit, aber es hätte mich dennoch gereizt, mich in einem Spiegel zu betrachten. Auf einem der followschen Feste der

Fantasie hätte ich garantiert den Kostümpreis gewonnen. Besonders dann, wenn man mir gleichzeitig meine in den letzten Tagen erlebten Abenteuer geglaubt hätte.

Der Saal von Caer Maggimore war einer der größten Räume, die ich je gesehen hatte. Zu ebener Erde liegend reichte er in der Höhe über drei Stockwerke. Die leicht gewölbte Decke bildete einen gigantischen Dom, strahlend in allen Farben des Regenbogens, geschmückt mit kunstvollen Malereien. Getragen wurde sie von schlanken Säulen im ionischen Stil, mit Fresken reich verziert. Ein wertvoller Teppich von Fußballfeldgröße bedeckte den Boden, und ich fragte mich unwillkürlich, wieviel Arbeit seine Herstellung gekostet haben mochte. Etwa tausend Menschen saßen und standen im Saal, und dennoch wirkte er bei weitem nicht voll. Es waren überwiegend Männer und Frauen in der gleichen blütenweißen Tracht, die Djara und ich trugen, mit schmalen, edlen Gesichtern, von der milden Sonne ihrer Welt gebräunt. Zwischen ihnen stachen die wenigen aders gekleideten Menschen wie farbige Punkte auf einer ansonsten eintönigen Palette hervor. Es waren Offiziere der Legionen, in vergoldenen Rüstungen, Außenweltler in barbarisch-verschwenderischer Farbenpracht und andere Freunde und Verbündete Arkais, manche von ihnen nicht- oder halb-menschlicher Herkunft. Ich entdeckte unter ihnen Hugo von Varmais und winkte ihm zu. Der Oberst näherte sich und lächelte.

„Nun, wie findet Ihr es?“

„Was?“ fragte ich verständnislos.

„Na, die Siegesparty. Eure Party.“

„Wieso sollte ich der Sieger sein? Es war Baghira, der den Dunklen Lord besiegte. Ich habe eher eine Statistenrolle gespielt.“

„Die Großräumer sind da anderer Ansicht. Übrigens schade, daß der alte Atman dies nicht mehr erleben kann. Er hatte so einen ausgeprägten Sinn für Feierlichkeiten. Übrigens, wo wir von dem General reden – da er ja nun leider tot ist, hat man mir das Kommando über Kaihara angeboten.“

„Das freut mich für Euch“, sagte ich. „Ich wüßte nicht, wer diese Festung besser hüten könnte.“

„Ich habe nicht angenommen“, erklärte von Varmais. „Ich denke mir, daß Kaihara in nächster Zeit ein recht friedlicher Posten sein wird, und ich bin mehr für Abwechslung. Da gibt es auf ein paar Welten noch ziemlich hartnäckigen Widerstand von Seiten von Charons Anhängern.“

„Dann wünsche ich Euch Schlachtenglück“, meinte ich und verabschiedete mich von ihm, denn ich hatte Baghira entdeckt. Mein Geist-Bruder thronte am Ende des Saales auf einem bequemen Sessel. Im Gegensatz zu den anderen Arkaiern um ihn herum trug er schwarz, doch die Farbe wirkte an ihm nicht so bedrohlich wie an Charon und seinen Dienern. Es war eher wie eine Art zweite Haut, samtig und weich. Er begrüßte mich überaus freundlich. Nach ein paar unverbindlichen Worten sagte er:

„Der Rat hat beschlossen, dir durch mich für deine Verdienste, deine Anstrengungen und deinen Einsatz für unsere Sache zu danken. Man hat dich sozusagen zum Ehrenbürger gemacht.“

„Ich bin geehrt“, sagte ich. Ein paar der Umstehenden nickten mit beifälliger Höflichkeit, während andere nur am Rande oder gar nicht von uns Notiz zu nehmen schienen. Die Beiläufigkeit des Vorgangs erweckte mein Befremden. Baghira lächelte milde. Natürlich wußte er, was ich dachte. Es war nicht etwa so, daß er meine Gedanken gelesen hätte. Das hatte er nicht nötig – wir waren einander in vielen Beziehungen einfach zu ähnlich, so sehr, daß man uns gegeneinander hätte austauschen können. Und dadurch konnte er vieles schlicht und einfach nachempfinden. Gleichzeitig wurde mir klar, warum es nicht eine Art Zeremonie gegeben hatte. Die Bewohner dieses Landes waren Individualisten ohne großen Hang zur Förmlichkeit. Sie wußten über den Beschluß ihres Rates Bescheid, und ich war jetzt gleichfalls informiert. Also erschien es ihnen nicht nötig, damit einen großen Aufwand zu betreiben. Ich fand diese schlichte Einstellung beeindruckend. Sie gefiel mir. Und gleichwohl gefiel mir das stillschweigende Verständnis zwischen Baghira und mir. Es war etwas, was sich nicht auf einer Art telepathischer Ebene abspielte, sondern auf

empathischer.

Eigentlich war das auch nicht weiter verwunderlich, wenn ich berücksichtigte, daß er in gewisser Weise meine Schöpfung war, eine von mir erdachte Romanfigur. Wobei ich nicht genau erklären konnte, ob es den realen Baghira gab, weil ich ihn irgendwann erdacht hatte, oder ob ich ihn erdacht hatte, weil es ihn tatsächlich gab, infolge eines damals nur inspirativen und nicht definitiven Wissens sozusagen.

Es war ein interessantes kleines Problemchen, und wenn ich zu lange darüber nachdachte, kamen mir Zweifel an meiner geistigen Gesundheit. Aber das wäre in einer vergleichbaren Lage wohl jedem so gegangen. Und meistens sind Leute, die an ihrem Verstand zweifeln, noch vollkommen normal. Ver-

---

### ...der zu meinem Erstaunen einen beträchtlichen Vorrat an Ostfriesenwitzen hatte...

---

rückt sind in aller Regel nur die, die sich vollkommen sicher sind, dies nicht zu sein...

„Mach dir keine Sorgen“, riet Baghira mir freundschaftlich. „Wenn wir für alles eine Erklärung hätten, würden wir einen unserer bedeutsamsten Triebe nicht mehr befriedigen können – den der Neugier. Nimm die Dinge so, wie sie sind oder wie sie zu sein scheinen, und genieße deinen Besuch hier, so lange er währt.“

Ich warf einen kurzen Seitenblick auf Djaras hübsches Profil und dachte mir, so lange sie hier war, konnte auch mein Besuch ruhig andauern – von mir aus wenigstens ein paar Jährchen.

Baghira warnte mich vor: „Damit wirst du nicht rechnen können. Das Energiepotential Arkais unterscheidet sich von dem aller anderen Welten. Der Effekt, der dich hierhergebracht hat, wird nicht ewig anhalten. Du wirst also ohne unser

Zutun bald eine Rückkehrmöglichkeit in deine eigene Welt haben.“

„Wie bald?“, hakte ich nach.

„Erstens weiß ich es selber nicht genau, und zweitens glaube ich, daß du es auch nicht erfahren möchtest. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, oder wie sagt man bei euch? Mach dir keine Gedanken und amüsier' dich einfach.“

Das taten wir dann auch.

Die „Party“, wie Hugo von Varmais sie genannt hatte, verdiente diesen Ausdruck eigentlich nicht. Zumindest nicht für meinen Geschmack. Arkai war ein Paradies, in der Tat, aber seine Bewohner hingen zumeist anderen Zerstreuungen nach als denen, die ich bevorzugte. Innere Harmonie war für die Arkaiier oberstes Ziel und höchstes Glück gleichermaßen. Obwohl es jeden denkbaren Luxus zu ihrer Verfügung hatten, wenn es sie danach verlangte, waren sie in geistigem Sinne eher Asketen. Rauschende Feste zu feiern war weniger ihre Sache.

Djara und ich zogen uns daher mit einer Gruppe von Legionsoffizieren und Außenweltlern zurück, die in einem Nebenraum etwas taten, was man wohl als „Entertainment produzieren“ bezeichnen konnte. Hugo von Varmais gehörte ebenso dazu wie ein höchst amüsanter Echsenmann, der zu meinem Erstaunen einen beträchtlichen Vorrat an Ostfriesenwitzen hatte – nur, daß die Opfer bei ihm keine irdischen Ostfriesen waren, sondern Leute, die er Auriks nannte und die seiner Beschreibung zufolge eine gewisse Ähnlichkeit mit intelligenten miniaturisierten Kängurus haben mußten. Arkaischer Wein floß in Strömen, und ich muß zugeben, daß ich bislang noch kein edleres Gewächs gekostet hatte. Es war so gut, daß mich nicht einmal der Mangel an Whisky störte. Als die Stimmung immer lockerer wurde, leistete auch Baghira uns eine Zeit lang Gesellschaft, bis er sich wieder den anderen Großräumern zugesellte. Irgendwann wurde die Veranstaltung nahezu bacchanalisch, und an den Rest des Abends habe ich eigentlich nur fragmentarische Erinnerungen.

Lange, nachdem Djara in meinen Armen eingeschlafen war, lag ich noch wach. Der Wein hatte meine Glieder schwer gemacht, aber sonst

fühlte ich mich wieder vollkommen nüchtern, und viele Gedanken wälzten sich durch meine Ganglien hin und her. Baghira war mein Geist-Bruder, und das bedeutete, daß er einen Teil meiner selber darstellte, wie ein Schatten oder eine Projektion – wobei ich es als müßige Spekulation empfand, nachzuspüren, wer nun wessen Schatten war. Baghira kam einem gemeinsamen Idealbild wesentlich näher als ich, sofern er nicht dieses Ideal selber war. Jedenfalls verstand ich ihn bisweilen recht gut und wußte deshalb auch, daß ein leichter Anflug spöttischer Boshaftigkeit ihm nicht immer fremd war. Es wäre interessant zu wissen, welche weiteren Pläne er hatte, und insbesondere, ob diese mich betrafen.

Sechs oder sieben Tage später...

Zu meiner Schande muß ich eingestehen, daß ich wirklich nicht weiß, wieviel Zeit verging. Es war ein bißchen so, wie Baghira es gesagt hatte, von wegen, daß keine Stunde schlug. Das mag seltsam sein für einen Menschen, der ansonsten mit einer Armbanduhr am Handgelenk und einem Kalender in Blickweite lebt. Aber andererseits fand ich es auch einmal ganz erholend. Ob es nun sechs oder sieben Tage waren. Irgendwann wachte ich nach einer langen Nacht auf und fröstelte ein wenig. Verwirrt tastete ich nach Djaras nacktem, warmem Körper und stieß statt dessen gegen eine Wand. –

Eine Wand?

Unser Bett stand doch mitten im Raum! –

Natürlich eine Wand! Sie war seit rund zehn Jahren da, und eigentlich hätte mich das überhaupt nicht erstaunen dürfen. Ich lag tatsächlich in meinem Bett – in meinem ureigenen Bett. Und das befand sich nicht in Caer Maggimore auf Arkai, sondern in Hamburgs hübschem und gelegentlich als nobel bezeichneten Stadtteil Pöseldorf.

Ich war wieder zurück, wie Baghira es angekündigt hatte – vorwarnungslos und plötzlich. Und natürlich alleine. Djara lag noch in Caer Maggimore zwischen den Laken. Und vielleicht – ein gleichzeitig tröstlicher und amüsanter Einfall – war sie im selben Augenblick aufgewacht und hatte mich vermißt.

Durch die zugezogenen Vorhänge drang das erste Tageslicht. Ich wollte auf meine Armbanduhr

schauen, doch da war keine – irgendwann mußte ich sie verloren haben und hatte es nicht einmal bemerkt. Dafür stand auf dem Tisch neben mir ein Wecker, dessen Leuchtziffern im Halbdunkel schwach schimmerten und mir verriet, daß es 6.30 Uhr war. Ich gähnte ausgiebig und machte die Stehlampe an – die Vorhänge aufzuziehen war ich noch viel zu faul. Dabei schaltete ich gleichzeitig das Radio ein.

Es war gerade Zeit für die Nachrichten, und die Stimme eines offenkundig ausgeschlafenen und fröhlichen Menschen sagte: „Guten Morgen, meine Damen und Herren. Heute ist Donnerstag, der 25. März. Es ist sechs Uhr und...“ Den Rest des Satzes hörte ich einfach nicht mehr zu, sondern legte meine Stirn in Falten.

Der 25.? Dann war seit dem Beginn meiner Abenteuer auf Kaihara gerade ein Tag vergangen – oder noch nicht einmal. Lief die Zeit in so verschiedenen Welten unterschiedlich schnell oder langsam ab? Oder unterlag ich einer Sinnestäuschung?

Der Gedanke bedrückte mich. Natürlich hätte all das ein Traum gewesen sein können. Meine Phantasie war rege genug, um einer solchen Möglichkeit Raum zu geben. Aber ich war fest davon überzeugt, alles wirklich erlebt zu haben. Und als die erste Panik sich legte, fielen mir auch ein paar recht beweiskräftige Indizien ein.

Da war beispielsweise der Umstand, daß ich nackt im Bett lag. In Caer Maggimore hatte ich keinen Pyjama gehabt, während ich sonst nie ohne Schlafanzug ins Bett gehe. Und als ich meine rechte Schulter betastete, fühlte ich dort eine kleine Narbe, die ich am Morgen des 24. März noch nicht gehabt hatte. Bester Beweis aber war der Ring an meinem Finger – ein schmuckloser Ring mit einem grünen Stein, den ich für Karneol hielt. Baghiras Siegel war mir als Andenken geblieben. Ich stieg darüber und wunderte mich zugleich noch mehr. Wo waren die silbrigen Linien, die einen spiegelverkehrten Pantherhädel gezeigt hatten? Ich konnte sie weder sehen noch ertasten. Es war, als hätte es sie nie gegeben, und so war es mir offensichtlich mit einer ganzen Reihe von Dingen ergangen.

Meine Unruhe verstärkte sich, doch ich war zu müde, mir weitere Gedanken darüber zu machen. Mochte es auch bereits halb sieben sein, nach meinem Dafürhalten hatte ich bestimmt nicht mehr als zwei Stunden geschlafen, bevor ich erwacht war. Also knipste ich die Lampe aus, stellte den Wecker vorsichtshalber ab und drehte mich auf die andere Seite.

Ob meine Erlebnisse nun Realität oder Traum gewesen waren oder eine Mischung von beidem – abwechslungsreich waren sie bestimmt gewesen. Und damit wollte ich es vorerst genug sein lassen. Schließlich brauchte in dieser meiner wirklichen Welt ja niemand etwas davon zu wissen, wenn ich glaubte, nicht ernst genommen zu werden.

Also schloß ich die Augen und überließ meinen Geist den verschlungenen Traumpfaden. Gelassen sank ich in die Schwere des Schlafes, und genauso gelassen fiel ich meinem Schicksal entgegen.

Ende

# Faschistische Fantasy?

## Eine Analyse von Hermann Ritter

Christian Worch, um dem es im Folgenden gehen soll, hat einmal einen Artikel „Fantasy = Faschismus?“ veröffentlicht [in „Time Gladiator“ 9/10 vom Januar 1976]. Darin schreibt er als Abschluß:

*Fantasy ist also faschistisch oder faschistoid (...), doch ob man die Formel „deshalb weg damit“ einfach so benutzen sollte, weiß ich nicht. Diese Gattung ist meiner Meinung nach nicht unbedingt gefährlich, weil in ihr das fiktive Element noch weit mehr überwiegt als bei Jerry Cotton oder John Drake oder „Der Landser“ (...). Volksverdummung wird hier mal wieder betrieben, aber statt sich darüber zu mokieren, sollte man seiner Energie lieber den prägnanteren Fällen selbiger widmen.*

*Ich jedenfalls werde mich nicht davon abhalten lassen, weiterhin Fantasy oder Ähnliches zu produzieren, und ich hoffe, meine wenigen Leser werden sich vom Lesen auch nicht abhalten lassen.*

**Selbst-Ironie:**  
Worch fühlt sich durch „hochrangige“ Angriffe, in diesem Fall durch eine führende britische Tageszeitung, sichtlich geschmeichelt.

von einem faschistoiden Staat ausgehen.“), Nationalismus sowie rassistischen Gesichtspunkten („nordische Typen“).

Wie sieht das aber bei den vorliegenden vier Geschichten Worchs aus? Was ist mir an ihnen aufgefallen?

Sicherlich wird in Worchs Geschichten ein starker, gar übermächtiger Staat geschildert. In „Die Chronik von Neu-Iblis“ ist es das Ziel der Helden, die „Freiheit“ ihres Landes unter einem anderen Herrscher zu gewährleisten:

„Nennt Euren Preis.“

„Euren Einfluß bei Hofe. Euer Wort in Denards Ohr. Für die Herrschaft Neu-Iblis die gleichen Rechte und Freiheiten, die sie in der Liga genossen hat.“

In „Der Schlüssel von Iblis“ reicht ein einfacher Armreif, um die übermächtige Legitimation von Baghira auf seinen „Geist-Bruder“ übergehen zu lassen:

*Irgendwie war das eine faszinierende Angelegenheit, und der Abenteuerer in mir begann, sich wieder wohlzufühlen. In meiner Hand lag ein schlichter, goldener Reif mit einem dunkelgrünen Stein. Vielleicht ein Karneol, dachte ich mir, obwohl ich von Edelsteinen noch nie viel verstanden habe. Er war kunstvoll mit hauchdünnen, silbrigen Linien ausgelegt die an seiner Oberfläche etwas bildeten, was einem spiegelverkehrten Pantherschädel stark ähnelte. Das Siegel meines Geist-Bruders, das ihn in seiner tierhaften Inkarnation zeigte.*

Aber ist das nicht in den meisten Fantasy-Geschichten so? Werden nicht in Fantasy-Werken starke Staaten geschildert, weil sie die einzigen sind, die in einer archaischen Gesellschaft Städte, Religionsgemeinschaften, Heere etc. finanzieren können – und damit erst den Hintergrund für das setzen, was wir gemeinhin als Fantasy bezeichnen? Scheinbar ist es also die Fantasy, die

dieses „Setting“ erzwingt, und nicht die politische Einstellung Christian Worchs.

Wie sieht es bei Worch mit Rassismus und Abstammung aus? Seine Einstellung zur eigenen Herkunft ist verständlicherweise gespalten:

**Frage:** Du bist Halb-Waise?

**Worch:** Nicht ganz. Genaugenommen bin ich Anderthalb-Waise. Ich bin Adoptivkind. (...) und

**Frage:** Du sprichst von deiner Adoptivfamilie?

**Worch:** Ja. Von meiner Adoptivfamilie. Zu meiner biologischen Familie habe ich keinerlei Beziehung, kenne ich auch gar nicht, hab' dem nie nachgeforscht. (...)

Es ist schwer zu glauben, daß jemand selbst die Bedeutung von Blut und Abstammung hervorheben soll, der seine eigene Abstammung nicht nachvollziehen kann. Wenn Worch in seinen Geschichten von Verwandtschaft spricht, so meint er eine Seelenverwandtschaft, keine Blutsverwandtschaft. So heißt es in „Das Ich-Problem“:

„Baghira?“, fragte Djara scheu.

„Nein, Christian“, sagte ich. „Er war bei mir – in mir, in der Halle, aber jetzt ist er verschwunden. Ich fühle ihn zumindest nicht mehr. Was war das?“

„Eine Bewußtseinsprojektion.“ Ihre Stimme klang sachlich, fast geschäftsmäßig. „Er bediente sich Eures Geistes und Eures Körpers. Ihr müßt ihm nahe verwandt sein, Sir Christian, sonst wäre dieser Trick nicht gelungen.“

Also: scheinbar ist Worch in seinen Geschichten die Abstammung unwichtig. Für ihn ist es der Geist, der Verstand, der ein Wesen ausmacht, nicht sein Blut. Er scheint zwischen „biologischer Herkunft“ und „geistiger Herkunft“ zu unterscheiden.

**Worch:** Es ist folgendes. Ich betrachte mich nicht im eigentlichen Sinne als

### Christian Worch

Dissident,  
politisch Verfolgter der BRD,  
nationaler Oppositionspolitiker

#### Einschreiben

Landgericht, Pulda  
Strafabteilung  
Am Rosengarten 4  
36037 Pulda

DAILY MIRROR, Wednesday, April 12, 1974



Fantasy ist also faschistisch. Nach welchen Kriterien kommt Worch zu diesem Ergebnis? Vier Faktoren benennt er in diesem Artikel als die Kennzeichen des Faschismus. Dies sind der starke Nationalismus, die Autorität des Staates, die Mißachtung von Grundrechten und der Militarismus (dabei spricht er besonders von der Heroisierung einzelner Personen oder ganzer Volksgruppen). Dieselben Faktoren sieht Worch bei der Fantasy. Hier spricht er von Militarismus (besonders mit der Glorifizierung von Helden wie z.B. Conan), der Autorität des Staates („Die Grundkonzeption der meisten Fantasy-Werke muß also

Rassisten. Demzufolge interessieren mich die Details meiner biologischen Herkunft gar nicht sonderlich.

Wie sieht Worchs Menschenbild aus, wie die Personen, die er beschreibt? Schauen wir uns doch erst einmal Baghira an. Es heißt in „Das Ich-Problem“ über ihn:

*Es war das erste Mal, daß ich Baghira in seiner menschlichen Gestalt sah, obwohl ich ihn bereits als Panther gesehen und auch als reinen Geist gespürt hatte. Er entsprach ziemlich genau den Vorstellungen, die ich von ihm hatte: groß und schlank, doch in seiner Haltung und vor allem seinen Bewegungen mit einer gewissen katzenhaften Geschmeidigkeit ausgestattet. Er hatte ein schmales, allgemein etwas traurig wirkendes Gesicht, ebenmäßige Züge und beryllgrüne Augen, gekrönt von der hohen Stirn eines Dichters, Denkers und Träumers und eingerahmt von langen, schwarzen Haaren. Sein Körper ließ an ein Raubtier denken, blind, kampfbereit und blutgierig, sein Gesicht an einen verweichlichten Träumer, seine Augen aber an einen Weisen und Gelehrten.*

Ein gutaussehender Mann mit schwarzen Haaren und grünen Augen. Sicherlich kein Arier. Und die Frauen? Schauen wir uns eine Beschreibung aus „Der Schlüssel von Iblis“ an:

*Das Mädchen, das vor mir stand und mich direkt ansah, gefiel mir ausnehmend gut. Sie war fast so groß wie ich, aber ihre Figur wirkte so zerbrechlich schön und ätherisch wie eine chinesische Porzellanpuppe. Gar nicht puppenhaft, sondern von gesundem Braun war ihre Haut- und Gesichtsfarbe. Sie trug etwas, das wie ein moderner, bequem geschnittener Hosenanzug in mausgrau aussah, von dem ich aber sicher war, daß er in keinem irdischen Modestudio kreiert worden sein konnte. Darüber hatte sie einen faltigen, langen Kapuzenmantel von derselben Farbe an. Einen hübschen Kontrast zu dieser etwas strengen Farbgebung bildeten die schulterlangen Haare, die, rötlich braun und in Kupfertönen schimmernd, in weichen Wellen ihr Gesicht einrahmten. Ihre Augen waren meergrün, die Lippen anmutig geschwungen und glänzend rot, auch ohne Schminke – dessen bedurfte sie nicht.*

*Die Gesamtheit des Eindrucks war etwa so wie ein Sonnenstrahl an einem verregneten Urlaubstag, und ich hätte mich stehenden Fußes in sie verlieben können – wenn ich es nicht bereits einige Zeit vorher schon gewesen wäre.*

Rote Haare und grüne Augen. Eine schöne Frau, aber nicht gerade der nordische Typ. Und wenn man sich die Fremdrassen anschaut, die geschildert werden, so fällt es schwer, ein einfaches Muster für eine Freund-Feind-Zuweisung her-

Militärs aus? Worch selbst gibt zu, daß ihn dieses Gebiet fasziniert.

**Worch:** (...) *Erstens habe ich mich schon als sehr junger Mensch für Militärgeschichte interessiert. Mein erstes Interessengebiet war das Römische Imperium, und als ich das dann durch hatte, war mein nächstes Interessengebiet der Zweite Weltkrieg.*

Worch äußert sich in dem Interview auch zu einer Geschichte in Fortsetzungen, die im „Time Gladiator“ erschienen ist. Der Held

- 9 -

benswelt und auf die Rolle des Cherusker-Fürsten Hermann im Kampf gegen die römischen Besatzer sowie als Einiger der germanischen Stämme in diesem gemeinsamen Abwehrkampf aufmerksam machen.

Nach einiger Hetze gegen den Bund der Goden sowie gegen alles, was treu zu Heimat und Art steht, fühlte sich auch der Wirt zu antifaschistischer Tat berufen. In einem recht unfreundlichen Brief kündigte er den bereits zugesagten Saal, nicht ohne darauf hinzuweisen, daß eine Kopie der Saalkündigung an den Gaststättenverband und an die zuständige Kreispolizeibehörde ginge, womit die eigentlichen Urheber dieser "Absage" benannt sein dürften.

Wir möchten dieses "un-demokratische" Verhalten nicht unbelohnt lassen, hier die Adresse:

Romantik Hotel & Restaurant

Herr Watterkotte (übersetzt Wasserratte?)

Wer sich dort in der Nähe aufhält, kann dem Herrn ja mal zu soviel demokratische Gesinnung gratulieren.

auszuarbeiten. Hier sind eben nicht die Guten lichte Gestalten und die Bösen finstere Wichte. Einige Figuren wechseln die Seite oder entpuppen sich als völlig andere Charaktere. Scheinbar müssen wir also dem glauben, was Worch in seinen Geschichten über den Rassismus schreibt (Aus „Das schwindende Meer“):

*„Vergiß doch mal deine dummen Vorurteile!“, forderte sie mich barsch auf. „Wir Menschen haben keinen Grund, uns anderen humanoiden Rassen gegenüber so überlegen zu fühlen. Ich könnte dir ein halbes Dutzend nennen, die stärker und klüger sind und vor allem viel mehr von dem haben, was wir Menschlichkeit nennen.“*

So gern ich Worch rassistische Tendenzen in seinen Geschichten unterstellen würde – an den Passagen läßt sich das nicht belegen. Zumindest nicht, ohne daß ich über 90 % der gesamten Fantasy für faschistisch erkläre.

Wie sieht es mit der Rolle des

war dort ein weißer Söldner aus Südafrika. Dazu heißt es dort auch:

**Frage:** *Soweit ich mich erinnere, wehrt er eine Invasion auf die Erde ab. Mit sehr harten militärischen Mitteln, aber erfolgreich. – Das war also eine politische Geschichte?*

**Worch:** *Das war eine eindeutig politische Geschichte. Geschrieben nicht nur zu meiner persönlichen Entspannung, nicht, um irgendwelche Leute anzuwerben oder sonstwas. Mir ging es darum, Leute in eine Konfliktsituation zu bringen: Da ist auf der einen Seite eine Gestalt, die insbesondere wegen ihres weltanschaulichen Hintergrundes ablehnenswert erscheint, die andererseits aber eben durch geistige Überlegenheit besticht. Nach dem Motto: „Du darfst böse sein, aber du mußt dabei möglichst intelligent sein.“*

Ein interessantes Motto, denn es scheint auf alle Helden in Worchs Geschichten zuzutreffen. Sein Verhältnis zu Gewalt ist nicht distanziert. Eine Kampfszene in „Der Schlüssel von Iblis“ liest sich folgendermaßen:

**Anti-Antifa: Wie die Anti-Antifa in ihrer Praxis im INDEX arbeitete, belegt dieser Textauszug. Es wird nicht zur Gewalt gegen Herrn Watterkotte aufgerufen, aber man könnte den Text in dieser Richtung interpretieren. Und genau das dürfte wohl die Absicht des Verfassers gewesen sein...**

**(Adresse von uns geschwärzt.)**

*Ich war etwas schneller als sie und stellte mich ihr in den Weg, doch das brachte sie nur für einen einzigen Sekundenbruchteil aus dem Takt. Ihre rechte Hand fuhr auf mein Gesicht zu, Zeige- und Mittelfinger V-förmig ausgestreckt, während sie gleichzeitig das Knie hochriß, um es mir in den Unterleib zu bohren. Ich machte eine halbe Drehung, um dem doppelten Angriff auszuweichen und schlug dann zu.*

cocks Elric – wie dem ganzen Zyklus um den „Ewigen Helden“ – geht es um eine Schlacht zwischen den Göttern mit Abertausenden von Toten. Da wird ein Schlag wohl kaum ausreichen, um ein Werk zu verdammen. Interessant wäre die Theorie, daß Faschismus abhängig ist von der Zahl der Toten in einem Werk. Wir wollen diesen Gedanken nicht weiter verfolgen.

*weniger geeignet als vier Möbelpacker. Es auch kann Situationen geben, wo einem der ganze Intellekt überhaupt nichts nutzt, aber wo einem ein paar Muckis auf den Armen mehr was nutzen. Evolutionär gesehen weiß man im Endeffekt ja nie, welche von diesen Leuten überleben – die, die's im Kopf haben, oder die, die's in den Beinen haben, oder die, die's in den Armen haben.*

Anti-Semitismus:  
Offen wird nicht  
gegen die Juden  
oder gegen die  
Tatsache des  
Massenmords an  
den europäischen  
Juden gehetzt, das  
ist verboten. Ihre  
Meinung gibt die  
INDEX-Redaktion  
trotzdem eindeutig  
wieder...

### Zum 50. Jahrestag der "Befreiung" von Auschwitz

Eigentlich müßte hier ein Beitrag zu unserer Meinung über die angebliche Massenvernichtung von

Juden im dritten Reich stehen, aber in diesem Staat herrscht zu diesem Tabuthema ein

**Forschungsverbot**

**Redeverbot**

**Diskussionsverbot**

**Denkverbot**

**Schreibverbot**

**Meinungsverbot !**

Deshalb werden wir diesen Artikel hier nicht veröffentlichten. Nicht, daß wir dem Herrn Bubis nicht

gegen den Schlaf geraubt hätten, mit einigen Zahlen und Argumenten. Aber wir sind uns sehr sicher.

**Die Wahrheit läßt sich nicht ewig unterdrücken !**

*Früher einmal habe ich für ein halbes Jahr einen Judo-Kursus belegt, bis mir die Sache zu langweilig wurde. Später haben irgendwelche geduldigen Leute viel Zeit damit verbracht, mir die Grundzüge der infanteristischen Nahkampfausbildung der Bundeswehr beizubringen. Ansonsten habe ich keine Erfahrung in den gängigen Kampfsportarten, insbesondere in jenen nicht, die man mit bloßen Händen ausübt. Aber das ist meines Erachtens auch gar nicht nötig. Man schlägt eben einfach einmal zu, dabei die Faust leicht eindrehend – und gerade haltend, um sich nicht das Handgelenk zu verstauchen oder gar zu brechen – und möglichst viel Körpergewicht in den Schlag legend. Das reicht in der Regel, wenn man trifft. Und wenn man nicht trifft, ist auch die beste Schlagtechnik für die Katz'.*

*Ich traf.*

Sicherlich ist dies gewalttätig, aber für einen Fantasy-Roman nicht außergewöhnlich. Bei Moor-

Ein weiterer Punkt, der beim Lesen auffällt, ist Worchs Einstellung zu den Intellektuellen. Im Interview äußert er sich auch dazu:

*Worch: (...) Das ist ja auch eines der Faszinosen des Nationalsozialismus; das war ja auch der systematische Kampf gegen alte Klassenschranken. Das war genauso der Versuch der Verbindung beziehungsweise der gleichwertigen Darstellung des Arbeiters der Stirn und des Arbeiters der Faust. Ich würde den Teufel tun, mich in einem anderen als im intellektuellen Bereich einem ganz normalen Arbeiter als überlegen zu bezeichnen. Ich kann möglicherweise schneller denken als der und bin möglicherweise geeigneter, einen Prozeß zu führen und ein Interview zu geben oder tiefenpsychologische Studien anzustellen oder ein Flugblatt zu entwerfen, aber wenn es darum geht, daß mein Auto in einer Parklücke steht und es da rausgetragen werden muß, weil links und rechts einer davorsteht, dann sind Leute meinesgleichen vielleicht*

Worch als der große Gleichmacher, für den alle Menschen ihren Wert haben. Auch wenn dieser oft sehr unterschiedlich sein mag. Und wie sieht es in der echten Welt aus?

*„In Eurer Welt seid Ihr sein Schöpfer. Habt Ihr in Eurer Welt viel Macht und Einfluß?“*

*Ich mußte lachen. „Nein, im Gegenteil.“*

(Aus „Das Ich-Problem“). Worch als der mißverständene Idealist, der viel mehr sein könnte, als er eigentlich ist? Der mißverständene Halb-gott (Pardon), der in seinen Geschichten seine Phantasie ausleben kann – aber seine politische Überzeugung auf die Realität beschränkt. Ehrlich gesagt: Umgekehrt wäre es mir lieber.

Christian Worch trotzdem als der faschistische Verführer, der Rattenfänger, welcher über die Literatur Miträufel sucht? Sicherlich nicht. Der Stern hat schon vor Jahren „erkannt“, daß Christian Worch nur ein kleiner Trottel ist [Stern 9/94, S. 107]:

*So sitzt Worch oft allein am Schreibtisch und schreibt sich seine bizarren Phantasien von der Seele. Nur wenige Kameraden kennen seine „Weltenwanderer“ oder „Schale des Zorns“ betitelten Fantasy-Romane – ungelenke Mischungen aus Rassenkitsch und Allmachtsphantasien.*

Rassenkitsch und Allmachtsphantasien? Dem kann ich mich leider nicht anschließen. Die Geschichten sind gut lesbar, und teilweise sogar sehr gut lesbar. Als Fan-Autor ist er den meisten Konkurrenten – auch heute noch – überlegen. Seine Sprache ist schillernd, er kann Situationen gut schildern und seine Geschichten werden nicht langatmig. Aber muß ich deswegen seine politische Über-

zeugung teilen? Nein. Worch ist sicherlich ein Faschist, dem läßt sich nach seinen politischen Aktivitäten schließend, kaum etwas entgegenhalten. Aber seine Fantasy ist nicht faschistisch. Worch liebt Fantasy & SF. In „Die Schale des Zorns“ kann man nachlesen, daß er nicht nur immer wieder SF-Autoren erwähnt (hier Cherryh und Leiber), sondern auch schon früher Buchläden mit Sonderwünschen nach SF bearbeitet hat. Und:

*„Ich schreibe Fantasy, weil es mir Spaß macht. Für mich selbst. Auch als Sublimierung. (Literarischer Gewaltersatz, um den manchmal immensen Haß in mir kontrollieren zu können, ihn am Ausbrechen zu hindern). Wenn es ein Beruf wäre, ein Broterwerb, würde es mich nicht mehr so befriedigen.“*

(Aus einem Brief von Christian Worch an Klaus N. Frick vom 17. 10. 1995)

Christian Worch also als der böse Faschist, der hochwertige Fantasy-Geschichten schreibt. So leid es mir tut, ich kann nicht schreiben, daß die Geschichten faschistisch sind. Weil sie es nicht sind. Und ich bin auch gegen jede Form von „political correctness“, die mich erst zwingen könnte, das politische Denken eines Autors zu hinterfragen, bevor ich seinen Roman anfangen kann. Schon gar, weil das KEIN Leser tun wird. Fantasy soll unterhalten, mehr nicht. Unser Problem ist der Neofaschismus, nicht die Fantasy.

Und Worch selber? Politisch gefährlich, sicherlich. Literarisch gut zu lesen. Mehr nicht. Interessant wäre es, sich einmal psychologisch mit dem auseinanderzusetzen, was er „Das Ich-Problem“ nennt. Zwei Seelen in Christian Worch? Eine böse, dunkle faschistische und eine helle, Fantasy-lesende? Vielleicht. Er schildert dies ähnlich, und so will ich diese Abhandlung mit einem Zitat aus „Das Ich-Problem“ beenden:

*Das heißt, eigentlich – wenn ich es richtig bedachte, war die Gestalt des Baghira von Maggimore mehr als eine Romangestalt, sie war eine andere Existenz von mir, eine literarische Fluchtexistenz. Deshalb war ich auch zunächst geneigt, an einen neuen Traum zu glauben, genau so abstrakt wie mein erster Alptraum, aber weniger tödlich. Nur konnte es nach allen*

*psychologischen Erkenntnissen keinen Traum geben, in dem der Träumer sich des Traums bewußt war. Ich mußte also meine Besucher als real anerkennen, oder von mir voraussetzen, daß ich an einer kurzfristigen Bewußtseinsstörung litt. Das letztere ließ mein Egoboo natürlich nicht zu, also entschied ich mich für das erste.*



Christian Worch  
(rechts) zusammen  
mit Michael Kühnen  
(links im Foto).

# Das schwindende Meer



**Aus der Nähe betrachtet sahen die drei Typen ziemlich unangenehm aus. Das lag nicht an ihren engen Hosen, den knallig-bunten Hemden und den weißen oder giftgrünen Lederjacken. So etwas konnte man noch als Exaltiertheit oder modischen Exhibitionismus verstehen. In Poeseldorf laufen viele seltsame Gestalten herum.**

Aus der Nähe betrachtet sahen die drei Typen ziemlich unangenehm aus. Das lag nicht an ihren engen Hosen, den knallig-bunten Hemden und den weißen oder giftgrünen Lederjacken. So etwas konnte man noch als Exaltiertheit oder modischen Exhibitionismus verstehen. In Poeseldorf laufen viele seltsame Gestalten herum. Nein, was sie bedrohlich machte, waren die Schlagringe, die sie übergestreift hatten, häßliche Bügel aus Metall mit kantigen Buckeln. Und ich hatte dummerweise zu spät begriffen, daß sie es ausgerechnet auf mich abgesehen hatten. Eine überaus ärgerliche Situation, um so mehr, als ich keine Ahnung hatte, was die Leute von mir wollten. Lautlos bezeichnete ich mich als blöden Esel, stumpfsinnigen Schwachkopf und so weiter und so fort. Aber dieser Anfall von Selbstkritik half mir auch nicht weiter.

Normalerweise hätte ein solches Rekonstruieren mich nicht sonderlich beeindruckt: Ich hätte einfach den Revolver aus der Jacke gezogen und den Leuten damit klargemacht, daß sie ihr Glück lieber anderswo versuchen sollten. Hätten sie es getan, wäre alles in Ordnung gewesen. Und hätten sie die Warnung mißachtet, so wäre das ihr Pech gewesen und nicht meines. Aber der 38er lag irgendwo im heißen Sand der kaihärischen Wüste, lichtjahreweit von hier entfernt. Und ich hatte es bisher versäumt, für Ersatz zu sorgen. Ohne Waffenschein kann man in diesem so wunderbar freien Land leider nicht in den nächsten Laden gehen und sich ein solches Gerät kaufen.

Auch dieser Mangel wäre nicht schlimm gewesen, wenn ich nur ein bißchen früher geschaltet hätte.

Dann hätte ich nämlich einfach den klügeren Teil der Tapferkeit gewählt. Sie wundern sich? Ach, vergessen Sie doch bitte mal alle klischeierten Vorstellungen, die Sie von mir haben. Ich bin kein Schläger. Und solche primitiven Kämpfe stoßen mich ab – ich finde sie einfach unästhetisch. Natürlich spielt es dabei auch eine gewisse Rolle, daß ein Einzelner gegen drei Mann nicht gerade gut dasteht. Hätte ich zwanzig Meter Vorsprung gehabt, hätte ich den sofortigen Rückzug eingeleitet. Aber sie hatten sich bereits bis auf drei Schritt genähert, und das war zu wenig, um noch wegzurennen. Ich bin kein guter Läufer, und bevor ich es riskiere, von hinten niedergeschlagen zu werden, stelle ich mich lieber. Vorher aber wollte ich noch ein bißchen Theater spielen. Das ist zugegebenermaßen ekelhaft und fördert nicht unbedingt das Selbstwertgefühl, aber es hat den Vorteil, den Gegner einzulullen.

„Heh“, sagte ich, bemüht, so unsicher wie möglich zu sprechen. Ja, es gelang mir sogar, ein bißchen zu stottern. „Was wollen Sie von mir?! Ich habe Ihnen doch nichts getan!“

Der Wortwechsel blieb ein sehr einseitiger. Die Jungs sagten nämlich gar nichts. Nur der eine grinste bösaartig und leckte sich die Lippen, so, als säße er im Restaurant und ließe gerade ein appetitliches Mittagessen auftragen. Ich wich ein bißchen zurück – rückwärts natürlich, das Gesicht unverwandt nach vorne gerichtet und sie achtsam im Auge behaltend –, und sie folgten mir. Ihre Bewegungen waren lässig, aber nicht unaufmerksam. Der in der giftgrünen Lederjacke ging schneller, um mich von hinten zu

erwischen. Ich hatte nicht mehr viel Zeit.

„Was wollen Sie denn von mir?“, fragte ich weinerlich. Und dann war der Zeitpunkt gekommen, wo ich das kleine Ablenkungsmanöver beenden konnte. Ich machte noch einmal den Mund auf, als wollte ich etwas sagen, aber statt dessen stieß ich einen abgehackten Schrei aus und sprang den nächsten Mann an.

Ich hatte ihn überrascht. Das war schon mal etwas. Zwar bohrte er mir seine Faust nebst dem Schlagring zwischen die Rippen, doch dem Schlag fehlte der Schwung. Er tat weh, ohne mir die Luft aus den Lungen zu pressen oder mich anderweitig zu behindern. Und er machte mich so richtig schön wütend, wenn ich es bisher noch nicht gewesen war. Ich habe eine sehr hohe Auffassung von Fairness. Am liebsten wäre es mir, wenn ich ausschließlich nach einem ritterlich-starren Kodex kämpfen müßte. Aber so etwas kannten diese drei Figuren nicht, und folglich war es ein Gebot der Klugheit, meinerseits auch darauf zu verzichten. Ich stieß meinem Widersacher das Knie in die Genitalien.

Er grunzte überrascht und krümmte sich zusammen. Ich wollte ihn von mir stoßen, um mich wieder frei bewegen zu können. Leider war er nicht so dumm, wie ich gehofft hatte. Er klammerte sich nämlich an mich und zwang mich, ein paar Sekunden um mein Gleichgewicht zu kämpfen. Inzwischen hatte der zweite Lederjackenträger auch schon geschaltet. Immerhin schienen sie professionals zu sein, und das verpflichtete sie natürlich zu sauberer Arbeit – „sauber“ in Anführungsstrichen, versteht sich.

Er schlug einen rechten Haken, der einen mittelgroßen Ochsen gefällt hätte. Da ich keinen doppelten Kieferbruch in Kauf nehmen wollte, duckte ich mich, und rein zufällig traf dabei meine Denkerstirn die Nase meines ersten Gegners. Dafür traf der zweite mich. Zwar nur an der Schulter, aber das war schon schlimm genug: Der Schmerz war wie flüssiges Feuer, und ich hatte das Gefühl, mein lin-

## EINE ERZÄHLUNG VON CHRISTIAN WORCH

ker Arm sei gelähmt.

Wenigstens war die weiße Lederjacke Nummer eins zu Boden gegangen. Ich sprang über ihn weg und geriet dadurch in die Reichweite der giftgrünen Lederjacke. Er mußte vor dem Spiegel geübt haben: sein Kinnhaken war filmreif. Ärgerlich für ihn war nur, daß er nicht traf. Ich hätte ihm auch den Grund nennen können: man schlägt nach Möglichkeit nicht auf den Kopf. Das ist ein kleines und sehr bewegliches Ziel. Besonders bei jemandem, der meine leidlich guten Reflexe hat und der überdies eine Abneigung dagegen hat, sich ausgerechnet seinen wertvollsten Körperteil kaputtmachen zu lassen.

Doch das hier war ja keine Übungsstunde, und so fühlte ich mich auch nicht verpflichtet, ihn darauf hinzuweisen. Ich gab ihm nur praktischen Unterricht. Er bestand darin, daß ich ihm vor das Schienbein trat. Das ist überaus wirksam, auch wenn es zunächst einmal sehr primitiv aussieht. Ich habe Leute beobachtet, die einen mawashi-geri bis zur Zimmerdecke treten konnten und es dann doch bleiben ließen, weil ihr Standbein plötzlich nicht mehr mitspielte. Grüner Lederjacke ging es ähnlich. Sein Fall vermittelte mir ein Erfolgserlebnis, und ich dachte tatsächlich, daß die Show nun mehr oder minder gelaufen sei.

Errare humanum est. Sie war gelaufen, aber nicht ganz in meinem Sinne. Ich hatte mir nämlich zuviel Zeit genommen. Oder die weiße Lederjacke Nummer zwei war zu schnell. Zuerst war mir, als habe er ein Messer in meinen gar nicht so breiten Rücken gestoßen. Aber so mörderisch war er dann doch nicht vorgegangen. Er hatte mir nur seine schlagringbewehrte Faust in die Nieren geknallt. Dieser Umstand wurde mir allerdings erst geraume Zeit später bewußt. Vorläufig war ich nämlich vollauf mit mir selbst beschäftigt. Ich fiel auf den Typ mit der grünen Jacke, was ihn ebensowenig wie mich erfreute. Und dann tauchte von irgendwoher ein Maultier auf und trat mir an den Kopf.

Jetzt werden Sie sich bestimmt

sagen, daß das ein ziemlich eindrucksvoller Anfang für mein neuestes abenteuerliches Erlebnis war. Aber bevor Sie mich verdächtigen, zu übertreiben oder ein schlechter Schreiberlin zu sein, will ich Sie warnen: gegen all das, was noch folgen sollte, war dieser erste Akt geradezu komisch. Die Dramatik begann erst einige Zeit später. Vorher aber war das Schicksal so freundlich, mir noch eine kleine Ruhepause zu gönnen. Wäre ich nicht bewußtlos gewesen, hätte ich das zu würdigen gewußt.

Jemand legte mir ein kühles Tuch auf den schmerzenden Kopf und weckte damit meine Lebensgeister wieder auf. Glücklicherweise funktionierte mein Gehirn noch halbwegs gut. Ich verzichtete auf die sinnlosen Fragen „Wo bin ich?“ oder „Was ist passiert?“, wie man sie in den einschlägigen Kinofilmen immer hören kann. So etwas ist doch lebensfremd. Wenigstens für meinen Geschmack. Statt dessen strengte ich meinen etwas erschütterten Schädelinhalt an und kam zu dem Ergebnis, daß die akute Gefahr vorüber sein mußte. Ich konnte mir wenigstens nicht vorstellen, daß die Schläger so schizophren waren, sich nach ihrem brutalen Überfall nunmehr als hilfreiche Samariter zu betätigen. Also konnte ich es mir leisten, die Augen aufzumachen und mich erst einmal zu orientieren.

Ich machte die Augen sehr schnell wieder zu. Das, was ich sah, gefiel mir überhaupt nicht. Oder richtiger gesagt: es hätte mir sogar sehr gefallen, wenn ich nicht davon überzeugt gewesen wäre, daß es sich um eine Illusion handeln mußte. Vielleicht waren meine cerebralen Funktionen doch nicht ganz so einwandfrei, wie ich das in meiner üblichen Überheblichkeit vorausgesetzt hatte. Dieser Tritt gegen den Kopf konnte meinen empfindlichen Denkapparat leicht erschüttern haben.

„Christian“, sagte jemand mit einer Stimme, die haargenau zu der Illusion und zu meiner Erinnerung paßte. Gleichzeitig strichen sanfte Finger mir leicht über das Gesicht.

Verdammnis, sagte ich, wenn das schon ein Traum ist oder ich verrückt geworden bin, will ich es wenigstens genießen. Dank meiner halbwegs guten Bildung kam mir ein Zitat von Shakespeare in den Sinn: Ist dies ein Traum, so laß“ mich nie wieder erwachen. Ich machte also zum zweiten Mal die Augen auf, entschlossen, mich der Realität oder meinetwegen auch Nicht-Realität zu stellen.

Selbige hieß Djara und sah immer noch so reizend aus wie bei unserer letzten Begegnung. Ihr Lächeln machte sie noch hübscher, und der Umstand, daß es mir galt, reduzierte meine Schmerzen auf ein erträgliches Maß.

„Was ist los?“, fragte ich, in meiner Verwirrung nun doch die klischeehafte Kino-Frage stellend. „Wo bin ich?“

„Wo anders als in Caer Maggimore auf Arkai?“, stellte sie amüsiert die rhetorische Gegenfrage.

„Hast du mich hergeholt? Oder Baghira?“ Mein Geistbruder hatte die lobenswerte Angewohnheit, immer dann seine hilfreiche Hand auszustrecken, wenn ich es gerade nötig brauchte. Es gab kaum etwas, das ich ihm nicht zugetraut hätte – im positiven Sinne, versteht sich. Aber diesmal schien ich mich glattweg geirrt zu haben, denn Djara schüttelte den Kopf.

„Du bist von selbst gekommen. Plötzlich warst du hier, blutend und bewußtlos. Baghira meint, es müsse eine instinktive Reaktion gewesen sein. Du warst in einer bedrängten Lage, oder?“

Damit hatte meine nicht nur hübsche, sondern auch kluge Freundin den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Gelobt seien solche Instinkte“, murmelte ich. Sie half mir, mich aufzurichten. Mir war weder übel noch schwindelig, und der Schmerz führte ein Schattendasein am Rande meines Bewußtseins. Dabei hätte ich schwören können, für die nächste Zeit krankenhausreif zu sein. Vermutlich war Baghira dafür verantwortlich, daß mein Zustand nicht so war, wie er den Naturgesetzen nach hätte sein müssen. Er kannte eine Menge Tricks, und die

meisten davon waren sehr praktisch. Und überdies befanden wir uns auf Arkai, auf der Welt an der Spitze der Raum-Zeit-Spirale. Hier waren Dinge möglich, die man anderswo als Zauberei betrachtet hätte. Ich lachte. Was die Schläger wohl gedacht haben mochten, als ihr Opfer sich unter ihren Fäusten plötzlich in Luft aufgelöst hatte? Das war bestimmt der eleganteste Rückzug seit den Schlachten zwischen Karl X. und dem Grafen von der Schulenburg vor mehr als zweihundert Jahren.

„Fühlst du dich in Ordnung?“

„Ja“, sagte ich. „Wenn ihr hier ein Sanatorium aufmachen würdet, könntet ihr jede Menge Geld verdienen.“

Djara lachte und drückte mir ein paar Kleidungsstücke in die Hand. Es waren bequeme Hosen und eine kurze Tunika, wie die meisten Arkaiier sie trugen. Und natürlich waren die Sachen schwarz, weil Schwarz Baghiras und meine Farbe war.

„Ich lasse dir ein Bad ein. Dann kannst du dich erst mal säubern und umziehen. Und anschließend möchte der Fürst dich sehen.“

„Okay“, erwiderte ich, „aber ganz so brandeilig wird es doch hoffentlich nicht sein?“

„Wieso?“

Ich streckte die Hand nach ihr aus. Sie ließ sich von mir auf die Bettkante ziehen.

„Ein bißchen Zeit haben wir“, murmelte sie, bevor wir beide Besseres zu tun hatten als zu reden. Wir hatten einander recht lange nicht mehr gesehen. Das alte Feuer war keineswegs erloschen, sondern lechzte gierig nach neuer Nahrung. So kam es, daß wir mehr als nur ein bißchen Zeit brauchten. Aber ich war sicher, daß mein hiesiges alter ego, mein Bruder im Geiste, dafür volles Verständnis haben würde.

Baghira empfing mich in seiner Bibliothek. Der Raum war etwa so groß wie alle Zimmer eines Einfamilienhauses zusammengerechnet, und kein einziger Fleck der hohen Wände war noch frei. Sie waren allesamt mit Regalen ausgefüllt, in denen Bücher unterschiedlichster Form und Größe standen. Insgesamt mochten es zehn- oder zwanzigtausend sein – ich konnte es nicht einmal grob abschätzen. Ein beneidenswerter Schatz, insbeson-

dere auf Arkai, wo es zwar vielfältige Wunder gab, jedoch Druckmaschinen unbekannt waren. Das bedeutete, daß ein jeder einzelne Band vom ersten bis zum letzten Wort von Hand geschrieben war, wie im Mittelalter in den irdischen Klosterbüchereien. Es war kaum vorstellbar, welche Arbeitszeit in diese bibliographischen Kunstwerke investiert worden sein mußte. Ich hätte hier gerne mal ein paar ungestörte Tage verbracht, aber das war natürlich vollkommen unmöglich. Nicht, weil es mir an Zeit mangelte oder Baghira diesen seinen Schatz eifersüchtig gehütet hätte. Seine Bibliothek umfaßte Werke in hundert mir unbekannt Sprachen, und die verwendeten Alphabete oder Transkriptionssysteme waren so fremdartig und

---

**„Ein bißchen Zeit  
haben wir“,  
murmelte sie, bevor  
wir beide Besseres  
zu tun hatten als  
zu reden.**

---

kompliziert wie Chinesisch. Baghira lächelte, als ich ihn fragte, ob er sie alle kenne.

„Natürlich“, erwiderte er. Und als ich ein wenig nachdachte, wurde mir klar, daß das die einzig richtige Antwort war. Er war uralte und unsterblich, und sein Gedächtnis war so perfekt wie die Speichereinheit eines Computers. Wenn ich mir das vergegenwärtigte, wurde mir ein bißchen schwindelig. Und doch war er mir in anderer Weise so nahe, so verwandt, daß wir als Brüder hätten gelten können. Es war ein Wunder, das ich vermutlich nie wirklich verstehen würde.

„Du kamst unerwartet“, sagte er, während er aus einer kristallinen Karaffe dunklen Wein in zwei Kelche goß. „Aber durchaus nicht unerwünscht. Abgesehen davon, daß ich mich immer freue, dich als Gast begrüßen zu dürfen – ich brauche deine Hilfe.“

„Bei deinem letzten Auftrag bin

ich dreimal in Lebensgefahr geraten“, sagte ich und ließ den Wein im Glas kreisen. „Oder viermal; ich habe irgendwann nicht mehr richtig mitgezählt. Was hast du jetzt mit mir vor?“

„Eine Sache, die ungleich viel wichtiger und leider auch riskanter ist.“ Er nippte an seinem Glas, und ich tat es ihm nach. Die rubinrote Flüssigkeit schmeckte wie alter Beaujolais. Wenn ich nicht auf Arkai gewesen wäre, hätte ich geschworen, er hätte ihn von der Erde importiert. Baghira nahm ein diesbezügliches Kompliment lächelnd entgegen, bedankte sich und fuhr sachlich fort:

„Wenn du mir hilfst, ist dein Tod unvermeidlich.“

Ich verschluckte mich an dem Wein, dessen Bukett ich gerade noch gerühmt hatte. Jetzt drohte es mich zu ersticken.

„Du brauchst nicht zu lachen“, sagte mein Geistbruder. „Ich scherze nicht.“

Mit einer nicht unbeträchtlichen Anstrengung schaffte ich es, meine Atemfrequenz zu normalisieren und den Schluckauf zu verdrängen.

„Du überforderst mich. Das kann ich einfach nicht glauben.“

„Wie du möchtest. Laß mich die Geschichte erzählen und entscheide dann, was du davon hältst.“ Er lehnte sich im Sessel zurück und kniff die Augen zusammen. „Du weißt, daß wir uns im Krieg befinden, gegen Charon von Iblis, den Herrn der Dunklen Tore auf dem Mars. Durch unseren Sieg bei Kaihara – nicht zuletzt dank deiner Beteiligung – haben wir ihm eine Schlappe zugefügt und seinen Vormarsch erst einmal gestoppt. Jetzt sammelt er neue Kräfte, um den nächsten Überfall auf unsere Verbündeten oder eine Stützpunktwelt vorzubereiten. Ich möchte ihm ein wenig zuvorkommen. Charon denkt, daß er auf seiner eigenen Welt so unangreifbar sei wie die Großräumer auf Arkai. Im Prinzip hat er damit recht. Würde ich ein Heer durch die Tore schicken, wäre es unweigerlich verloren. Würde ich es selbst anführen, könnte ich von den wichtigsten meiner Fähigkeiten keinen Gebrauch machen und wäre beinahe so hilflos wie jeder normale Sterbliche. Ich kann nur einen einzelnen Mann oder eine ganz kleine Gruppe losschicken. Auf deiner Welt würde

man das wohl ein Kommandounternehmen nennen.“

„Ja“, sagte ich. „Und Leute, die so etwas machen, sind hochwertige Profis. Sie haben Waffen, die den Kampf eines Einzelnen gegen eine Übermacht ermöglichen, und Sprengstoffe, mit denen sie einen beinahe unglaublichen Schaden anrichten können. Was haben wir?“

„Mehr als nichts. Auf dem Mars ist die Magie des Feindes wirksam, und meine – unsere – nützt nicht mehr als das Stammeln eines Verrückten. Aber es gibt eine Beschwörung, die angewendet werden kann, weil es der Gegenzauber zu etwas ist, das Charon oder seine Verbündeten vor langer Zeit bewirkt haben. Der Mars ist ziemlich trocken. Auf seiner nördlichen Halbkugel gibt es nur noch ein einziges Meer, und das trocknet von Jahr zu Jahr mehr aus. Für den Herrn von Iblis ist das ein Vorteil. Bald wird es eine sichere Landbrücke zwischen seinem Reich und Shainsa und Ihkla geben. Dann steht ihm der Weg nach dort offen. Er kann die Ruinen in der Staubwüste besetzen, das Atlantis-Tor öffnen oder die Chieri aus den Banshee-Schwingen vertreiben. Oder alles gleichzeitig. Vermutlich kannst du mit diesen Informationen nicht viel anfangen, aber eins glaub mir: Anschließend wäre Charon der unumschränkte Herrscher des halben Planeten.“

„Ich dachte, er hätte jetzt schon diese ganze Welt unter seinem Zepher.“

„Aber nein. Er hat ihn und er hat ihn nicht. Seine Lage ist etwas kompliziert. Der Mars ist eine alte Welt, fast so alt wie Arkai. Charon gelangte durch Zufall dorthin, machte sich in Iblis breit und erweiterte sein Einflußgebiet langsam und stetig. Er könnte jedes andere Reich auf dem Mars vernichten, wenn er die Dunklen Tore öffnen würde. Dazu aber gibt es nur zwei Möglichkeiten. Er braucht einen Schlüssel – und den bekommt er nicht, so lange wir es verhindern können. Oder er muß die Tore aufbrechen. Doch das Risiko ist zu groß für ihn, weil er die Mächte dahinter ohne den Schlüssel oder andere wirksame Hilfsmittel nicht kontrollieren kann. Also nützt sein okkultes Wissen ihm nicht so viel, daß er auf seine Heere verzichten könnte. Und die sind nicht unüberwindlich.“

„Groß ausgedrückt: Du willst ihm das Haus über dem Kopf anzünden, damit er nicht vorher bei dir selbst einbricht.“

„So sieht es aus“, stimmte Baghira zu. „Ich habe einen Zauber, der das Schwindende Meer wieder füllt. Die Folgen für Charon sind schlimm, aber ganz so einfach ist die Sache auch wieder nicht.“

Nein, einfach waren die Probleme nie, mit denen Baghira sich herumzuschlagen hatte. Das kannte ich bereits aus leidvoller Erfahrung. Und ich hatte ganz das Gefühl, als ob diesmal wieder ich es sein würde, der sich damit herumzuschlagen hatte. Er bestätigte mir das sogleich:

„Es gibt nicht viele Menschen, die geeignet sind, eine solche Beschwörung herbeizuführen. Ich

---

**„Besessenheit“,  
sagte ich, erstaunt,  
daß ich über solche  
Dinge beinahe  
emotionslos reden  
konnte.**

---

selbst könnte es, aber wenn ich auch nur einen Fuß auf den Mars setzte, wüßte Charon sofort Bescheid, und damit wäre der Plan verdorben. Also brauche ich ein alter ego von mir, eine Parallel- oder Alternativgestalt, die mir ähnlich genug ist und doch ausreichend verschieden. Du wärst mir am liebsten. Es gibt noch ein paar andere potentielle Kandidaten, aber sie haben nicht die geringste Erfahrung mit solchen Missionen, während du die Anfangsgründe der Traummagie kennst und schon die Weltenstraßen benutzt hast.“

„Gut“, sagte ich. „Und was hätte ich zu tun?“

„Es gibt ein offenes Tor auf dem Mars, das Charon nicht kontrollieren kann. Dich – und einen Begleiter – könnte ich unschwer einschleusen. Leider liegt das Tor weit im Norden, ihr müßtet euch durch Hunderte von Meilen öden und meist feindlichen Gebietes durch-

schlagen. Dann müßtet ihr noch eine kleine Insel im Schwindenden Meer erreichen. Von diesem Eiland aus – und von keiner anderen Stelle sonst – kann der Zauber gewirkt werden. Und damit beginnt das Problem: wenn das Wasser zurück kommt, wird auch die Insel überschwemmt.“

„Ein Himmelfahrtskommando“, sagte ich tonlos.

„Das und nichts anderes.“

Ich leerte mein Weinglas mit einem Zug. Das beruhigte mich ein bißchen. Außerdem wollte ich mir eine Zigarette anzünden, mußte aber feststellen, daß ich keine bei mir hatte. Und auf Arkai war dieses mein Laster unbekannt. Also ließ ich mir noch etwas von dem Vielleicht-Beaujouis einschenken.

„Das ist doch ein bißchen viel verlangt“, sagte ich abweisend.

„Beruhige dich.“ Baghira lächelte. „Ich bin noch nicht fertig. Dein Körper würde unweigerlich sterben. Aber der Mars ist ein Ort mächtiger Kräfte. Dein Geist – deine Seele oder dein Bewußtsein oder wie du es nennen möchtest – kann dort auch ohne die schützende Hülle aus Fleisch existieren. Du brauchst nur einen Träger.“

„Besessenheit“, sagte ich, erstaunt, daß ich über solche Dinge beinahe emotionslos reden konnte. Aber noch befanden wir uns auf der Ebene rein theoretischer Erörterungen. Und ich hatte vor, es mit der Praxis gar nicht erst zu versuchen.

„Auf deiner Welt hat man es früher so genannt. Mit der fortschreitenden Technisierung haben diese Phänomene nachgelassen.“

„Aber das wäre kein Leben“, wandte ich protestierend ein.

„Ich stimme deiner Definition zu. Sofern es sich um einen Dauerzustand handeln würde. Sobald du beziehungsweise ihr nach Caer Maggimore zurückkommt, könnte ich dir einen neuen Körper geben. Einen, der mit deinem alten in allen Punkten identisch ist.“

„Das ist unmöglich!“

„Unmögliches kann ich sofort erledigen, nur Wunder dauern bei mir etwas länger“, spottete Baghira. Abermals leerte ich mein Weinglas und spürte, wie der Alkohol mich entspannte. Nach dem, was ich in den letzten Minuten gehört hatte, konnte ich so eine Stärkung gebrauchen. Baghira erläuterte die Sache näher, bemüht, Worte zu finden,

die mir den für mich fremden Vorgang verständlich machen konnten.

„Ein Wissenschaftler deiner Welt würde es Cloning nennen. Nur verwende ich dazu kein biochemisches Verfahren, sondern eine spezielle Form von Magie. Der Grundstoff ist ein Traum, ein Gedanke, eine Illusion. Ich fülle sie mit Materie. An einem Ort wie Arkai kann ich das perfekt. Hast du dich schon mal gefragt, warum ich fast unsterblich bin, obwohl ich gelegentlich ein höchst abenteuerliches Leben führe?“

Ich erinnerte mich, daß ich ihn einmal sogar – in der Inkarnation eines schwarzen Panthers – hatte sterben sehen. Und trotzdem war er – dann in seiner menschlichen Gestalt – wenige Tage später quicklebendig wieder aufgetaucht. Und außerdem kamen mir ein paar Bemerkungen in den Sinn, die er früher gemacht hatte. Ich hatte sie damals nie richtig verstanden und zumeist auch keine Gelegenheit gehabt, weitere Fragen zu stellen. Oder ich hatte es einfach akzeptiert, weil es ihn und nicht mich betraf und er ja wissen mußte, was er tat. Jetzt aber war nicht sein Leben der Einsatz in diesen komplizierten Spielen, sondern meines.

„Und dieses Duplikat – würde es nicht schizophoren werden, wenn es plötzlich zwei Geister in seinem Kopf hätte? Auch wenn beide meine eigenen wären?“ Die Frage faszinierte mich, kaum daß ich sie gestellt hatte. Für einen Psychologen wäre das ein Studienobjekt par excellence. Aber für mich ... Was sagt ein normaler – oder halbwegs normaler – Mensch, wenn er plötzlich einen Zwilling hat, jemanden, der ihm nicht nur äußerlich, sondern auch geistig hundertprozentig gleicht, ja, aufgrund derselben Erfahrungen mit ihm identisch ist? Und was passiert erst, wenn man zwar einen solchen Zwilling hat, sich aber mit diesem ein und den selben Körper teilen muß, gefangen in einem Gehirn, das für zwei Menschen nun mal zu eng ist? Schizophrenie wäre noch die harmloseste der sich ergebenden Möglichkeiten.

„Dein Abbild wäre geistlos, eine Hülle, die zur Vollständigkeit nur noch dein körperloses Ich brauchen würde. Von daher würde sich kein Problem ergeben.“

Ich drehte den Gedanken hin und her und konnte keine

Schwachstelle finden. Es war einfach nur eine Frage des Vertrauens. Konnte Baghira alle diese Wunder bewirken, war das Risiko kalkulierbar klein. Konnte er es nicht, war ich tot. Ich blickte ihn an und sah in seinem Gesicht wie in einem leicht verzerrenden Spiegel mein eigenes. Nein, er log mich nicht an. Er konnte es nicht. Er und ich waren wie Brüder, oder mehr als das. Er war sich seiner Sache verdammt sicher, und dieses Bewußtsein übertrug sich auch auf mich. Ich wäre mich innerlich nochmals mit dem Wein auf, murmelte einen Fluch und sagte dann entschlossen: „Ich bin dabei!“

Baghira zeigte weder Freude noch Überraschung. Er hatte es gewußt, sicherlich von dem Augenblick an, da er die Nachricht von meinem plötzlichen Erscheinen erhalten hatte. Oder sogar noch früher. Vielleicht hatte er all dies schon vor unserer ersten Begegnung geahnt und es bisher nur noch nicht für klug gehalten, mir etwas davon zu erzählen. Er lächelte, als habe er meine Gedanken gelesen und halte sie für amüsant. Ob sie zusätzlich noch richtig waren, ließ er sich nicht anmerken.

„Wer wird mein Begleiter sein?“

„Ich hatte an Djara gedacht.“

„Muß das sein?“, fragte ich unwillig. Ich sah es nicht gerne, daß sie sich in eine beträchtliche Gefahr begab. Natürlich war das, objektiv gesehen, dummer Chauvinismus. Sie war imstande, recht gut auf sich selbst aufzupassen, vielleicht sogar besser als ich. Aber Verliebte sind eben ein bißchen überängstlich, und ich machte da traurigerweise keine Ausnahme. Zudem gab es da noch einen anderen Aspekt, der mich störte. Auf dem Rückweg würde ich ihren Körper als Asyl benutzen müssen. Ein Mann im Leib einer Frau – eine irritierende Vorstellung. Natürlich auch mit einem gewissen obszönen Reiz... Aber die Abneigung dagegen war weit stärker als der pervertierte Gedankensplitter. Fritz Leiber kam mir in den Sinn, denn nicht nur ein viel besserer Schreiber ist als ich, sondern zudem noch promovierter Psychologe. Er hatte mal gesagt, unsere Libido habe doch einen erbärmlichen Geschmack. Manchmal konnte ich ihm beim besten Willen nicht widersprechen.

„Es wäre die beste Lösung“,

beantwortete der Lord von Maggimore meine Frage. „Es kommt nur jemand in Betracht, der dir ausreichend nahesteht. Ich will keinen Außenstehenden von deiner Heimatwelt in die Sache hineinziehen. Djara ist klug und zäh. Sie hat eine gute Chance, allein vom Meer zum Atlantis-Tor zurückzukommen. Besonders, wenn nach Erfüllung deines Auftrages ohnehin ein leichtes Chaos herrscht.“

„Das gefällt mir nicht sonderlich.“

„Es ist anders, als du es dir vorstellst. Du wärest in ihrem Kopf nur ein Beobachter. Du könntest dich sogar vollständig zurückziehen, wenn du willst. Dann würde keiner von euch die Anwesenheit des anderen richtig wahrnehmen. Für dich wäre es wie ein Schlaf.“

„Ein Schlaf, der mehrere Tage oder Wochen dauert?“

„Vergiß nicht: du bist in dem Fall körperlos. So kannst du tausend Jahre schlagen und es anschließend für nicht mehr als eine Stunde halten. Abgesehen davon, daß das Leben außerhalb natürlich weitergeht und sich ständig wandelt.“

Trotz der angenehmen Temperatur fröstelte ich. Ich dachte an alte Märchen von der Erde, an Menschen, die den Zugang zu einem Elfenhügel gefunden und dort eine Nacht verbracht hatten. Und als sie aus dieser Anderwelt zurückgekommen waren, waren ihre Kinder weißhaarige Greise gewesen, während sie selbst sich nicht verändert hatten. Ob diesen Mythen doch ein wahrer Kern zugrundelag? Und ob es – nicht auf der Erde, sondern anderswo, beispielsweise in Charons Reich – dergleichen noch immer gab? Der Gedanke an die Zeit lastete auf mir wie ein schweres, körperlich fühlbares Gewicht. Sie war so relativ, von mir nur subjektiv wahrnehmbar... Und doch war sie begrenzt, verrann unaufhörlich von einer Sekunde zur anderen: Shakespeare: „Zwei Stunden näher meinem Grab bin ich seither...“ Alles bewegte sich vorwärts, auf eine Art Ziel zu, und das letzte Ziel eines jeden Dinges oder Wesens war Untergang und Tod. Ich schüttelte schnell den Kopf. Man fühlt bei solchen Gedanken ja förmlich, wie die Knochen sich in Staub verwandeln!

Aber hier ging es nicht um hundert oder tausend Jahre, sondern

allenfalls um einen Monat. Das machte mir wieder Mut.

„Ich bin einverstanden, vorausgesetzt, Djara ist es auch.“

„Sie hat bereits zugestimmt.“ Baghira fing einen Gedanken von mir auf und ging darauf ein, obwohl ich ihn nicht ausgesprochen hatte: „Sie hätte auch an dieser Unterredung teilnehmen können, aber ich dachte, es wäre dir vielleicht lieber, das erst einmal mit mir alleine zu erörtern.“

Seine Rücksichtnahme war so groß wie gewöhnlich, und es fiel ihm leicht, weil er sich so vollkommen in mich hineinversetzen konnte. Ich streckte ihm meine Hand entgegen, obwohl ich sonst eine beinahe abergläubische Scheu hatte, ihn zu berühren, als wollte ich es nicht riskieren, ein Traumbild zu trüben.

„Ich bin dabei“, sagte ich entschlossen.

Zwei Tage später waren wir zum Aufbruch bereit. Baghira hatte unsere Ausrüstung mit großer Sorgfalt zusammengestellt: nicht zu umfangreich, damit sie uns nicht behinderte, und doch groß genug, um möglichst viele Schwierigkeiten überwinden zu können. Natürlich waren wir nicht unbewaffnet. Die Waffenkammer von Caer Maggimore war der Traum eines jeden Sammlers – es gab dort kaum ein Mordinstrument, das es nicht gab ... Ich hatte mir eine Klinge ausgesucht, die von Länge und Gewicht her meinem Säbel entsprach, aber nicht gebogen, sondern gerade war. Djara hatte sich mit einem langen Dolch begnügt und zusätzlich noch eine Davidschleuder eingesteckt. Das hatte mich zu ein paar spöttischen Anmerkungen gereizt – hauptsächlich auch deshalb, weil ich mit so einem Ding nicht hätte umgehen können, ohne erst einmal mich selbst und dann vielleicht meinen Gegner in Lebensgefahr zu bringen. Andererseits mußte ich einräumen, daß so eine primitive Schleuder nützlich sein konnte – schon die Bibel legte davon ein Zeugnis ab. Wie auch immer: unsere Armierung war nicht so eindrucksvoll, daß wir damit einen Privatkrieg hätten führen können. Aber das war auch nicht unsere Absicht. Oberster strategischer Grundsatz war vielmehr, lieber wegzulaufen als sich zu schlagen –

weil wir in letzterem Fall sehr leicht hätten erschlagen werden können. Eine solche Einstellung mag nicht sehr heroisch klingen, aber sie hat auch unbestreitbare Vorteile.

Der Lord von Maggimore begleitete uns zum Ausgangspunkt unserer Reise. Das Tor seiner Burg lag im tiefsten Kellergewölbe, der sicherste und zugleich wichtigste Punkt des ganzen Gebäudes, Maggimores direkte Verbindung zu der unermesslich vielfältigen Außenwelt der Raum-Zeit-Spirale. Es gab keinen Planeten im ganzen Universum, der von hier aus nicht zu erreichen gewesen wäre. Und dennoch waren keine umfangreichen Apparaturen nötig. Die Leute von der NASA wären vor Neid gelb geworden, wenn sie das hätten sehen und vor allem verstehen können. Da waren zwei Säulen an der Stirnseite des Raumes, hinter ihnen nackter, gewachsener Fels, zwischen ihnen ein Vorgang von etwas, das ich allenfalls als dunkles Licht beschreiben kann. Es war schwarz, und zwar so intensiv schwarz, daß es nicht allein wie die totale Abwesenheit von Helligkeit wirkte, sondern wie eine Umkehrung davon. Ein kühler Hauch lag über all dem, mehr geistig als körperlich spürbar, und obwohl es nicht meine erste interdimensionale Reise war, fühlte ich mich beklommen. Baghira lächelte uns aufmunternd zu, aber selbst er verlor in dieser düster geheiligten Umgebung kein überflüssiges Wort. Er öffnete nur den Mund, um eine lange und äußerst komplizierte Beschwörung zu murmeln. Dann machte er eine auffordernde Handbewegung. Mein Herz klopfte schneller. Es war so weit. Wir machten einen Schritt ...

... und traten aus der Wand heraus in einen anderen Raum. Es war ungefähr so, wie der erste amerikanische Astronaut auf dem Mond gesagt hatte: Ein kleiner Schritt für mich, aber ein großer für die Menschheit. Der Naivling! Er hatte rund dreihunderttausend Kilometer zurückgelegt, um diesen Schritt von der Leiter der Fähre auf den Boden des Erdtrabanten machen zu können. Für ihn mag das viel gewesen sein. Aber dreihunderttausend Kilometer sind eine Strecke, die ein Lichtstrahl im Vakuum in gerade einer Sekunde zurücklegt. Die Distanz, die wir überbrückten, war mehrere Milliarden mal so groß.

Und was vielleicht noch wichtiger war: gleichzeitig verschoben sich die Grenzen der Zeit für uns, wurden durchlässig und führten uns in ein Universum, das mit dem meiner Heimat Erde ebenso wie mit dem von Baghiras Welt Arkai nicht mehr viel gemein hatte.

So verließen wir Caer Maggimore und betraten den Tempel des Atlantis-Tores auf der nördlichen Mars-halbkugel, an der Grenze des Reiches von Thai-Ihkla, ungefähr zwischen der Staubwüste und dem +dland gelegen.

Der Tempel war verlassen, dunkel und kühl – genauso, wie man in den gängigen Horrorfilmen derlei Kultstätten sehen kann. Der lange Saal wurde von zwei Reihen Standbildern flankiert, nichtmenschliche Kreaturen, deren steinerne Gesichter uns mit einer Bösartigkeit anstarrten, die nicht hundertprozentig leblos war. Wir machten, daß wir hinaus kamen. Draußen war es nicht viel wärmer. Der Mars ist eine unwirtliche Welt. Natürlich ist er nicht ganz so lebensfeindlich wie der irdische Schwesterplanet unseres eigenen Universums, sonst hätten wir ohne Druckanzüge und eine wirksame Heizung keine drei Minuten überlebt. Aber obwohl diese Welt eine atembare Atmosphäre, eine ausreichende Schwerkraft und ein etwas besseres Klima hatte als der unseren Astronomen so gut bekannte Mars im irdischen Sonnensystem, war es kein Ort, an dem ich mich gerne niedergelassen hätte. Um ehrlich zu sein: vom ersten Augenblick an sehnte ich den Zeitpunkt herbei, wo wir ihn wieder verlassen konnten.

Wir? Ich korrigierte mich insgeheim. Von diesen zwei Körpern würde nur einer zurückkehren, und zwar nicht der meine ... Der Gedanke war entmutigend, und ich schob ihn schnellstmöglich in mein Unterbewußtsein zurück.

Der Tempel lag am Ende einer sehr unregelmäßig gepflasterten Straße, die nach Osten führte. An ihrem Ende, sechs oder sieben Tagesreisen entfernt, lag Thai-Ihkla, die Stadt des Mondsteins und die wichtigste Metropole in einem ziemlich großen Umkreis. Unser Ziel aber lag in einer ganz anderen Richtung. Wir wanderten querfeldein, uns dabei nach Südwesten haltend. Eine genaue Karte des Mars befand sich nicht einmal in

# Das schwindende Meer

Baghiras sonst hervorragendem Archiv. Wir wußten nur, daß weiter im Süden eine seltsame künstliche Barriere verlief, die der Kanal genannt wurde. Unseren Informationen zufolge gab es keine sichere Möglichkeiten, ihn zu überqueren. Also mußten wir ihn umgehen, an seinem nächstgelegenen Ende. Und das war schätzungsweise hundert Kilometer von hier entfernt, an der Grenze zwischen dem -dland und der Staubwüste, die früher zu Garl-eth-tha-bar gehört hatte.

Ich will mir keine Faulheit nachsagen lassen. Ein Spaziergang an der Alster macht mir großen Spaß. Und wenn ich Zeit und Gelegenheit habe, unternehme ich auch gerne mal eine etwas längere Wanderung. Aber ein fußmarsch von hundert Kilometern, mit weniger Ausrüstung als selbst der naturverbundene Camper sie bei sich hat, war nicht mein Ideal. Während wir durch die weglöse und äußerst spärlich bewachsene Gegend zogen, hielt ich ständig nach Zeichen menschlicher Ansiedlungen Ausschau. Vielleicht hatten wir Gelegenheit, irgendwo zwei Pferde zu kaufen oder nötigenfalls zu stehen.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit bekamen wir nicht die kleinste Hütte zu Gesicht. Wir suchten uns einen einigermaßen geschützten Platz, würgten ein kaltes Abendessen herunter – für ein Feuer gab es nicht genug Brennmaterial, und überdies hätten die Flammen uns verraten können – und legten uns schlafen. Das hört sich einfach an. Tatsächlich aber war es eine reichlich unbequeme Sache. Wir hatten kein Zelt und nicht einmal einen Schlafsack. Der einzige Schutz vor den Unbillen der Witterung waren unsere Mäntel. Wenigstens waren sie mit Pelz gefüttert und groß genug, daß wir uns darin einwickeln konnten. Außerdem wärmten wir uns gegenseitig ein bißchen auf, sonst wäre am anderen Morgen von mir sicherlich nur ein Eisblock in Menschenform übriggeblieben. Als die kleine und schwache Sonne aufging, fluchte ich ergiebig und verließ die provisorische Lagerstatt, um meinem morgendlichen Bedürfnis nachzukommen. Dabei überlegte ich mir, daß ich vor einer solchen Trivialität wie meinem Tod doch eigentlich gar keine Angst zu haben brauchte. Er würde kürzer

und weniger unangenehm sein als die vergangene Nacht...

Djara, sonst immer heiter und fröhlich, war auch nicht besserer Laune als ich. Wir frühstückten und setzten dann unseren Weg fort, verbissen und schweigend. Nach drei oder vier Kilometern waren meine Füße endlich soweit durchblutet, daß sie nicht mehr vor Kälte schmerzten. Dafür hatte ich den Eindruck, daß sich am linken großen Zeh langsam eine Blase bildete. Das hatte mir zu meinem Glück gerade noch gefehlt! Aus mir unerfindlichen Gründen passiert so etwas häufig. Vielleicht bin ich zu empfindlich, oder mit meiner Haut ist etwas nicht in Ordnung. Und ich hatte nicht einmal Salbe eingepackt. Wie das wohl noch weitergehen würde...

---

## **Und was noch wichtiger war: vor der Tür waren zwei kleine Pferde angebunden, gesattelt und gezäumt.**

---

Es ging zunächst damit weiter, daß wir eine Mittagspause einlegten. Neben einer kleineren Buschgruppe fanden wir einen Bach, dessen Wasser so kalt und klar war, als käme es geradewegs von den Gletschern des Himalaya. Für marsianische Begriffe war das ein paradiesisches Fleckchen, zumal die Sonne auf dem Scheitelpunkt ihrer Bahn stand und genug Wärme spendete, daß man ohne Mantel herumlaufen konnte. Beinahe schlagartig besserte sich meine Laune. Während ich unsere Wasserflaschen nachfüllte, bewunderte ich die Reinheit des Büchleins. So etwas findet man im industrialisierten Deutschland nicht mehr.

„Wir könnten uns eigentlich ein Feuer leisten“, schlug Djara vor. „Genug Zweige gibt es hier, und wenn sie trocken sind, wird man den Rauch auch nicht weit sehen können.“

„Das ist richtig“, sagte ich. Wir sammelten also zusammen, was wir

brauchten, und ich vergegenwärtigte mir, was ich mal in einem Pfadfinderhandbuch gelesen hatte. Bald prasselten in einem Kreis aus zusammengeschichteten Steinen ein paar Flämmchen. Wir hatten weder einen Kochtopf noch eine Pfanne, und so konnten wir das Dörrfleisch unseres Proviants einfach nur anwärmen. Aber mir war egal, wie es schmeckte, wenn es nur heiß war. Objektiv spielte das wohl keine große Rolle, aber für meinen Mangel ist der Unterschied manchmal wichtig. Man fühlt sich einfach ganz anders, wenn man ein warmes Essen im Bauch hat.

Nachdem wir uns auf diese Weise gestärkt hatten, kamen wir besser voran. Ich hatte keinen verlässlichen Anhaltspunkt, aber ich schätzte, daß wir runde fünf Kilometer pro Stunde zurücklegten. Das war nicht wenig, wenn wir es bis zum Abend durchhielten. Daran aber zweifelte ich, denn die Schmerzsignale aus meinem rechten Fuß wurden immer stärker. Mannhaft widerstand ich den Versuchen, öfter mal eine Pause einzulegen. Davon wurde es auch nicht besser, und anschließend würde mir die Fortsetzung des Marsches noch schwerer fallen.

„Sieh mal da“, sagte Djara. „Könnt das nicht eine Hütte sein?“

Ich kniff die Augen zusammen. Sie hatte einen scharfen Blick. Da war wirklich etwas, noch weit entfernt, aber zu regelmäßig, um natürlichen Ursprungs zu sein.

„Schauen wir es uns mal an“, sagte ich.

Wir näherten uns, aber behutsam und immer in Sichtdeckung der wenigen Büsche bleibend. Es war tatsächlich eine Hütte, rund und aus gestampfter Erde errichtet und mit einem Dach aus Grassoden. Und was noch wichtiger war: vor der Tür waren zwei kleine Pferde angebunden, gesattelt und gezäumt.

„Genau richtig für uns“, sagte ich.

„Wenn die Besitzer sie uns überlassen“, schränkte Djara ein.

„Wir müssen es mindestens versuchen.“ Und wenn nicht, war ich sogar bereit, zum Pferdedieb zu werden – vorausgesetzt, das Risiko war vertretbar.

Mangelnde Wachsamkeit konnte man den Bewohnern der primitiven Behausung nicht nachsagen.

Wir waren noch ein gutes Stück entfernt, als die Tür aufging und zwei Männer heraustraten. Der eine hatte meine Größe und war recht athletisch gebaut. Er mußte etwa Mitte bis Ende dreißig sein. Der andere war fast einen Kopf kleiner und erheblich schmaler. Er sah aus wie fünfzehn oder sechzehn, aber ich konnte zwischen ihm und dem Älteren keine verwandtschaftliche Ähnlichkeit bemerken. Sein Gesicht war ebenmäßig, hellhäutig und so hübsch, daß es auch zu einem Mädchen gepaßt hätte. Vielleicht war es wirklich eine Frau. Ich konnte das selbst bei näherer Betrachtung nicht genau feststellen, und dieser Umstand irritierte mich ein wenig.

„Wer seid ihr?“, fragte der größere Mann. Seine rechte Hand lag am Knauf eines langen und schmalen Schwertes. Auch sein Gefährte – oder seine Gefährtin – war bewaffnet und sah so aus, als sei er – oder sie – jederzeit kampfbereit. Ich hob meine leeren Hände.

„Wir haben friedliche Absichten“, sagte ich und nannte unsere Namen.

Der Fremde hatte uns in hochihklanischer Sprache angeredet, und ich antwortete ebenso, obwohl ich noch niemals vorher Ihklanisch gehört oder gar selbst gesprochen hatte. Es ist ein besonderer Trick dabei, der irgendwie mit Telepathie zusammenhängt. Ich würde es Ihnen gerne genauer erklären, aber ich weiß selbst nicht allzuviel darüber. Abgesehen davon, daß ich die Fähigkeit habe, diesen Trick intuitiv anzuwenden. Ich finde diesen Umstand ebenso erfreulich wie erstaunlich, denn mit den irdischen Fremdsprachen habe ich immer auf dem Kriegsfuß gestanden. Das dürfte daran liegen, daß so eine pseudo-telepathische Kommunikation nur auf manchen Welten der Raum-Zeit-Spirale möglich ist. Und die Erde gehört leider nicht dazu.

„Glaubst du ihnen, Thlairy?“, fragte der Große. Der oder die Angesprochene zuckte die Schultern.

„Ich weiß noch nicht.“ Er oder sie wandte sich direkt an uns: „Was wollt ihr?“

„Eine Unterkunft für die Nacht“, sagte ich. In zwei oder drei Stunden begann die Dämmerung, und ich wollte nicht noch einmal unter frei-

em Himmel schlafen. „Und wenn möglich, möchten wir Pferde, Proviant und Ausrüstung kaufen.“

„Wegen des Quartiers müßt ihr mit Gerhon verhandeln“, sagte Thlairy. „Dies ist sein Haus. Das andere können wir euch beschaffen, wenn ihr zahlen könnt.“

„Wir können“, sagte ich. Baghira hatte uns mit Gold versorgt, in runden, ungemünzten Scheiben. Der Inhalt unserer Beutel reichte aus, um eine ganze Herde zu kaufen und noch etliche Hektar Weide dazu. Abgesehen davon, daß wir für eine Herde überhaupt keine Verwendung hatten. Wir brauchen nur zwei Tiere, und vielleicht eines als Reserve und für das Gepäck zusätzlich.

„Kommt herein“, sagte Thlairy. Sein oder ihr Kamerad trat zur Seite

---

### **„Die Anhänger von Iblis berufen sich wohl nur auf das Gesetz, wenn es Ihnen in den Kram paßt.“**

---

und hielt uns dabei mit der linken Hand die Tür auf. Ich sah, daß ihm zwei Finger fehlten. Und ich sah außerdem, daß er am Mittelfinger einen Ring hatte. Das Ding war aus schwarzem Metall und hatte eine Ausstrahlung, die in mir äußerst unangenehme Assoziationen hervorrief. Djara, die dafür vielleicht noch sensibler war als ich, spürte es ebenfalls. Sie zuckte zusammen wie unter einem körperlichen Schlag. Ich machte einen Satz zurück und riß das Schwert aus der Scheide. Der Besitzer des Ringes zog gleichzeitig blank. Seine Klinge war wunderbar sorgfältig gearbeitet und aus einem Material, das nicht nur reiner Stahl war. Es hatte einen grünlichen Schimmer, und auch von ihm strahlte etwas aus, aber nicht ganz so stark und weniger bedrohlich als von dem Ring. Unsere Waffen trafen klirrend aufeinander. Ich merkte, daß er stark und schnell war, und sein Schwert dürrstete nach meinem Blut.

„Targoth!“, schrie Thlairy. „Hör auf!“

Er unterbrach seinen Angriff, zu dem er gerade angesetzt hatte, und zog sich zurück. Ich dachte nicht daran, ihm zu folgen. Erstens hatte ich kein Interesse an einem Kampf, und zweitens hatte ich das Gefühl, daß ich sowieso verlieren würde.

In der Türöffnung erschien ein weiterer Mann. Er zog das linke Bein nach und hielt einen Speer in den Händen. Als er sah, daß der Kampf vorläufig ein Ende gefunden hatte und daß Djara und ich nur zu zweit waren, entspannte er sich.

„Bitte“, sagte er zu Thlairy, wobei ich aus seinem Tonfall eine seltsame Ehrerbietung heraushörte. „Kein Kampf auf meinem Grund, wenn es nicht nötig ist.“ Auch er benutzte das Ihklanische, aber einen einfacheren Dialekt.

„Nicht, solange wir nicht dazu gezwungen werden“, sagte Thlairy, mehr zu uns als zu ihm.

„Ihr habt angefangen“, hielt Targoth mir vor. „Nach dem Ödland-Gesetz dürft ihr mich erschlagen.“

Das weckte meinen Widerstandsgeist. Zwar hatte ich als erster das Schwert gezogen, aber er hatte den ersten Schlag geführt, und wenn ich nicht schnell genug reagiert hätte, wäre ich jetzt tot gewesen.

„Die Anhänger von Iblis berufen sich wohl nur auf das Gesetz, wenn es ihnen in den Kram paßt.“

Targoth schnitt eine wütende Grimasse und schien große Lust zu haben, sich auf mich zu stürzen. Thlairy trat zwischen uns. Er oder sie streckte die Arme aus.

„Wartet“, sagte er oder sie. „Ich glaube, das ist ein Mißverständnis, das ich klären kann.“

„Der Ring Eures Freundes sieht nicht aus wie ein Mißverständnis“, erwiderte ich.

Targoth lachte kurz und sarkastisch auf. Dann steckte er zu meiner Überraschung das Schwert in die Scheide.

„Ihr täuscht Euch“, sagte Thlairy. „Wir sind keine Freunde des Lords der Dunklen Tore. Er würde sogar eine Menge dafür geben, wenn er uns in die Hände bekäme.“

„Und der Ring?“, beharrte ich auf meiner Meinung.

„Das ist meine private Angelegenheit“, sagte Targoth hochmütig. „Ich lege darüber keine Rechenschaft ab.“

„Und ich bürgе für ihn“, warf Thlairy ein.

„Ich glaube, wir können ihnen trauen“, sagte Djara. Ich war noch nicht restlos überzeugt, aber sie hatte gewöhnlich ein sicheres Gespür für solche Dinge.

Und außerdem: hatten wir denn eine andere Wahl? Natürlich konnten wir weiterziehen. Das bedeutete nicht nur erneute Unbequemlichkeit für uns, sondern auch, daß wir langsam blieben. Wenn Targoth und Thlairy Diener Charons waren, konnten sie uns mit ihren Pferden jederzeit einholen. Oder einer von ihnen verfolgte uns, während der andere Verstärkung herbeiholte. Die einzige Alternative wäre gewesen, sie zu töten und ihre Reittiere zu rauben. Das widerstrebte mir aus ethischen Gründen, wenn man mal davon absieht, daß ebensogut wir statt der anderen auf der Strecke bleiben konnten. Mit einem Schulterzucken ergab ich mich in mein Schicksal und steckte die Waffe weg. Gerhon lehnte den Speer an die Wand und gab uns allen den Weg in seine Hütte frei.

Das Gebäude hatte nur einen einzigen Raum, kreisförmig und mit einem Durchmesser von höchstens fünf Metern. Ich erinnerte mich der alten Formeln –  $r$  hoch zwei mal  $\pi$  – und kam überschlägig zu dem Ergebnis, daß Gerhons Wohnfläche nicht größer als die einer normalen Gefängniszelle war. Ähnlich spärlich war auch das Mobiliar. Es gab einen Strohsack mit ein paar Wolldecken und einen Tisch. Stühle oder Bänke waren nicht vorhanden, aber der Tisch war so niedrig, daß man auch im Schneidersitz auf dem Boden bequem auf die Platte greifen konnte. Eine offene Feuerstelle stellte die einzige Lichtquelle dar, nachdem Thlairy die Tür hinter uns geschlossen hatte. Glücklicherweise war das Holz trocken, sonst hätten wir alle unter dem Rauch zu leiden gehabt. Das Abzugsloch in der Decke sah nicht so aus, als ob ein Kaminbauer damit auch nur halbwegs einverstanden gewesen wäre.

Umständlich ließ ich mich am Tisch nieder. Djara hockte sich neben mich, während Targoth und Thlairy auf der anderen Seite Platz nahmen. Gerhon trat zu den grob gezimmerten Regalen, die bei ihm die Schränke ersetzten und auf denen er Vorräte und sein beschei-

denes Geschirr verwahrte. Er stellte hölzerne Becher vor uns hin und goß dann aus einem tönernen Krug ein. Das Getränk schäumte leicht und hatte die Farbe von dunklem Bier. Gerhon prostete uns zu.

„Kommt in Frieden und geht in Frieden“, sagte er. „Kein Streit unter diesem Dach.“

Ich nahm einen vorsichtigen Zug. Das Gebräu schmeckte wirklich wie Bier, aber unglaublich dünn und so, als sei es mit ein paar Tropfen Essig versetzt. Am liebsten hätte ich es auf der Stelle wieder ausgespuckt, aber das wäre wohl nicht sehr höflich gewesen. Den Ödländern schien die mindere Qualität ihres Getränks nichts auszumachen. Sie leerten ihre Becher mit durstigen Schlucken. Thlairy beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf en Tisch, legte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah erst

---

### Nach der behaglichen Wärme der Hütte traf mich die abendlich kalte Luft wie ein körperlicher Angriff.

---

mich, dann Djara eine Weile starr an. Ich blickte in der gleichen Weise zurück, während außer dem leisen Knistern des Feuers kein einziges Geräusch zu hören war. Die Flammen erzeugten tanzende Schatten, die die Hütte mit einer Illusion von Bewegung und grotesken, dämonischen Formen erfüllte.

„Zwei Ponies“, sagte er oder sie. „Verpflegung für mindestens eine Woche, Decken, vielleicht ein kleines Zelt. Womit wollt ihr zahlen?“

Ich brachte eine der ungeprägten Münzen zum Vorschein und schob sie ihm oder ihr zu. Er oder sie drehte sie zwischen seinen oder ihren schmalen Fingern, wog sie prüfend auf der Handfläche und gab sie dann an Targoth weiter. Dieser kratzte erst mit dem Fingernagel und dann mit der Messerklinge an dem Metall und ließ es schließlich über den Tisch zu mir zurückrollen.

„Ihr seid Außenweltler“, sagte Thlairy. Djara und ich wechselten einen kurzen Blick miteinander. Das war eine Feststellung gewesen, keine Frage, und deshalb war es unsinnig, das Offenkundige abzustreiten. Ich nickte.

„Charon schläft“, sagte Thlairy und wölbte verächtlich die Lippen. „Oder ihr habt einen besonders mächtigen Gönner, daß ihr das Atlantis-Tor unbehelligt benutzen könntet. Mit welcher Absicht seid ihr gekommen?“

Es erschien mir nicht klug, diese Frage zu beantworten. Zu meiner Überraschung ergriff aber Djara das Wort und räumte ganz offen ein:

„Wir wollen den Lord der Dunklen Tore bekämpfen und ver hindern, daß er seinen Einflußbereich weiter nach Norden ausdehnt.“

Targoth nickte beifällig. Thlairy lächelte.

„Das ist ein löbliches Ziel. Aber glaubt ihr, es erreichen zu können?“

„Wenn wir es schaffen, das Schwindende Meer zu erreichen – ja.“

„Wir werden euch helfen.“ Mit einer katzenhaft geschmeidigen Bewegung stand Thlairy auf und verließ die Hütte. Targoth folgte ihm oder ihr. Nur wenige Augenblicke später konnten wir hören, wie sie wegritten. Ich erhob mich gleichfalls.

„Laß uns einen Moment hinausgehen“, forderte ich Djara auf.

Nach der behaglichen Wärme in der Hütte traf die abendlich kalte Luft mich wie ein körperlicher Angriff. Fröstelnd schlang ich die Arme um den Leib und ärgerte mich einmal mehr, daß ich durch jahrelangen Nikotinkonsum meine periphere Durchblutung schwer beeinträchtigt hatte. Immerhin, derzeit lebte ich richtig abstinente – zwangsläufig. Das war schon mal ein Schritt in die richtige Richtung. Auch wenn dieser Zustand natürlich nicht anhalten würde, wie ich nur allzu gut wußte.

„Was hältst du von den beiden?“, wollte ich wissen.

„Thlairy können wir vertrauen. Bei Targoth bin ich mir nicht ganz sicher, aber wenn sie ihn akzeptiert, ist er vermutlich in Ordnung.“

„Sie?“, fragte ich. „Woher weißt du, daß es eine Frau ist?“

Djara lachte leise. „Intuition“, erwiderte sie spöttisch.

„So“, sagte ich und machte eine

hilflose Handbewegung. „Ich hätte beim besten Willen nicht sagen können, wer oder was sie ist. Und das war mir irgendwie peinlich.“

„Vielleicht liegt es daran, daß sie Nichtmensch ist.“

„Hm“, machte ich und legte meine Denkerstirne in Falten. Djaras Reaktion war überraschend gereizt.

„Vergiß doch mal deine dummen Vorurteile!“, forderte sie mich barsch auf. „Wir Menschen haben keinen Grund, uns anderen humanoiden Rassen gegenüber so überlegen zu fühlen. Ich könnte dir ein halbes Dutzend nennen, die stärker und klüger sind und vor allem viel mehr von dem haben, was wir Menschlichkeit nennen.“

„Und Thlairys Volk gehört dazu?“

„Ich habe das Gefühl.“

Jetzt war es an mir, ein bißchen ärgerlich zu werden.

„Gefühl! Es geht hier um Leben oder Tod!“ Das klang übertrieben dramatisch, aber mir fiel in dem Augenblick nichts anderes ein. Ich räusperte mich und fuhr fort: „Wir haben eine ganze Menge zu verlieren.“

„Und auch einiges zu gewinnen. Die beiden wären eine wertvolle Unterstützung, wenn sie uns helfen würden.“

Ich ließ mir das durch den Kopf gehen. Sie hatte nicht unrecht. Trotzdem reizte es mich, ihr zu widersprechen, und zwar weniger aus sachlichen Gründen, als vielmehr deshalb, weil ich mir das Heft des Handelns nicht aus der Hand nehmen lassen wollte. Sehr einseitig, egozentrisch und ein bißchen chauvinistisch, konstatierte ich selbstkritisch. Trotzdem konnte ich es nicht lassen, das letzte Wort zu behalten:

„Meinetwegen, aber auf deine Verantwortung.“

Djara schüttelte den Kopf über so viel Starrsinn.

„Wenn es dich beruhigt, ich habe nichts dagegen. Obwohl ich glaube, daß die Verantwortlichkeit keine Rolle mehr spielt, wenn ich mich wider Erwarten doch geirrt haben sollte.“

Damit hatte sie unbestreitbar recht.

„Entschuldige. Ich bin ein bißchen schlechter Laune.“

Sie deutete großmütig nickend ihre Vergebung an und duldete es,

daß ich ihr einen Versöhnungskuß gab. Dann flüchteten wir uns in die angenehm temperierte Hütte und ließen den marsianischen Abend mit seinem barbarischen Wetter draußen. Wir würden noch genug Gelegenheit haben, uns die Nasenspitzen abzufrieren.

Ich träumte recht lebhaft. John Wayne zwinkerte mir zu und legte sein markantes Gesicht beim Lächeln in tausendundeine Falte.

„Paß auf, Junge, gleich geht es los“, verriet er mir.

Ich hebelte eine Patrone aus dem Röhrenmagazin der Winchester in die Kammer und preßte das glatte Holz des Kolbens an die Wange. Zwar hatte ich nicht die geringste Ahnung, was losgehen würde, aber Rauhbein John machte einen beruhigenden Eindruck. Ich erinnerte mich daran, daß er in den meisten

---

## **„Barran ist mit seiner Bande nur ein paar Minuten hinter uns und er ist nicht minder schlechter Laune als bei der letzten Gelegenheit...“**

---

seiner Westernfilme zu den Überlebenden gehört hatte. Und das ist eine Kunst, wenn man bedenkt, daß dieses Genre nicht weniger blutrünstig ist als die Fantasy. Obwohl letzten Endes alles vom Drehbuch abhing.

Und wer, ghuverdammt noch einmal, hatte dieses Drehbuch geschrieben?

„Da kommen sie. Kannst du sie schon hören?“

Hören? Seit wann hörte man denn im Traum etwas? Ich machte die Ohren spitz und wunderte mich. Tatsächlich, es klang, als ob eine ganze Kavallerieschwadron sich eilig näherte. Oder war es eine Indianerhorde? Letzteres erschien mir wahrscheinlicher. John Wayne stand meistens auf der Seite der good guys, und die Kavalleristen waren die good guys. Die Indianer waren die Bösen. Oder...

...oder ich träumte. Als letzteres

mir bewußt wurde, hörte der Traum natürlich auf. John Wayne, der inzwischen sowieso keine Filme mehr drehen konnte, verschwand. Die Winchester folgte seinem Beispiel, was ich schade fand – als Waffe ist sie ungleich viel praktischer als ein Schwert, sofern es keine Ladehemmung gibt oder die Munition ausgeht. Was blieb, war der Hufschlag. Nun, wo ich halbwegs wach war, konnte ich heraus hören, daß es keine ganze Horde war. Es handelte sich höchstens um vier bis sechs Tiere. Aber das war auch schon eine ganze Menge, wenn sie genauso viele Reiter hatten. Wir waren nur zu zweit. Oder zu dritt, wenn ich den Marsianer Gerhon mitzählte.

„Aufwachen!“, rief Djara. „Wir bekommen Besuch!“

„Ich hätte es fast überhört!“, knurrte ich übellaulig und wickelte mich aus der Decke aus. Mein erster Griff galt dem Schwert.

Wir warfen einen vorsichtigen Blick nach draußen. Es waren keine Feinde, sondern nur unsere neuen Bekannten. Ihre Mission war offenbar erfolgreich gewesen, die sie hatten nicht nur ihre eigenen Tiere bei sich, sondern führten noch drei andere ledig am Zügel hinterher. Und sie waren in beträchtlicher Eile. Thlairy nahm sich nicht einmal die Zeit, aus dem Sattel zu steigen. Sie warf Djara und mir jeweils ein Zügelpaar zu.

„Steigt auf und kommt“, rief sie uns zu. „Barran ist mit seiner Bande nur ein paar Minuten hinter uns, und er ist in nicht minder schlechter Laune als bei der letzten Gelegenheit, wo wir einander trafen.“

Targoth lachte dazu. Es mußte eine alte Rechnung zwischen den beiden und diesem Barran sein, eine Angelegenheit, von der ich nicht wußte und in die ich auch nicht gerne hineingezogen werden wollte. Aber ich begriff soviel, daß sie die Ponies geraubt hatten. Und unter solchen Umständen war es besser, sich nicht auf lange Diskussionen einzulassen, sondern Fersengeld zu geben.

„Und unser Wirt?“, fragte Djara, während wir uns auf die Pferderücken schlangen.

„Keine Sorge um ihn“, meinte Targoth. „Gerhon ist als Zuträger, Spion und Hehler für Barran zu wertvoll, als daß er etwas gegen ihn

unternehmen würde.“

Ein marsianischer Schweizer also – ein Mann, der möglichst nach allen Seiten Neutralität wahrte. Das war eine sehr vernünftige Angewohnheit, und ich wünschte mir manchmal, ich könnte es ähnlich halten. Aber dummerweise klappte es bei mir nicht – entweder lag das an meinem Schicksal oder daran, daß ich mich nicht zum Diplomaten eigne. Wie auch immer, es tat mir leid, daß wir unserem Gastgeber möglicherweise Ärger beschert hatten. Als kleinen Ausgleich dafür warf ich ihm eine von Baghiras Münzen zu, die er ebenso überrascht wie erfreut auffing. Dann gaben wir unseren Ponies die Sporen – sinnbildlich natürlich, weil wir alle keine trugen – und galoppierten davon. Thlairy setzte sich an die Spitze und schlug den Weg nach Westen ein.

Für den Augenblick mochte das ganz gut sein: Wenn die Verfolger aus dem Osten kamen, war es sinnvoll, in direkter Linie vor ihnen zu fliehen. Jede andere Route hätte ihnen höchstens Gelegenheit gegeben, aufzuholen oder uns gar den Weg abzuschneiden. Aber ich machte mir Gedanken über das, was anschließend kommen sollte. Irgendwo im Westen lag eine Gegend, die selbst für marsianische Verhältnisse ungesund war. Unser ursprünglicher Plan hatte darin bestanden, den Kanal zwischen seinem westlichen Ende und dem Anfang der Staubwüste zu umgehen. Auf diesem Wege aber würden wir direkt in die Wüste hineinkommen, viel zu weit nördlich. Und wenn wir erst einmal an diesem Punkt angelangt waren, glat, was sich von vielen unschönen Orten sagen ließ: Man kommt leicht hinein, aber nur verdammt schwer wieder hinaus!

Ich teilte meine Bedenken Thlairy mit, wobei ich wegen des schnellen Rittes schreien mußte. Sie zuckte die Achseln.

„Daran können wir im Augenblick nichts ändern. Barran ist die naheliegende Gefahr, die Staubwüste die fernere.“

Rein sachlich hatte sie recht, aber deshalb konnte ich mich damit noch lange nicht anfreunden. Nun, vielleicht gelang es uns, diesen Gegner abzuhängen oder unseren Vorsprung weit genug auszubauen.

Thlairy machte meine Hoffnung

zunichte, als wir eine kurze Rast einlegten, um die Ponies verschnaufen zu lassen und uns mit ein paar Schlucken Wasser und etwas Fladenbrot zu erquicken.

„Barran läßt nicht locker, verlaßt euch drauf. Und er hat ein paar Tiere, die auf zehn Meilen gegen unsere Ponies fünf Meilen Vorsprung gewinnen könnten.“

Ich schüttelte den Kopf. Ein bißchen was verstand ich auch von Pferden, und unsere Tiere waren auch nicht schlecht. Sicherlich, sie hatten kürzere Beine als ausgewachsene Pferde, aber das machten sie leicht durch Zähigkeit und Ausdauer wett.

„Er hat Kryas“, informierte Targoth mich. Djara gab ein unfreundliches Wort von sich, und ich biß die Zähne zusammen. Das marsianische Streitroß war mir nur zu gut

---

### „Warum hat er uns dann noch nicht eingeholt und zum Kampf gestellt?“

---

bekannt. Ich hatte ein einziges Mal ein Exemplar dieser ebenso seltenen wie mörderischen Gattung gesehen, und den Anblick würde ich bis an das hoffentlich ferne Ende meiner Tage nicht vergessen. Vielleicht lag es daran, daß damals Charon persönlich der Reiter gewesen war...

„Warum hat er uns dann noch nicht eingeholt und zum Kampf gestellt?“

„Weil er nur drei oder vier Tiere hat und sich mit uns nur dann auf einen Kampf einläßt, wenn er in mehrfacher Übermacht antreten kann.“ Targoth schüttete ein bißchen Wasser aus seiner Feldflasche in die hohle Hand und rieb seinem Pony damit die Nüstern. Wir taten es ihm nach. Dann saßen wir wieder auf.

Der Mittag war bereits vorbei, als wir die Wüste erreichten. War das Gelände vorher schon sehr karg gewesen – es ließ sich ungefähr mit einer irdischen Steppe oder Tundra

vergleichen –, so wirkte es jetzt noch zehnmal ungemütlicher. Es lag nicht allein daran, daß es keinerlei pflanzliches Leben gab und demzufolge auch keine Tiere zu sehen waren. Noch schlimmer als diese lebensfeindliche Umgebung war der feine, leichte Staubschleier, der beständig über dem flachen Land lag und ihm seinen Namen gegeben hatte. Das Zeug drang nicht nur unter die Kleidung, sondern auch in Mund, Augen und Nase. Ich hustete krampfhaft. In meinem Mund war ein bitterer Geschmack, und meine Augen brannten. Ein Taschentuch, das ich mir fest vors Gesicht band, bot auch nicht viel Linderung. Ich hatte unter dem Stoff nur das Gefühl, ersticken zu müssen.

„Haben wir wirklich keine Chance, die Wüste zu umgehen?“, wollte ich wissen.

„Seht selbst!“ Thlairy deutete hinter sich. Als ich die Augen zusammen kniff und angestrengt spähte, konnte ich einen einzelnen Reiter sehen, der vielleicht fünf Kilometer von uns entfernt war.

„Einer von Barrans Leuten“, erläuterte Targoth. „Er wird uns nicht in die Wüste folgen, aber er wird uns so lange beobachten, wie wir in Sichtweite sind. Und die ganze Bande wird uns am Rand der Wüste folgen, auf der Lauer, sobald wir sie wieder verlassen.“

„Das heißt, daß wir noch ein gehöriges Stück in diese graue Staubhölle hinein müssen.“

„Nicht nur das. Barran kann sich ausrechnen, welche Richtung wir einschlagen werden. Im Norden der Wüste ist das Gebirge. Um von dort aus ins Ödland zurückzukehren, müßten wir das ehemals ihklanische Gebiet durchqueren, das nun von Charons Söldlingen besetzt ist. Barran weiß, daß wir die Phugs noch weniger lieben als ihn. Für uns kommt also nur der Weg nach Süden in Frage. Er braucht nur der Wüste an ihrem östlichen Rand zu folgen, um uns mit ziemlicher Sicherheit später abfangen zu können. Daher haben wir nur eine brauchbare Möglichkeit: Wir müssen mitten durch reiten.“

„Ist das denn überhaupt möglich?“, fragte Djara.

„Für euch und mich wäre es der Tod“, erklärte Targoth. „Der Staub ist nicht nur lästig, sondern auch giftig. Zu lange eingeatmet, zersetzt

er die Atemwege. Außerdem gibt es noch andere Gefahren: Sinnestrübungen, die um so schlimmer werden, je näher man dem Zentrum der Wüste kommt. Einzig Thlairy hat eine Chance, hier zu überleben.“

„Was nützt uns das, wenn wir dabei sterben?“

„In ihrer Begleitung haben auch wir eine Chance. Eine größere zumindest, als Barrans Horde uns lassen würde.“

Mißmutig ritt ich weiter. Es behagte mir überhaupt nicht, hilflos zu sein. Wenn es dem nichtmenschlichen Mädchen in den Sinn kam, uns zu verlassen, konnten Djara und ich unser Testament machen – oder nicht einmal das, denn es würde schwerlich jemand kommen, um unseren Letzten Willen zu suchen und zu erfüllen. Mich tröstete mich dabei nur, daß Djara Thlairy für vertrauenswürdig hielt. Solange das keine Täuschung war, war es in Ordnung. Und wenn doch, dann konnten wir derzeit auch nichts daran ändern ...

Den Ponies gefiel das wohl auch nicht. Es ist schon immer behauptet worden, man solle das Denken lieber den Pferden überlassen, weil sie die größeren Köpfe haben. Vielleicht ist daran mehr Wahrheit, als die meisten Leute glaubten. Unsere Tiere scheuten und verweigerten den Gehorsam, und ich hatte dafür vollstes Verständnis. Auch wenn es mir sehr ungelegen kam. Deshalb trieben wir sie weiter, ohne auf ihre Beschwerden Rücksicht zu nehmen.

„Hört denn dieser verdammte Staub niemals auf?“, fluchte ich erbittert, als ich wieder einmal kaum aus den Augen schauen konnte.

„Nein“, sagte Thlairy. „Er wird solange wehen, wie der Mars besteht, wenn nicht jemand einen sehr mächtigen Heilzauber anwendet. Und das kann wieder nur geschehen, wenn Charon nicht mehr die Dunklen Tore und die Zitadelle von Iblis beherrscht.“

„Schöne Aussichten!“, knurrte ich. Soweit ich wußte, war Charons Position unangefochten. Selbst wenn unsere Mission erfolgreich war, wurde er nur aufgehalten, keineswegs zurückgeschlagen oder gar vernichtet. Wenn unsere Mission gelang. Im Augenblick sah es noch nicht danach aus, als würden wir

auch nur die nächsten zwei bis drei Tage heil überstehen.

Immerhin schien Thlairy zu wissen, wo es hin ging. Ich selbst hatte die Orientierung schon seit geraumer Zeit verloren: Durch den Staubschleier war die Sonne nicht mehr zu erkennen – wenn sie nicht bereits untergegangen war, doch dafür war es noch zu hell –, und Orientierungspunkte gab es überhaupt nicht. Hier hätte nur noch ein Kompaß helfen können. Aber erstens hatten wir keinen, und zweitens hätte er auf dem Mars nicht funktioniert – oder wenigstens nicht so, wie er sollte.

Es war eine verfahrenene Situation, und ich hätte eine ganze Menge dafür gegeben, jetzt an meinem Schreibtisch im heimatlichen Poeseldorf zu sitzen, statt im Sattel eines bockenden Ponies.

---

## Ein paar Stunden später wachte ich wieder auf. Ich hatte rasende Kopfschmerzen...

---

Es wurde dunkler, aber nicht kälter. Ja, für marsianische Begriffe herrschte sogar ein ganz angenehmes Klima. Vielleicht lag es an dem Staub. Ich war zu träge, um Thlairy oder Targoth zu fragen.

Trotz dieses kleinen Vorteils, den unsere Lage uns bot, stellte sich gleich darauf – gewissermaßen als übergeordnete Gerechtigkeit – ein weiterer Nachteil heraus. Die Sinnestäuschungen begannen.

Wieder erschien John Wayne mir im Traum. Ein Psychologe hätte daraus wahrscheinlich interessante Schlüsse ziehen können. – Zweieinhalb Jahrzehnte habe ich nicht von the duke geträumt, und jetzt erschien er mir binnen weniger Stunden gleich zweimal hintereinander. – Diesmal hatte er keine Winchester bei sich, sondern eine funkelnagelneue .444er Merlin mit Sechspatronen-Magazin, 8 x 4-Zielfernrohr – von Zeiss-Ikon natürlich – und Ringvisier. Wozu er für die

Donnerbüchse noch ein Ringvisier brauchte, wenn er doch das zweiunddreißigfache Okular hatte, war mir schleierhaft. Vielleicht traute er der Technik nicht ... Nicht minder schleierhaft war mir der Umstand, daß er diesmal nicht seine obligaten Wild-West-Klamotten anhatte, sondern Safari-Kluft. Ich mußte in den falschen Film geraten sein. Oder was noch schlimmer war: in meinem Schädel spielte sich der falsche Film ab, und ich konnte nicht daraus aussteigen.

Diesmal war es ein Alptraum. Ich wußte das, doch auch dieses Wissen half mir nicht, dagegen anzukämpfen. John hob seine hübsche Merlin und zielte auf mich. Ich konnte mein Konterfei als winzig kleines Spiegelbild im Zielfernrohr bewundern. Irgendwie gelang es mir noch, etwas zu sagen, dann knallte es auch schon.

Die Kugel kam mit quälender – gewissermaßen alptraumhafter – Langsamkeit direkt auf mein linkes Auge zu. Ich wollte ausweichen, aber ich konnte keinen Muskel rühren. Dann erreichte mich der Blitz des Mündungsfeuers, wie merkwürdig, daß er erst nach dem Knall kam, obwohl sich sonst Lichtwellen erheblich schneller ausbreiten als der Schall – und tauchte mich in Helligkeit. Ich hatte ein paar sekundenschnelle Visionen von Jupiterlampen, wie sie in Operationssälen oder für Gestapo-Verhöre verwendet werden. Dann beglückte die Dipolarität mich mit Extremen und schleuderte mich in tiefe Dunkelheit.

Ein paar Stunden später wachte ich wieder auf. Ich hatte rasende Kopfschmerzen, und vor allem taten mir sämtliche Knochen weh. Den Grund bemerkte ich alsbald. Jemand hatte mir die Hände an das Sattelhorn und die Füße an die Steigbügel gebunden. So hatte ich trotz meiner Bewußtlosigkeit nicht vom Pferderücken fallen können, aber der Preis dafür waren abgestorbene Glieder und Verkrampfungen. Ich kam mir vor wie ein Spastiker, der erfolgreich versucht hat, im Stechschritt über den gesamten Kudamm zu laufen. Aber ich war zu schwach, nur ein Wort des Protestes hervorzubringen.

Und dann kamen neue Halluzinationen. Mein innerer Film schien nach der Methode tausender Kri-

mischreiber abzulaufen: sex and crime. Das crime hatte ich durch den meuchlerischen Mord des Westernhelden hinter mir, und nun kam der Sex. Ersparen Sie es mir, auf die Einzelheiten einzugehen. Ich genieße den Ruf, etwas prüde zu sein, und ich möchte es gerne dabei belassen. Aber glauben Sie mir: auch ein anderer Mensch hätte die folgenden Illusionen nicht als angenehm betrachtet. Er hätte schon ein ganz extremer Anhänger der Herren de Sade und Sacher-Masoch sein müssen.

Zum guten oder bösen Ende überzeugte mein eigener Schädelinhalt sich davon, daß ich stürbe. Vielleicht tat ich das auch. Ich kann mich nicht mehr mit der nötigen Klarheit erinnern ...

Ganz überraschend verschwand der allgegenwärtige Staub. Es war, als wären wir mit einem einzigen Schritt in eine fremde und ungleich schönere Welt gekommen. Vor uns lag ein beinahe kreisrundes Tal, das in der Mitte von einer Schlucht geteilt wurde. Und genau im Zentrum dieser merkwürdigen geologischen Formation war eine sanfte Mulde, in der die Stadt lag.

Vielleicht kennen Sie meine ersten beiden interdimensionalen Erlebnisberichte, „Das Ich-Problem“ und „Der Schlüssel von Iblis“. Ich war so unvorsichtig, sie veröffentlichen zu lassen. Und in letzterem Fall hat sich das dann auch prompt gerächt. Der Rezensent schrieb darüber, ich würde ganz im Stile Karl Mays schreiben, wenngleich auch mit einigen generetypischen Unterschieden. Nun, vielleicht ist nicht nur meinem schmeichlerischen Rezensenten, sondern auch Ihnen aufgefallen, daß ich soeben eine typisch mayische Landschaft beschrieben habe. Ich kann Ihnen versichern: Das ist weder eine bössartige Anspielung, noch ein literarisch-dramaturgischer Trick. Das Tal sah wirklich genau so aus. Und in der Mulde in seiner Mitte lag wirklich eine Stadt, von der ich vermutete, daß es sich um Garleth-tha-bar handelte.

Meine Vermutung war richtig, wie ich wenige Augenblicke später erfuhr.

Thlairy wischte sich den Schweiß von der Stirn, seufzte erleichtert und schnitt meine Fesseln durch. Dabei war sie so vorausschauend,

mich an der Seite zu stützen, denn sonst wäre ich einfach umgekippt. Nach ein paar Augenblicken hatte ich mich soweit unter Kontrolle, daß ich mich aus dem Sattel gleiten lassen konnte. Als meine Füße den Boden berührten, knickten die Beine unter mir weg. Ich landete hart auf dem Hintern. Der Schmerz brachte mich endgültig zu mir.

Inzwischen hatte Thlairy ihren Gefährten Targoth und Djara befreit, die in ähnlicher Weise an die Sättel gebunden gewesen waren wie ich. Mir wurde klar, daß wir ohne das nichtmenschliche Mädchen diesen Ort der Ruhe inmitten der wirbelnden Staubschleier nie erreicht hätten. Laut bedankte ich mich bei ihr und bat ihr im Stillen vieles von meinem vorherigen Mißtrauen ab. Sie lächelte freundlich und ein ganz klein wenig spöt-

---

### Sie lächelte freundlich und ein ganz klein wenig spöttisch...

---

nisch, so, als hätte sie auch meine unausgesprochene Entschuldigung gehört.

„Flöle!“, murmelte Targoth verzehmtlich. „Tausend Flüche über den, der diesen Wahnsinn geschaffen hat.“

„Sage es ihm, wenn du nochmals nach Iblis kommst“, empfahl Thlairy, und er verstummte. Wir führten unsere Ponies – die in einem bedauernswerten Zustand waren – das Tal hinunter.

Die Stadt war alt und verfallen, aber man konnte noch die Spuren einstiger Größe sehen. Durch ein offen stehendes Tor drangen wir in den von doppelten Mauerringen umfriedeten Bereich ein. Thlairy führte uns mit einer Zielstrebigkeit, als sei sie hier zuhause. Und vielleicht kannte sie diesen Ort sogar – wenn nicht von einem früheren Besuch, dann aus Träumen oder Visionen. Ich nahm mir vor, sie gelegentlich zu fragen, danach und

nach einigen anderen Dingen.

Vorerst aber bedurften wir dringend einer Erfrischung. Ein Brunnen inmitten eines ziemlich großen Marktplatzes bot sie uns. Wir stürzten uns darauf wie Verdurstende und störten uns nicht einmal daran, daß direkt neben uns die Ponies sofften. Wahrscheinlich hätte ich in meinem augenblicklichen Zustand sogar eine verseuchte Regenpfütze ausgetrunken.

„Trinkt nur“, empfahl Thlairy uns. „Trinkt, soviel ihr könnt. Das Wasser von Gareth-tha-bar hat eine besondere Wirkung. Nach einem Marsch durch die Staubwüste ist das das Einzige, was wirklich hilft.“

Ich fühlte mich wie ein ausgetrockneter Schwamm, der sich endlich wieder mit Feuchtigkeit füllt. Schließlich hatten wir genug und standen auf. Die Ponies tauchten ihre Nüstern noch immer in den Brunnen. Schließlich hatten sie größere Mägen als wir.

Thlairy hatte unseren Proviant ausgepackt. Ich merkte jetzt erst, daß ich trotz des vielen Wassers in meinem Magen noch einen mörderischen Hunger hatte. Da es kein Brennmaterial gab, schlangen wir alles, was vorhanden war, kalt in uns hinein. Anschließend lagerten wir uns an der noch leidlich unzerstörten Außenwand einer Ruine. Es tat wohl, sich wieder einmal richtig ausstrecken zu können.

Und das Wetter war noch immer so mild, daß wir auch ohne Schlafsäcke gut auskommen konnten.

„Müssen wir Wache halten?“, fragte Targoth. „Ich glaube nicht, daß auch nur einer aus Barrans Bande den Mut hat, uns zu folgen, geschweige denn, wohlbehalten anzukommen. Aber dies ist ein seltsamer Ort, und wer weiß, welche Gefahren hier lauern.“

„Keine“, versicherte Thlairy. „Wir können unbesorgt schlafen. Niemand sucht diese Stadt auf, es sei denn eine Expedition meines eigenen Volkes.“

„Was haben die Chieri in Gareth-tha-bar zu suchen? Was reizt sie an der verfluchten und tödlichen Staubwüste?“

„Das ist eine lange Geschichte. Möchtet ihr sie wirklich hören?“

Djara widersprach nicht, und ich stimmte sofort zu. Vielleicht ließ sich das verwenden – entweder für meinen Reisebericht, so ich jemals imstande sein sollte, einen zu

schreiben, oder wenigstens für einen anderen Roman.

Thlairy begann:

„Vor langer Zeit war Gareth eine reiche Stadt, Mittelpunkt eines mächtigen Imperiums. Seine Bewohner verfügten über ein starkes Heer und waren zauberkundig. Sie erkannten die Gefahr, die im Süden lauert, und stellten sich gegen sie. Charon von Iblis überzog sie mehr als einmal mit Krieg, aber sie wiesen ihn immer zurück, und seine Verluste waren höher als die ihren. Im Laufe der Zeit drangen sie weiter vor, mit Gewalt und geschickter Politik. Sie brachten eine große Allianz zusammen. Ihkla, Shainsa und sogar die Seestädte im Süden standen mit ihnen gemeinsam gegen Iblis, und Charons Macht endete wenige hundert Kilometer von seiner düsteren Zitadelle entfernt. Obwohl es ständige Scharmützel an den Grenzen gab, war es für die Menschen im Norden eine segensreiche Zeit, friedlicher als heute und weniger bedrohlich.“

„Ich habe davon gehört“, unterbrach Targoth. „Wir haben kaum noch Aufzeichnungen aus jenen Jahren, aber die Legenden berichten von einem Goldenen Zeitalter, und der Name Gareth-tha-bar wird daei mehrfach erwähnt. Doch dann muß die Stadt untergegangen sein.“

„Ja und nein. Charon sann auf Rache. Und schließlich fand er günstige äußere Umstände. Eine besondere Konstellation ermöglichte ihm einen Vernichtungszauber, wie der Mars ihn nur einmal vorher und nie wieder danach gesehen hat – und hoffentlich auch nie wieder sehen wird. Er richtete seine volle und gewaltige Macht gegen Gareth. Aber die Stadt und ihre Hüter waren so stark, daß der Bann an den Mauern gebrochen wurde.“

So gelang es dem Dunklen Lord nicht, seine Feinde direkt zu vernichten. Dennoch war sein Fluch tödlich für sie. Er verwüstete alles Land im Umkreis von fast hundert Meilen. So entstand die Staubwüste. Ich habe euch bereits gesagt, daß der Staub giftig ist und Halluzinationen hervorruft. Gareth war isoliert, sein gesamtes Hinterland, das Kernstück des Imperiums, vernichtet. Eine Weile hielten die Gareth sich noch in der Stadt. Sie lernten es, sich gegen den Staub zu schützen. So entstanden auch die Brunnen, die heilkräftige Wirkung

haben – ihr Wasser schützt nicht nur gegen die Sinnestäuschen, sondern vor allem gegen das schlechende Staubgift.“

Gareth kämpften weiterhin gegen den Lord von Iblis oder blieben in der Stadt, um das alte Wissen und ihre Fertigkeiten zu bewahren und von Generation zu Generation weiterzugeben. Doch ihre Zahl schwand immer mehr. Manche wurden erschlagen, andere wanderten aus, und trotz aller Vorsicht fielen immer wieder ganze Karawanen dem tödlichen Staub zum Opfer. Schließlich war Gareth wirklich abgeschnitten, und seine letzten Bewohner verhungerten in ihren Mauern. Das war vor mehreren tausend Jahren. Niemand hat mehr klare Kenntnis von diesen Erlebnissen, ausgenommen unser Erzfeind und mein eigenes Volk, dessen

---

### **Die nächste Nacht wurde wieder eiskalt. Wir rückten unter unseren Decken möglichst eng zusammen.**

---

Erinnerung äonenweit zurückreicht. Und deshalb kommen auch oft chieri hierher. Sie schöpfen von dem Wasser der Brunnen, das gegen vielerlei Übel hilft.“

„Grausam“, flüsterte Djara. „Soweit reicht also Charons Macht, daß er mit einer Beschwörung Tausende und Abertausende von Quadratkilometern unfruchtbar macht, daß er Städte und ganze Reiche auslöscht, als hätte es sie nie gegeben...“

„Ja. Und deshalb ist es so wichtig, daß er bekämpft wird, daß man ihn immer wieder in seine Schranken verweist, egal, wie hoch der Preis ist. Gareth-tha-bar hat für seinen Mut und seine Feindschaft gegen den Dunklen Lord ebenso bezahlt wie mein eigenes Volk oder wie unlängst Thai-Ihkla. Charons Ziel ist, so lange zu kämpfen, bis kein Gegner mehr übrig bleibt, der ihm den Weg verstellen kann. Dann ist er der unangefochtene Herrscher

des Mars und kann all seine düsteren Pläne verwirklichen.“

„Nicht, wenn wir unser Ziel erreichen und unsere Waffe einsetzen können“, sagte ich entschlossen.

„Das ist gut“, erwiderte Thlairy. „Targoth und ich werden euch führen, so gut wir können. Und was dann geschieht, liegt in eurer Hand.“

Sie rollte sich unter ihrer Satteldecke zusammen.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht“, erwiderten wir dreistimmig, und dann forderte die Müdigkeit ihren Tribut.

Der zweite Teil der Reise durch die Wüste war erträglicher. Erstens war er kürzer. Die Wüste mußte früher ungefähr kreisförmig gewesen sein, mit Gareth-tha-bar im Zentrum. Doch im Laufe der Jahrhunderte war sie nach Osten gewandert, so daß die Stadt jetzt näher an der westlichen Peripherie lag. Und die zweite wesentliche Erleichterung bestand darin, daß wir inzwischen aus den Brunnen der Stadt getrunken hatten. Zwar quälte uns noch immer der feine Staub, doch rief er jetzt keine Halluzinationen mehr hervor, und auch die sonst gefährlichen oder gar tödlichen Vergiftungserscheinungen hatten wir nicht mehr zu fürchten.

Die nächste Nacht wurde wieder eiskalt. Wir rückten unter unseren Decken möglichst eng zusammen, und vor dem Einschlafen bedauerte ich, daß ich nicht mit Djara allein war. Sonst hätte uns eine weitere Möglichkeit zu Gebote gestanden, uns zu wärmen und wenigstens für einige Zeit der Kälte zu trotzen. Doch in der Anwesenheit zweier anderer Menschen – oder eines Menschen und einer nichtmenschlichen Frau – war uns das zu peinlich.

Der nächste Tag begann ereignislos. Wir bewegten uns zwischen der Staubwüste, die wir zur Linken hatten, und dem noch etliche Kilometer entfernten Trockenmeer. Dieser schmale Landstreifen war Ödland, aber noch dünner besiedelt als das Gebiet nördlich und südlich des Kanals. Auch als wir die letzten Ausläufer der Wüste hinter uns hatten und nach Südosten abbogen, wurde die Vegetation nur geringfügig reichhaltiger. Dafür war die



Gegend belebter. Irgendwann zügelte Djara ihr Tier und bat uns, ganz still zu sein. Wir hielten die Luft an, während sie mit schiefgelegtem Kopf lauschte. Dann stieg sie aus dem Sattel und legte nach Trapperart ein Ohr an den Boden. Mir wäre wieder die Karl-may-Parallele aufgefallen, wenn ich nicht genau gewußt hätte, daß Djara diese Romane nie gelesen hatte.

„Ich glaube, wir werden verfolgt“, sagte sie schließlich.

„Ja“, sagte Thlairy. „Schon seit dem frühen Morgen.“

„Und Ihr habt es nicht für nötig gehalten, uns vorher davon zu unterrichten?“, fragte ich wütend.

„Warum sollte ich?“, gab Thlairy lässig zurück. „Es ist nur eine Handvoll Phugs, und sie werden uns nicht gefährlich werden, sofern sie nicht Verstärkung bekommen. Wenn es soweit ist, werde ich Euch schon rechtzeitig Bescheid sagen.“

Ich machte den Mund auf, um eine scharfe Erwiderung von mir zu geben, aber Targoth unterbrach mich mit einem abgehackten Lachen.

„Macht Euch nichts daraus“, riet er mir. „Ihr müßt Euch daran gewöhnen, daß auf dieser Reise die Frauen weitgehend das Sagen haben werden. Sie sind in vielen Beziehungen klüger oder wissender als wir.“

Es verletzte meine männliche Eitelkeit, aber wahrscheinlich hatte er recht. Von Djara wußte ich, daß sie Fähigkeiten hatte, mit denen ich nur unter bestimmten Bedingungen konkurrieren konnte. Und auch Thlairy war eine ganze Menge zuzutrauen. Mochte sie rein äußerlich auch wie ein beinahe zerbrechliches Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren wirken, so hatte sie sich bisher als umsichtig und geschickt erwiesen, und vor allem hatte sie uns drei in der Staubwüste das Leben gerettet. Hinter ihrer Stirn verbarg sich offenkundig ein brillanter Intellekt, und ich zweifelte nicht, daß sie auch ansonsten noch eine Reihe von Qualifikationen aufzuweisen hatte.

Wir setzten unseren Weg ohne besondere Eile fort. Es hatte keinen Sinn, unsere Tiere zu erschöpfen. Vielleicht würden wir ihre Schnelligkeit und Ausdauer später noch brauchen. Und solange die Phugs nicht stark genug waren, uns anzugreifen, konnten wir beruhigt sein.

Zum Mittagessen schoß Djara uns mit ihrer Schleuder ein Tier, das beinahe wie ein Kaninchen aussah, nur daß es etwas größer war und keine Schlappohren hatte. Die Ration war fast ein wenig knapp für vier Personen, auch wenn man berücksichtigte, daß Thlairy fast gar nichts und Djara nicht sehr viel aß. Ich tröstete mich über meinen halbleeren Magen mit dem Gedanken hinweg, daß es im Falle eines Kampfes vorteilhaft war, nicht gänzlich vollgefressen und dadurch träge zu sein.

Und es sah immer mehr so aus, als würden wir kämpfen müssen. Die Verfolgergruppe war inzwischen so dicht aufgeschlossen, daß wir sie nicht nur erkennen, sondern sogar zählen konnten. Anfänglich waren es etwa zehn gewesen, aber dann schienen sie Verstärkung

---

**„Ihr müßt Euch daran gewöhnen, daß auf dieser Reise die Frauen weitgehend das Sagen haben werden...“**

---

bekommen zu haben, und schließlich mußte ihre Zahl nur knapp unter zwei Dutzend liegen.

„Das gefällt mir nicht“, gab Thlairy zu. „Ich habe fast den Eindruck, als seien vor uns auch noch welche. Vielleicht warten sie darauf, uns in die Zange nehmen zu können. Wir sollten für heute auf ein Nachtlager verzichten.“

Ich seufzte. Warum mußte ich in einer tödlichen Mission auf einem fremden, ghuverdammt kalten Planeten herumreiten, wenn ich genauso gut in Hamburg in einem bequemen, geheizten Büro hätte sitzen und stur meine Vierzig-Stunden-Woche hätte einhalten können? Wenn ich in einer Gewerkschaft gewesen wäre, hätte ich mich über meinen Auftraggeber, meinen Geistbruder, beschwert.

Eine mondhele Nacht brach über uns herein. Phobos und Deimos waren viel kleiner als der irdische Mond, aber sie spendeten

mindestens ebenso viel Licht, weil ihre Umlaufbahnen tiefer waren. Thlairy schlug mehrere Haken nach links und nach rechts, und einmal ritt sie sogar ein paar Minuten auf unserer eigenen Fährte zurück. Ich fragte sie nicht nach der Lage. Sie machte den Eindruck, als sei sie vollkommen konzentriert, und da wollte ich natürlich nicht stören. Aber insgeheim betete ich zu einer Reihe von nutzlosen Göttern, daß die Nacht bald vorübergehen möge.

Ob es nun an den Göttern oder an den Naturgesetzen lag: mein Wunsch erfüllte sich. Und trotzdem war ich nicht ganz froh darüber. Denn im Licht der blutrot aufgehenden Sonne sah ich die Bescherung. Wir waren eingekesselt.

Vor und hinter uns standen jeweils dreißig Phugs, und auch an unseren Flanken trieben sich ein paar kleinere Gruppen herum. Alles in allem mochten es fast hundert der dunklen Wesen sein, die uns vorsichtig und gleichzeitig kampfesdurstig belauerten. Vielleicht dachten sie, wir seien eine leichte Beute. Und was mich betraf, so mochten sie damit recht haben. Denn ich konnte mir nicht vorstellen, was wir gegen eine zwanzigfache Übermacht ausrichten sollten.

„Wir haben zwei Möglichkeiten“, sagte Thlairy. „Wir können durchbrechen – dank unserer Ponies sollte uns das gelingen, wenn wir nicht arges Pech haben. Aber dann haben wir den Großteil der Meute immer noch hinter uns, und sie können eine Treibjagd auf uns veranstalten.“

„Und die zweite Alternative?“, fragte Targoth. Zum ersten mal fiel mir an ihm ein Zeichen von Nervosität auf. Er rieb den Ring an seiner linken Hand, mit einer Grimasse, als bereite er ihm Schmerzen oder eine andere Art von Qual.

„Ist für den Augenblick riskanter, auf Dauer aber sicherer“, antwortete Thlairy. „Wir kämpfen an Ort und Stelle so lange, bis wir sie zerstreut haben, und wenn es dann noch geht, verfolgen und töten wir alle, die wir erwischen können.“

In der Theorie hörte sich das ausgezeichnet an, aber in der Praxis konnte ich mir nicht vorstellen, wie wir das verwirklichen sollten. Obwohl ... Nun, es hatten schon mehr als einmal kleine Gruppen gegen eine große Übermacht

erstaunliche Siege errungen. Schillers Drama „Die Räuber“ kam mir in den Sinn, die schön-stolzen Worte: „Hier stehn neunundsiebzig, deren Hauptmann ich bin, und weiß keiner, auf Wink und Kommando zu fliegen oder nach Kanonenmusik zu tanzen, und draußen stehen siebenzehnhundert ...“

Aber in Dramen und Romanen ist das immer so furchtbar einfach. Da stehen die Schlachtengötter auf Seiten derer, die mutig und gerecht sind. Wenn der Mars Götter hatte, so standen sie wohl eher auf der Seite der stärkeren Bataillone. Und das waren die Phugs.

Immerhin, ich mochte mir keine Blöße geben, und so sagte ich: „Entscheidet Ihr, ich folge Eurem Rat.“

„Djara?“

Meine Geliebte war bleich, aber entschlossen. Sie nickte zum Zeichen, daß sie ebenso dachte.

„Also dann“, versetzte Targoth. „Laßt mich den Angriff führen.“

Er zog sein Schwert und sprengte dem größten Haufen der halb menschenähnlichen, halb affenartigen Wesen entgegen. Der Ring an seiner linken Hand leuchtete in einem düsteren Feuer, und aus den Reihen der Phugs ertönte ein seltsamer Laut, halb Schrei, halb Stöhnen. Sie waren verwirrt und wichen zurück, und Targoths grünlich schimmernde Klinge hielt unter ihnen eine blutige Ernte.

Ich schloß mich ihm an. Vom Pferderücken aus konnte ich nicht so gut fechten wie zu Fuß, aber ich war größer und stärker als die Phugs, und meine Klinge war besser als ihre primitiven, schartigen Waffen. Ich tötete drei oder vier von ihnen und wäre dann selbst fast aus dem Sattel geschlagen worden, wenn nicht ein Schleuderstein aus Djaras Hand meinen Widersacher zu Boden geschickt hätte. Ich warf ihr einen kurzen Blick des Dankes zu, parierte dann einen Speerstoß und hieb den Träger der Waffe nieder. Die Phugs kreischten, wie es ihre Art war. Auf ihre Weise waren sie tapfere Feiglinge und gerade deshalb gefährlich. Heute aber kämpften sie nicht so entschlossen wie sonst, und das machte es uns leicht. Während sie von dem Licht aus Targoths Ring geblendet waren, hausten wir unter ihnen wie die Schnitter im Feld. Mehr als einmal

drohten unsere Ponies im Blut auszurutschen oder über leblose, bepelzte Körper zu stolpern. Dann gaben die noch verbliebenen Söldlinge Charons auf. Sie zerstreuten sich in alle Richtungen, verfolgt von den durstigen Klingen unserer Schwerter und von Djaras treffsicheren Schleudersteinen. Es waren nicht viele, die uns entkamen, bevor wir die Jagd einstellten. In der Mitte der Walstatt trafen wir uns wieder.

Wir hatten alle etwas abbekommen, kleinere Schnitte und Kratzer nur, die wir in der Hitze des Gefechts gar nicht richtig wahrgenommen hatten. Nun aber begannen meine Wunden zu brennen, und ich wußte auch den Grund dafür. Die Waffen der Phugs waren rostig und oftmals giftig, weil sie sie nicht vom Blut ihrer Opfer säuber-

---

**„Die sehen wir nicht wieder“, sagte Targoth mit einem Blick in die Richtung, in der unsere letzten Widersacher verschwunden waren.**

---

ten. Mit solchen Dingen mußte man aufpassen, wenn man sich nicht eine Infektion zuziehen wollte. Aber Thlairy wußte das gleichfalls, und sie versorgte uns besser als ein irdischer Notarzt. In ihrer Feldflasche hatte sie ein Wasser aus Gareth-tha-bar, und als sie unsere Wunden damit auswusch, hörte das Brennen ebenso auf wie die schwachen Blutungen.

„Die sehen wir nicht wieder“, sagte Targoth mit einem Blick in die Richtung, in der unsere letzten Widersacher verschwunden waren.

„Nein, die nicht. Aber vielleicht andere Dinge.“

Der Ihklaner zuckte die Schultern.

„Es war nicht mein Wunsch, die Schlacht auf diese Weise zu beginnen. Der Ring brannte an meiner Hand, und ich konnte ihn weder abziehen noch bedecken. Du weißt, daß es ein Danaergeschenk ist, und daß ich glücklicher wäre, wenn ich

es nicht hätte.“

Thlairy nickte, und ihre herbschönen Züge zeigten für einen Augenblick tiefes Mitleid.

„Ja. Doch das ändert nichts an den Tatsachen. Charon müßte schlafen, wenn er oder seine mächtigsten Diener nicht gespürt haben sollten, was hier vorgegangen ist. Und wir sind noch weit von den Grenzen Shainsas entfernt, wo wir Schutz finden und unsere Spuren verwischen könnten.“

„Was also können wir tun?“, fragte ich.

„Ihr reitet weiter“, sagte Targoth. „Ich werde mich von euch trennen und in Richtung Trockenmeerküste ziehen. So wird Charon in der falschen Gegend suchen, und ihr habt eine gute Chance, zu entkommen.“

„Und Ihr?“, fragte ich.

„Kümmert Euch nicht um mich“, erwiderte Targoth. „Eure Mission ist wichtiger.“

Er wollte sich also für uns opfern. Das war edel gedacht, aber ich war nicht geneigt, es anzunehmen.

„Wir bleiben zusammen“, sagte ich entschlossen. „Was immer auf uns zukommt, gemeinsam werden wir leichter damit fertig.“

„Weder allein noch gemeinsam“, erklärte Thlairy. „Der Dunkle Lord hat Diener, die schnell, gefährlich und vor allem zahlreich sind. Sie kann man nicht so leicht einschüchtern oder niedermachen wie eine Horde Phugs.“

„Trotzdem bin ich nicht bereit, einen Kampfgefährten in den sicheren Tod reiten zu lassen.“

„Es gäbe eine andere Möglichkeit“, sagte Thlairy überlegend. „Targoth könnte auf unserem bisherigen Weg weiterziehen. So hat er eine Chance, auf shainsaisches Gebiet zu kommen, bevor Charon angreift. Und wir nehmen die Route zum Trockenmeer. Das ist ein beträchtlicher Umweg, aber auf ein paar Tage mehr oder weniger sollte es wohl nicht ankommen.“

„Wenn Targoth Shainsa erreichen kann, bevor etwas passiert, warum dann nicht wir alle?“, wandte ich ein.

„Weil es eben nur eine Chance ist“, klärte der Mann mich auf. „Keine schlechte, aber auch keine überwältigend gute. Und Euer Auftrag ist so wichtig, als daß wir Euch einem solchen Risiko aussetzen wollten.“

Das gefiel mir noch immer nicht, aber ich wußte auch nicht, was ich dagegen einwenden sollte. Sogar Djara hielt die Idee für die beste. Und da ich auf diese Weise überstimmt war, konnte ich mich nicht länger sträuben.

Targoth verabschiedete sich von uns mit einem handschlag – eine Sitte, die auf dem Mars offenbar nicht minder üblich war als auf der Erde. Nur Thlairy begnügte sich damit nicht. Sie legte ihm die Hände in den Nacken, zog seinen Kopf ein Stück hinunter – was nicht leicht war, weil er größer war als sie – und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn. Dazu sagte sie: „Glück, Glück und nochmals Glück.“

Targoth grinste, als er in den Sattel stieg.

„Mit einem solchen Wunsch von dir kann mir kaum noch etwas passieren.“ Er winkte uns zu und ritt dann eilig davon, nach Südosten. Wir anderen bogen in einem Winkel von etwa neunzig Grad ab. Es dauerte nicht lange, bis wir ihn aus den Augen verloren hatten.

Für den Rest des Tages war Thlairy sehr schweigsam. Wenn ich ihren Gesichtsausdruck richtig deutete, empfand sie Trauer oder Besorgnis oder beides gleichzeitig.

Der nächste Abschnitt der Reise verlief weniger aufregend als ihr Anfang. Auf der einen Seite war das natürlich angenehm oder zumindest für unseren Auftrag nützlich. Auf der anderen Seite störten mich die Eintönigkeit in Verbindung mit dem natürlich wieder schlechter gewordenen Wetter. Wenn ich ehrlich sein soll, war ich in diesen zwei Wochen ein ungeselliger und mürrischer Weggenosse. Aber Djara liebte mich genug, um sich nicht daran zu stören, und Thlairy nahm davon wenig Notiz.

Wir hielten uns an die Küste des Trockenmeeres, eine sehr gute Landmarke für uns, die wir die Gegend nicht kannten und auch keine genauere Karte hatten. Ziemlich weit im Süden stießen wir dann auf die natürliche Barriere eines Gebirges, in dem sich nach Thlairys Informationen die verborgenen Höhlen der marsianischen Zwerge befinden sollten – einer scheuen Rasse, die weder für noch gegen den Dunklen Lord war und in der Abgeschlossenheit ihrer kahlen

Gegend durch Neutralität zu überleben versuchte. Da wir keinen Versuch machten, in ihr Gelände einzudringen, behelligten sie uns auch nicht.

Nach zwei Wochen und einem Tag standen wir dann an der Küste, am westlichsten Ausläufer der schwindenden See, ungefähr auf halber Strecke zwischen den beiden großen Küstenstädten Quins im Süden und Dorset im Norden. Von hier ab konnte wenigstens ich mich leichter orientieren, weil ich eine ganz vernünftige Karte des Meeres und der umliegenden Küsten hatte. Wir blieben an der nördlichen Küste, denn dort war die Gefahr geringer, auf herumstreifende Scharen unseres Feindes zu stoßen.

Es gab eine Reihe von Dörfern und sogar kleinere Städte auf unserem Weg, aber Thlairy hatte entschieden, daß wir die Seereise von Dorset aus antreten sollten. Erstens war das der günstigste Weg für uns, und zweitens würden wir in einer großen Stadt weniger auffallen als in einem kleinen Kaff. Diese Vorsicht erschien mir nicht einmal übertrieben, denn es wäre zu lächerlich gewesen, so kurz vor dem Ziel noch durch einen dummen Zufall zu scheitern.

In Sichtweite der Mauern schlugen wir unser letztes Nachtlager unter freiem Himmel auf. Natürlich hätten wir in der Stadt bequeme Betten finden können. Aber je weniger Leute uns sahen, desto besser war es für uns.

„Morgen müssen wir ein Schiff und eine Besatzung finden“, sagte Thlairy. „Ich zumindest habe von der Seefahrt keine Ahnung.“

„Ich auch nicht“, räumte Djara ein.

„Aber ich“, sagte ich mit einem Anflug von Stolz. Es befriedigte mich, auch einmal etwas zu können, wovon die beiden Frauen nichts verstanden. „Wir brauchen ein Boot von der Größe eines 20er Jollenkreuzers, würde ich schätzen, und damit kann ich umgehen.“

„Und was ist mit dem Rückweg?“, fragte Djara. Sie zögerte einen Augenblick und sprach dann aus, woran wir alle schon öfter gedacht hatten: „Du wirst auf der Insel zurückbleiben müssen.“

Auch dieses Problem hatte ich einkalkuliert. „Selbst bei günstigstem Wind brauchen wir zwei oder zweieinhalb Tage. Ich dieser Zeit

kann ich euch genug beibringen, daß ihr das Boot hinterher gefahrlos zurücksegeln könnt.“

Thlairy und Djara waren damit einverstanden. Sie hatten sowohl in meine seemännischen Fähigkeiten als auch in ihre Lernbereitschaft genug Vertrauen.

Baghiras Gold reichte aus, uns eine Schaluppe zu kaufen, ein hübsches Boot von vielleicht sechs Metern Länge. Es hatte einen Mast und war eine gaffelgetakelte Kat. Das gefiel mir nicht so sehr. Mit gaffelgetakelten Booten hatte ich erst einmal gesegelt, und ich zog die hochgetakelten vor. Außerdem störte mich, daß wir keine Fock hatten. Darunter litt die Geschwindigkeit und Segeleigenschaften am Wind. Aber es gab keine große Auswahl, und vor allem hatten wir weder Zeit noch das Material und die Sachkenntnis, die Besegelung umzustellen. Also nahmen wir, was uns geboten wurde. Thlairy war eine geschickte und zähe Händlerin, und sie drückte den Preis soweit, daß noch einiges von unserem Kapital übrigblieb. Wir verwendeten es dazu, Ausrüstung und Proviant zu besorgen. Dann hielten wir uns nicht länger auf, sondern stachen gleich in See.

Ein aufländiger Südwind erschwerte uns das Vorankommen. Wir mußten kreuzen, und das war mit der Schaluppe eine zeitaufwendige Arbeit. Ihr toter Winkel war so groß, daß jeder irdische Sportsegler darüber nur den Kopf geschüttelt hätte. Bei einem Admirals-Cup wäre selbst eine Besatzung von Weltmeistern damit unweigerlich auf dem letzten Platz gelandet. Aber wir wollten ja auch keine Regatta segeln, sondern in erster Linie unser Ziel erreichen.

Und das taten wir, auch wenn ich den Mund etwas vollgenommen hatte. Schließlich hatte ich bisher nur leichtere Sportboote gesegelt, und das auf Binnengewässern, nicht auf hoher See. Aber wir hatten Glück: Der Wind war weder zu schwach noch zu stark. Die See blieb so ruhig, wie man es sich für ein kleineres Boot nur wünschen konnte. Und nach dem ersten Tag drehte der Wind sogar, so daß wir auf einem gemütlichen Halbwindkurs segeln konnten.

Ein kleineres Problem stellte die Orientierung dar. Stellare Navigation fiel aus – erstens kannte ich die

hiesigen Konstellationen nicht, und zweitens hatten wir keinen Sextanten. (Und drittens hätte ich damit nicht umgehen können, selbst wenn wir einen gehabt hätten...) Terrestrische Navigation war nützlich, solange wir uns in Sichtweite des Landes oder direkt unter der großen Insel Moran befanden. Als wir deren Westkap umrundet hatten, kamen wir auf die offene See, und da konnten wir nur noch auf unser Glück vertrauen. Immerhin hatten wir einen Vorteil. Die Insel, nach der wir suchten, war nicht leicht zu übersehen. So klein sie war, so hoch war sie auch. Sie bestand im Wesentlichen aus einem Berg, der kegelförmig zweihundert Meter über die Wasseroberfläche hinaufragte.

Am Morgen des vierten Tages hatten wir dieses Ziel erreicht.

Vorsichtig, wie ich nun einmal veranlagt bin, umrundete ich die ganze Insel, bevor ich anlegte. Wir sahen nichts und niemanden, weder Menschen noch die nichtmenschlichen Kreaturen unseres Feindes. Er war also ahnungslos. Gut für uns!

Auf der Nordseite gab es eine kleine Bucht, die für ein Ankermanöver wie geschaffen war. Also kommandierte ich „Fallen Anker!“, und alsbald lagen wir fest. Die Entfernung zum Land betrug rund zwanzig Meter. Dichter hatten wir wegen unseres Kieles nicht auflaufen können. Und da wir auch kein Boot hatten, mußten wir ins brusthohe und eisig kalte Wasser springen. Glücklicherweise gab es keine nennenswerte Brandung, sonst wäre diese kurze Strecke uns wohl schwerer gefallen als die zuvor zurückgelegten tausend Kilometer ...

Die Insel war ziemlich öde. Es gab eine Menge Moos, ein bißchen Gras und eine Pflanze, die mich vom Äußeren her an Strandhafer erinnerte und auch ähnlich scharfe Kanten hatte. Büsche oder gar Bäume waren nicht zu sehen, und das tierische Leben schien sich auf Insekten zu beschränken, die in der kalten Marsluft verständlicherweise ziemlich träge waren. Wir packten einen Teil unserer Ausrüstung aus und begannen mit dem Aufstieg.

Als Bergsteiger habe ich noch nie eine sonderlich gute Figur gemacht. Ich leide an einer leichten Höhen-

angst. Es ist nicht so, daß mir schwindelig wird, aber ich fühle mich unbehaglich, sobald zwischen mir und dem Boden mehr als vier oder fünf Meter freier Luft sind. Thlairy und Djara schien das nichts auszumachen. Beide waren recht geschickt, und mit ihrer Hilfe bewältigte ich dann auch den mäßig steilen Hang. Als ich oben war, war ich reif für eine längere Pause und einen tiefen Schluck aus der mitgebrachten Weinflasche.

Der Gipfel war ein flaches Plateau, groß genug, daß man eine Zehn-Zimmer-Villa darauf hätte bauen können. Natürlich war niemand verrückt genug, das zu tun, und ich bezweifelte, daß sich vielleicht in späteren Zeiten mal ein Bauherr für ein solches Projekt finden würde. Dennoch gab es Spuren für das Wirken menschlicher oder vielleicht auch nichtmenschlicher Ingenieure. In der Mitte des Plateaus war ein Schacht, zu regelmäßig, um nicht künstlichen Ursprungs zu sein. Und wenn wir noch eines weiteren Beweises bedurft hätten, so wären da die in den Stein gehauenen Wendeltreppen gewesen, die ins Innere des Berges führten. Ich wollte mich an dieser Stelle von meinen Begleiterinnen verabschieden, aber sie bestanden darauf, sich den Ort meines baldigen Todes wenigstens einmal anzuschauen. Ich glaube nicht, daß ihre Gründe morbider Natur waren. Weit eher wollten sie sich wohl überzeugen, daß alles so aussah, wie Baghira es Djara und mir beschrieben hatte.

Ich hätte ihnen sagen können, daß mein Geistbruder sich in solchen wichtigen Angelegenheiten nicht irrte. Es hatte tatsächlich alles seine Richtigkeit.

Ungefähr sechshundert Stufen führten abwärts. Es wurde immer feuchter und kälter. Dank der mitgebrachten Fackeln tappten wir wenigstens nicht im Dunkeln, aber auch so herrschte eine reichlich ungemütliche Atmosphäre. Der Boden des Schachtes bestand aus gewachsenem und nur grob begravidem Fels. Er wirkte sehr massiv, aber ich wußte, daß nur ein kurzes Stück darunter gewaltige Wassermassen darauf warteten, durch meine Beschwörung freigesetzt zu werden.

Bei dem Versuch, mir das bildlich vorzustellen, versagte meine Phan-

tasie. Aber statt dessen glaubte ich, Fetzen eines Liedes zu hören: „... gold old american boys, drinking whiskey and Rye, singing: This will be the day that I'll die ...“ Sehr passend. Nur daß ich statt dessen vielleicht hätte sagen sollen: „the place“ und nicht „the day“. Der Ort war richtig, aber der Tag war noch nicht gekommen.

„Tut mir einen Gefallen“, sagte ich heiser. „Keine große Abschiedsszene. Je schneller ihr weg seid, desto eher kann ich anfangen.“

Thlairy nickte verständnisvoll. Sie legte mir die Hand auf die Schulter und murmelte dabei, was sie schon Targoth bei dessen Abschied gesagt hatte: „Glück, Glück und nochmals Glück.“ Dann drehte sie sich schroff um, und ich fragte mich, ob sie damit vielleicht irgendwelche Gefühle verbergen wollte.

Schwerer war es mit Djara. Sie sah so aus, als wollte sie etwas sagen. Ich hinderte sie daran, indem ich sie in die Arme nahm und küßte. Unsere Lippen preßten sich aufeinander. Dann, nach einem beinahe endlosen, bittersüßen Augenblick, stieß ich sie von mir. Sie weinte lautlos.

„Geh!“, befahl ich schroff. Dann wiederholte ich, leiser, flehender: „Bitte geh!“

„Auf Wiedersehen“, murmelte sie. „Hoffentlich...“

Auch sie wandte sich ab. Thlairy legte ihr einen Arm um die Schulter und führte sie zur Treppe. Ich rief den beiden hinterher:

„Wenn es schief geht, grüßt Baghira von mir. Sagt ihm, daß ich es nicht bereue. Und sagt ihm: Der dem Tod gelassen ins Auge schauen kann, der Soldat allein ist ein freier Mann.“

Sie winkten mir ein letztes Mal zu und stiegen dann die Treppen hinauf. Mir schien, als bewegten sie sich sehr langsam. Es dauerte sicherlich eine halbe Stunde, bis ich, hoch über mir, den Schimmer ihrer Fackeln nicht mehr erkennen konnte. Ich war allein in der Dunkelheit.

Nun, das ist vielleicht übertrieben. Erstens war ich nicht ganz allein, und zweitens herrschte keine absolute Dunkelheit. Ich hatte eine Flasche Wein und eine Öllampe. Ohne diese beiden Dinge wäre ich mutmaßlich wahnsinnig geworden. Und auch so kostete es mich viel

Kraft, in meiner feuchten Gruft zu bleiben. – „This will be the place where I'll die ...“ – Der feige Teil meiner Seele sagte mir: „Jetzt sind sie erst halb oben. Wenn du dich beeilen würdest, könntest du sie noch einholen, könntest noch entkommen.“

Ich fluchte und schlug mit der Faust gegen den Fels, bis meine Hand blutig war. Der Schmerz half ein wenig. Gleichzeitig versuchte ich mir vorzustellen, wo die beiden sich gerade befanden.

Jetzt ungefähr dürften sie aus dem Schacht klettern. Und jetzt hatten sie den Abstieg hinter sich. Jetzt wateten sie zu der Schaluppe. Zweimal innerhalb weniger Stunden bis auf die Haut durchnäßt ... Hoffentlich holten sie sich keine Lungenentzündung. Bei Thlairy setzte ich darauf, daß sie zäh war. Djara war auch widerstandsfähiger, als ihre schmale und zierliche Gestalt vermuten ließ, aber ich fragte mich, ob das nicht zuviel für sie sei. Und was machte ich, wenn sie ernstlich erkrankte oder gar starb, bevor der geistige Transfer stattgefunden hatte? Schnell verdrängte ich den Gedanken.

Erst war die Zeit für mein Empfinden sehr schnell vergangen, jetzt verstrich sie mit quälender Langsamkeit. Ich hatte meine Uhr bei mir, ein unverzichtbares Instrument, weil ich hier unten nicht mitbekam, ob oben Tag oder Nacht herrschte. Und auf mein Zeitgefühl hätte ich mich bestimmt nicht verlassen können. Es war aber wichtig, daß ich mit meiner Aufgabe lange genug wartete. Djara brauchte einen ausreichenden Vorsprung, um die Küste zu erreichen. Sonst riskierte ich, daß das kleine Boot von der entstehenden Flutwelle zertrümmert wurde, und damit wären nicht nur Djara und Thlairy verloren, sondern ebenso ich selbst. Oder das, was von mir möglicherweise übrigbleiben würde, nachdem mein Körper Futter für die marsianischen Fische geworden war ...

Sie können mir glauben, daß es eine qualvolle Zeit war, diese vier Tage. Ich verfluchte jede einzelne Stunde, jede Minute, jede Sekunde. – Wissen Sie, wieviele Sekunden vier Tage haben? Es sind ziemlich genau dreihundertfünfundvierzigtausendsechshundert. Plus minus ein paar. Die Länge des marsiani-

schen Tages war fast genau identisch mit der eines irdischen, aber ich hatte es nicht auf die Stellen bis nach dem Komma ausgerechnet. – Dreihundertfünfundvierzigtausend sechshundert Flüche. Hinzu kam die Langeweile. Ich konnte mich nicht einmal betrinken. Wenn ich im Rausch oder mit einem ordentlichen Kater in den Knochen einen Fehler gemacht hätte, hätte das kaum vorstellbare Folgen haben können.

Ich will Sie nicht mit einer detaillierten Beschreibung dessen langweilen, was ich in diesen vier Tagen tat oder vielmehr nicht tat und vor allem dachte oder nicht dachte. Das ist nicht allein Rücksichtnahme. Es liegt auch daran, daß solche Dinge meiner Meinung nach zu privat sind, als daß ich sie mit jemandem teilen wollte. Und wenn Sie mich

---

## Djara brauchte einen ausreichenden Vorsprung, um die Küste zu erreichen.

---

fragen sollten, ob ich Angst hatte, so verweise ich Sie auf das, was ich zu dem Thema in einer ähnlichen Situation in meinem zweiten Reisebericht, „Der Schlüssel von Iblis“, geschrieben habe.

Aber auch die längste und qualvollste Wartezeit geht irgendwann einmal vorüber, und schließlich war die Stunde gekommen, da ich Baghiras Anweisungen ausführen konnte.

Es bedurfte keiner umfangreichen Vorbereitungen. Fünf Kerzen, vorsorglich in Dorset gekauft, bildeten ein Pentagramm, das Standardinstrument aller Zauberer. Außerdem hatte ich ein Stück Kreide, das auf dem feuchten Felsen fürchterlich quietschte. Es erinnerte mich an meine Schulzeit. Damals hatten wir, wenn wir dem Lehrer einen Streich hatten spielen wollen, die Tafelkreide angefeuchtet. Wenn er dann schrieb, hatte das herrlich

mißtönende Geräusche gegeben. Seltsam, was für Erinnerungen einem so durch den Kopf gehen, wenn man eigentlich an viel wichtigere Dinge denken sollte ...

Doch es machte nichts aus. Für die Beschwörung brauchte ich mein löchriges Gedächtnis nicht zu strapazieren. Baghira war so vorausschauend gewesen, alle Einzelheiten hypnotisch in meinem Hirn zu verankern. Minimalste Konzentration reichte aus, mich an die kompliziertesten Formeln zu erinnern. Wenn man die Methode hätte patentieren und auf der Erde verwenden können, wären noch mehr Lehrer arbeitslos geworden. Und ganze Generationen von Schülern hätten erleichtert aufgeatmet. Aber es war damit wie mit vielen Künsten, die zwischen den Dimensionen praktiziert wurden: es funktionierte leider nicht überall.

Aber es funktionierte auf Arkai und auf dem Mars, und das reichte aus.

Also schrieb ich mit feuchter Kreide Namen und Berechnungen auf den Fels, rief fremde und bekannte Gottheiten an, dunkle Wesen, von denen ich nur den Namen kannte – und auch gar nicht mehr kennen wollte – und Dinge, die nicht einmal einen Namen hatten, sondern nur ein Symbol. Der genaue Text der Beschwörung dürfte nicht nur für Sie uninteressant sein, ich könnte ihn nicht einmal wiedergeben. Und zwar nicht, weil er als streng geheime Kommandosache betrachtet würde, sondern weil das Transkriptionssystem ein anderes war als alle, die wir auf der Erde benutzen. Aber vielleicht interessiert es Sie, daß zu den Angerufenen auch die Gestalten aus H.P. Lovecrafts Pandämonium gehörten – Cthulhu und Cthuga, Yot-Sothoth, Hastur, der Unnennbare und wie sie alle hießen. Den Abschluß bildete der Name Cthulhus, was ich ganz angemessen fand, weil die Beschwörung schließlich mit dem Wasser zusammen hing und das Wasser sein Element war oder ist.

ob er nun träumend und nicht-tot in seinem Haus im Fernen R'lyeh lag oder sich hier manifestierte oder wer oder was immer es tat – es funktionierte. Oh ja, es funktionierte nur allzu gut!

Ein leises Dröhnen erklang, während ich noch an der Arbeit

war, und steigerte sich immer mehr, bis ich den letzten Kreidestrich gezogen hatte. Dann brach die Hölle los – eine sehr feuchte Hölle! Der Boden unter mir barst, und ich wurde auf einer unvorstellbaren Wasserfontäne hochgeschleudert.

In diesem Moment hatte ich tatsächlich Angst. Nicht so sehr, daß Baghira sich geirrt oder mich getäuscht haben könnte. Auch nicht davor, daß mit dem Geisttransfer irgendetwas schiefgehen könnte. Der Tod an sich schreckte mich nicht. Ich fürchtete nur, ich könnte ertrinken. Ersticken und Ertrinken sind angeblich die häßlichsten Todesarten, die es gibt. Zwar geht beides sehr schnell, aber diese drei bis fünf Minuten bis zum Exitus haben es in sich. Da will man atmen und kann es nicht, weil um einen herum keine Luft ist. Und das ist mit der allerfurchterlichsten Beklemmung verbunden. Was einen Sie wohl, warum die Rettung Ertrinkender selbst für ausgebildete Schwimmer gefährlich sein kann? Eben weil die bedauernden Opfer, mögen sie so stark und geistesgegenwärtig sein wie nur irgend möglich, in kreatürliches Todesangst verfallen. Timor mortis, oder wie sagen die Mediziner dazu? Ich bekam einen kleinen Vorgeschmack davon, als um mich herum plötzlich nur noch kaltes und lebensfeindliches Wasser war.

Aber dieser besondere Schuß Bitterkeit im Becher des Märtyriums blieb mir erspart. Die Fontäne schleuderte mich gegen einen Felsen. Ich spürte alle möglichen Knochen in meinem Leib brechen, und dann war da nichts mehr, nur noch ein so flüchtiger Gedanke, daß er auch eine Illusion hätte sein können: „Ich sterbe.“

Nein. Ich war tot. Aber, wie der Unsterbliche Martin Sair zu diesem Thema einst gesagt haben soll: „Was verfißt?“

Es verfocht wirklich nichts, denn im gleichen Augenblick wurde ich wiedergeboren.

Rückblickend bedaure ich es fast, daß ich Prosa schreibe und keine Stabreime. Denn die Dinge, die ich empfand, hätten einen ganz vorzüglichen Stabreim abgegeben, begannen sie doch alle mit dem gleichen Buchstaben. Schreck, Schock, Schmerz. Oder umgekehrt. An die Reihenfolge kann ich mich

ebenso wenig erinnern wie an andere Einzelheiten. Und das ist vielleicht auch besser so.

Eine Vermutung: Es war wohl weniger der Tod, der Augenblick des Sterbens, der mir so zu schaffen machte, als das anschließende Ereignis, das viel phantastischer und widernatürlicher war. – Menschen sind seit jeher gestorben. Vielleicht blieb der eine oder andere durch die Gunst des Schicksals oder göttlicher Gestalten oder solcher, die zwar keine Götter waren, aber diesen ähnlich, davon verschont. Aber wer konnte schon von sich sagen, gestorben und wiedergeboren zu sein?

Es war Wahnsinn, und es drohte auch, Wahnsinn zu werden. Oder mich wahnsinnig zu machen, was – eozentrisch – aufs Gleiche hinausgekommen wäre.

---

## Nach den religiösen Vorstellungen der Inder wird jeder Mensch reinkarniert.

---

Nach den religiösen Vorstellungen der Inder wird jeder Mensch reinkarniert. Den meisten wird dabei jedoch die zweifelhaft Gnade zuteil, als Tier oder als Säugling wiedergeboren zu werden. Wenn das auch Nachteile hat, so ist damit sicherlich mindestens ein Vorteil verbunden. Die Gehirne von Tieren oder Babies sind nicht imstande, den Geist und das Erinnerungsvermögen eines toten Erwachsenen – oder eines erwachsenen Toten – in sich aufzunehmen. Sie reagieren mit einer Amnesie. Sonst würde mindestens der indische Teil der Menschheit wohl überhaupt nicht mehr oder nur noch aus Wahnsinnigen bestehen.

Ein weiterer religiöser Bericht behauptet, daß das halb menschliche, halb göttliche Wesen Jesus wiedergeboren worden sein soll. Man mag darüber denken, wie man will. Wenn wir – rein hypothetisch – mal die Wahrheit dieses Berichtes

unterstellen, fällt auf, daß er nicht allzu lange in seiner zweiten Inkarnation verblieb. Er dürfte Gründe dafür gehabt haben ...

Nach dieser kleinen Einführung können Sie sich vielleicht einen schwachen Eindruck davon verschaffen, wie es mir erging.

Ich stecke in einem neuen Gefängnis aus Fleisch, aber diese Hülle ebenso wie ihre (Mit) Bewohnerin stimmen nicht mit dem überein, was meine Erinnerungen, mein Wesen, mein Ich ausmachten. Es muß wie Schizophrenie gewesen sein. Verlangen Sie bitte nicht, daß ich es Ihnen genauer erkläre. Ich kann es nicht. Es gibt in unserer Sprache dafür wahrscheinlich keine Worte, und wenn doch, so fühle ich in mir weder die Neigung noch die Fähigkeit, sie zu finden.

Jemand hielt uns fest. Durch Djaras Augen sah ich Thlairy, das schmale, nicht vollkommen menschliche Gesicht vor Anstrengung und auch vor Besorgnis verzerrt. Sie war stärker, als ich gedacht hätte. Oder ich war schwächer, als ich hätte sein dürfen. Vielleicht lag es an beidem gleichzeitig. Jedenfalls schaffte sie es, mich/Djara/uns zu bändigen, bevor ich in meiner Panik mir/Djara/uns oder Thlairy selbst etwas antun konnte.

Dann klärten sich meine/unsere Sinne langsam. Wir teilten uns gewissermaßen in unsere Bestandteile, gewannen unsere individuelle Identität zurück, auch wenn wir nach wie vor unauflöslich miteinander verbunden waren. Ich zog meinen Einfluß auf Djaras Körper zurück. Möglicherweise wurde ich auch verdrängt. Wenn es so war, dann geschah es nicht gewaltsam, sondern deckte sich mit meinen eigenen Absichten. Jedenfalls wurde ich zu einem passiven Beobachter, der nur noch ihre Wahrnehmungsmöglichkeiten ausnutzte, die berühmten fünf Sinne.

Und auch das war noch verwirrend genug. Sie sah, hörte, schmeckte und roch anders als ich. Und vor allem fühlte sie anders. Ihr Tastsinn war intensiver und sensibler als meiner. Besonders das machte mir die Tatsache bewußt, daß ich, ein durchaus männlicher Geist mit einem durchaus männlichen Selbstverständnis, nunmehr in einem weiblichen Körper steckte. Es war obszön, abstoßend und auf

perverse Weise aufreizend zugleich. Ich konnte mich dagegen nicht wehren, es nicht einmal verdrängen, weil ich nicht mehr ganz ich selbst, aber auch nicht – oder noch nicht – etwas anderes war.

„Ruhig“, flüsterte Thlairy. Sie lag auf mir/Djara/uns und fesselte uns mit ihrem Gewicht und ihrer Kraft an den Boden. Ihre Augen waren ganz nahe an meinen/Djaras/unseren, und eine hypnotische Kraft strahlte aus ihnen, eine Kraft, die nicht aggressiv und unterdrückend, sondern besänftigend, heilsam. Es hätte ihrer Stimme und der ständigen Wiederholung dieses einen Wortes nicht bedurft, um mich/Djara/uns in eine leichte Trance zu versetzen.

Dann waren die Augen verschwunden, ebenso wie Sicht, Gehör, Geschmack, Geruch und Tastsinn. Ich schwebte im Nichts und war mir nur vage der Anwesenheit eines anderen Geistes bewußt. Djara...

Dann noch eine Präsenz, ähnlich und doch gleichzeitig grundverschieden. Thlairy...

„Seid ihr bei Bewußtsein?“, fragte jemand. Die Stimme war wortlos, telepathisch.

Zweifache Zustimmung.

„Entschuldigt, daß ich mich in eure Angelegenheiten eingemischt habe“, fuhr Thlairys Geiststimme fort. „Es sah so aus, als hättet ihr die Dinge nicht mehr unter Kontrolle.“

Zweifache Bestätigung.

„Seid ihr jetzt dazu imstande?“

„Ich weiß es nicht“, „sagte“ ich.

„Es ist so verwirrend“, ergänzte Djara.

„Habt Ihr nicht eine Möglichkeit, mich in Schlaf oder Trance zu versetzen?“, fragte ich.

„Nicht, so lange Ihr körperloser Gast in einem anderen Körper seid. Wenn ich es versuchte, würde ich auch Djara zur Passivität verurteilen, und das wäre nicht sinnvoll.“

„Dann müssen wir also zusehen, wie wir miteinander fertig werden?“

„Ja. Wenn ich Eure Augen schließen würde, könnte auch Djara nichts mehr sehen. Würde ich Eure Ohren taub machen, könnte auch Djara nichts mehr hören. Ihr seid aneinandergelockt, so lange ihr den gleichen Körper bewohnt.“

Zweifaches Seufzen.

„Ich werde jetzt die Starre von euch nehmen. Seid ihr bereit?“

Zweifache Zustimmung.

Thlairys Augen waren wieder dicht vor meinen/Djaras/unseren. Aber sie hatten ihre suggestive Starre verloren. Die Chieri erhob sich. Wir zögerten. Dann übernahm Djara wieder die Kontrolle über ihren angestammten Körper, während ich mich beherrschte und mich soweit wie möglich zurückhielt. Aber ich konnte ganz einfach nicht verhindern, daß ich Beobachter wurde, Zeuge aller folgenden Ereignisse, Besucher in einem überaus lebensecht wirkenden Kino.

Oder nein: in einem überaus kinomäßig wirkenden Leben ...

Haben Sie schon mal versucht, zu zweit auf einem Stuhl zu sitzen? Es kann ganz amüsant sein, wenn Sie es mit ihrer Partnerin respektive ihrem Partner machen. Aber dieses Amusement dürfte bestenfalls ein paar Minuten vorhalten. Dann wird es lästig, unbequem, und nach zu langer Zeit einfach höllisch.

Und nun stellen Sie sich einmal

---

**„Seid ihr bei  
Bewußtsein?“ fragte  
jemand. Die Stimme  
war wortlos,  
telepathisch.**

---

vor, es würde drei Wochen dauern. Dann haben Sie etwa die Situation, in der wir uns befinden.

An und für sich war es gar nicht so schlimm. Zumindest wäre das für einen unsensiblen Menschen nicht gewesen. Okay, ich fühlte alles mit, was Djara – richtiger: Djaras Körper – fühlte. Wenn sie froh, froh ich auch. Wenn sie müde war, wäre ich auch am liebsten eingeschlafen, konnte es aber nicht, weiß ich damit gleichzeitig sie gelähmt hätte. Das alles war noch erträglich. Wenn ich physisch, in meiner eigenen Gestalt, bei dieser Reise dabei gewesen wäre, wäre es mir ja auch nicht anders ergangen. Oder sogar noch schlechter: Djara litt nicht an peripheren Durchblutungsstörungen und war folglich

gegen die barbarische Kälte des Mars nicht ganz so anfällig wie ich. – Vermutlich lag es daran, daß auf ihrer Welt das Laster des Rauchens unbekannt war. Im Gegensatz zu mir hatte sie keine zehn Jahre Gelegenheit gehabt, ihren Kreislauf mit Nikotin zu schädigen.

Übler war der Umstand, daß ich immer dabei war, egal, was sie tat. Und sie wußte, daß ich dabei war, und wußte gleichfalls, wie ich auf alles reagierte. Es gab für uns keine Sekunde der Privatsphäre, ausgenommen jene Zeit, in der wir nichts davon hatten. Nämlich dann, wenn wir schliefen. Und auch dann hatten wir manchmal Träume, von denen wir nicht genau wußten, ob sie ihre oder meine oder eine Mischung aus beiden waren. Und von denen wir beide uns wünschten, daß wir – und namentlich der/die andere – sie nicht kennen würden ...

Ein Körper ist beim besten Willen zu eng für zwei Bewußtseinsinhalte. Namentlich dann, wenn der Körper der einer Frau ist und sie einen männlichen Geist als Gast beherbergen muß.

Hätte es zu lange gedauert, wäre ich zweifellos verrückt geworden. – Und das hätte eine noch interessantere Situation heraufbeschworen. Wenn ich beispielsweise schizophren geworden wäre, hätten wir uns zu dritt eine fleischliche Hülle teilen müssen! – Glücklicherweise erfuhr unsere Reise keine nennenswerte Verzögerung, und so kam endlich der langersehnte Tag, an dem wir vor dem Tempel an der Grenze zum westlichen Ödland standen.

Es war zur Zeit des Sonnenuntergangs, und der Mars hüllte sich in seine seltene und bizarre Schönheit.

„Ich bin froh, daß wir es geschafft haben“, sagte Thlairy.

„Ich auch“, sagten wir.

„Manchmal habe ich mich gewundert, wie ihr den Rückweg ausgehalten habt.“ Sie sah Djara/mich/uns mit einem rätselhaften Blick an. „Ich glaube nicht, daß ich es gekonnt hätte. Ich will es auch gar nicht wissen.“

„Wir verdanken Euch sehr viel“, sagten wir. „Euch und Targoth. Und sein Schicksal bereitet uns Sorge.“

Schatten verdunkelten Thlairys Gesicht – Schatten, die von der sinkenden Sonne stammten oder Aus-

druck ihrer Gefühle waren. Aber sie sagte zuversichtlich:

„Er wird durchkommen. Er ist zäh und stark. Sobald Ihr durch das Tor seid, werde ich ihn suchen und ihm helfen, wenn es nötig ist.“

Ich fragte mich, ob eine solche Hilfe noch rechtzeitig kommen konnte. Immerhin war es mehr als einen Monat her, daß wir ihn einem ungewissen Schicksal überlassen hatten. Aber ghu alleine mochte wissen, welche Trickkarten er – und vor allem Thlairy – noch im Ärmel haben mochte. Wenn sie glaubte, daß er eine reelle Chance gehabt hatte oder noch hatte, beschwichtigte das mein unruhiges Gewissen.

„Es ist Zeit für den Abschied“, meinte Thlairy drängend. „Der marsianischen Abenddämmerung soll man nicht trauen.“

Ich wollte ihr die Hand schütteln, aber Djara – die die Kontrolle über unseren derzeit gemeinsamen Körper hatte – zog es vor, Thlairy schwesterlich zu umarmen und auf die Wange zu küssen. Mir war das unangenehm, weil ich die Chieri eher mit meinen als durch Djaras Augen sah – nämlich als eine fremdartige, herbe, aber durchaus reizvolle junge Frau. Dieser Gedanke – der Djara natürlich nicht verborgen bleiben konnte – ärgerte sie, und in einer Aufwallung ließ sie Thlairy so brüsk los, daß es fast unhöflich gewesen wäre.

Thlairy lächelte verständnisvoll.

„Glück“, sagte sie, und dann, als fiele es ihr nachträglich ein, wiederholte sie es noch zweimal: „Glück und nochmals Glück.“

Djara winkte ihr zu und stieg schnell die Stufen der Freitreppe hoch. Wir hatten es beide eilig, der gemeinsamen Geist-Gefangenschaft zu entkommen.

Aber ganz so einfach war das leider nicht.

Als wir den langen Raum betreten, spürte ich, daß etwas nicht in Ordnung war. Auch Djara merkte es. Ihr Puls beschleunigte sich und pumpete Adrenalin durch ihren/meinen/unseren Körper. Das machte mich, ob ich wollte oder nicht, noch nervöser. Doch so sehr wir unsere Augen auch anstregten, wir konnten nichts erkennen, was bedrohlich gewesen wäre.

Zumindest so lange nicht, wie wir nicht die erste Figur der doppelten Reihe von Statuen passiert hat-

ten. Dann merkten wir, daß sie sich vermehrt hatten. Aber es war ein asymmetrischer Zuwachs, und er war nicht aus Stein, sondern aus einem anderen Stoff, der mehr Ähnlichkeit mit Leben hatte.

Es war Charon – oder ein ziemlich realistisches Abbild seiner –, und er stand zwischen uns und dem Tor.

„Verdammnis!“, murmelte ich durch Djaras weiche Lippen. Sie war zu erschrocken, um sich daran zu stören, daß ich ihre Nervenbahnen benutzt hatte.

„Ja, Verdammnis“, wiederholte der Lord der Dunklen Tore. „So nennt man mich bisweilen. Und für meine Feinde trifft es zu. Ich bin ihre Verdammnis, wie ich die Eure sein werde.“

„Was wollt Ihr?“, fragte Djara.

„Ratet einmal“, höhnte er. „Viel leicht will ich Euch danken für das, was Ihr im Schwindenden Meer getan habt – Ihr oder Euer Freund, den jetzt die Fische fressen und der doch noch lebendig genug ist, mir

---

## Djara gab einen erschrockenen Schrei von sich, und ich machte mir nicht erst die Mühe, ihren Mund zu versiegeln.

---

nicht entgehen zu können. Ihr tragt ihn doch unter Eurer Schädeldecke, gleich wie eine werdende Mutter ihr Kind unter dem Herzen trägt.“

„Das geht Euch verdammt wenig an“, sagte ich. Wahrscheinlich merkte er, daß die Antwort nicht von Djara, sondern von mir stammte. Ihre Stimme klang ein bißchen anders, wenn ich sie benutzte.

„Da habt Ihr recht“, bemerkte Charon. „Mich bekümmern Eure Probleme nicht. Ich weide mich höchstens daran. Schließlich habt Ihr meine Pläne empfindlich gestört, und ich bin nicht frei von der Schwäche der Rachsucht.“

„Dann tut, was Ihr zu tun für notwendig haltet“, erwiderte Djara taopfer.

„Obwohl ich nicht glaube, daß Ihr dazu imstande seid“, fuhr ich fort. „Wärt Ihr es nämlich, so würdet Ihr Euch nicht mit Reden aufhalten, mein Lord Charon. Ich glaube vielmehr, daß Ihr nur ein Trugbild seid, sehr lebensnah vielleicht, aber nicht mehr als ein Spiel von Schatten an einem schattigen Ort.“

„Richtig geraten“, versetzte Charon. „Es ist nur mein astraler Leib, den Ihr hier seht. Und er vermag gegen Euch nichts auszurichten, weder körperlich noch geistig. Doch meine Hand reicht weit.“ Er lachte und sah an uns vorbei, und Djara und ich begriffen gleichzeitig, daß wir einen Fehler gemacht hatten. Wir hätten uns nicht auf ein Gespräch mit ihm einlassen dürfen, egal, wie kurz es gewesen war. Es war nur ein Versuch gewesen, uns hinzuhalten, Zeit zu gewinnen, bis er andere Kräfte gegen uns mobilisieren konnte.

Und diese anderen Kräfte waren soeben hinter uns aufgetaucht. Es war eine Schar Phugs.

Djara gab einen erschrockenen Schrei von sich, und ich machte mir nicht erst die Mühe, ihren Mund zu versiegeln. Meine Gedanken rasten hin und her. Was konnten, was sollten wir tun?

Es gab keinen Ausweg. Vor uns stand Charon, und hinter uns waren zehn oder elf der affenähnlichen Wesen, jedes einzelne mindestens ebenso stark wie Djaras körper und gut bewaffnet.

„Zum Tor“, rief ich Djara lautlos zu.

„Sinnlos“, gab sie auf die gleiche Weise zurück. „Charon kann es sperren, egal, ob er wirklich hier ist oder nur in einer Projektion.“

„Immer noch eine bessere Chance als ein Dutzend Phugs.“

Sie reagierte nicht gleich, und so erlaubte ich mir, die Kontrolle über ihre Beine zu übernehmen. Sie/ich/wir rannten los. Größe, Stärke, Gleichgewicht und auch die Kondition stimmten nicht mit den Werten überein, die ich gewohnt war. Es war wie ein Alptraum, in dem man sich nicht so bewegen konnte, wie das normalerweise der Fall war. Beinahe wäre ich gestolpert. Dann übernahm Djara wieder. Aber der kurze Augenblick des Zögerns seit unserer ersten Bewegung hatte den Phugs Gelegenheit gegeben, den Vorsprung zu verringern. Wir

konnten den pfeifenden Atem unseres nächsten Verfolgers hören.

Charon stand mit ausgebreiteten Armen vor uns, als wären wir ein scheuendes Pferd, das er auf diese Weise aufhalten oder verscheuchen konnte. Aber der Trick klappt mit Pferden nicht immer, und vor allem kümmerten wir uns nicht darum. Es war ein komisches Gefühl, durch den so körperlich wirkenden Lord hindurchzurennen. Zu meiner Überraschung war da wirklich ein Widerstand, vergleichbar vielleicht mit einem Vorhang aus hauchdünnem Papier. Aber er zerbrach oder zerriß, und dann waren wir vor dem Tor.

Wir hatten keine Zeit, es zu justieren und sachkundig zu aktivieren. Djara und ich strahlten beinahe gleichzeitig ein geistiges Signal aus, von dem wir beide hofften, daß es das richtige sein würde. Aber in diesem Moment war uns ganz egal, ob die Dimensionslücke uns nach Arkai oder wohin sonst immer bringen würde. Unser wichtigstes Ziel war: nur erst einmal weg von hier!

Wir schnellten uns vorwärts, und ich bin noch heute fest davon überzeugt, daß wir auf diesen letzten Metern nicht alleine Djaras physische Kräfte benutzten, sondern auch die gemeinsame Macht unserer beiden Geister. Es reichte. Es reichte gerade eben und doch nicht. Wir fielen in das schwarze Tor hinein, aber in exakt dem gleichen Sekundenbruchteil spürten wir einen harten Schlag in Djaras/meinem/unserem Rücken. Dann wurde es um uns herum dunkel.

„Euer Freund Baghira hätte es Euch sagen müssen. Oder er wußte es selber nicht besser. Das Muster, das Ihr gewebt hat, und das, das Ihr zerstört habt, fordern beide ihren Preis. Einen Preis in Menschenleben. Niemand kann diesen Zauber ausüben, ohne zu sterben. Ihr wolltet die Götter des Mars betrügen. Narr! Hättet Ihr auch nur ein bißchen nachgedacht, hättet Ihr geahnt, worauf Ihr Euch einließt. Sind unsere Götter denn Bettler, daß sie sich mit dem Almosen eines ihnen vorgeworfenen Körpers zufriedengeben, mit einer leeren Hülle? Nein, sie nehmen alles oder nichts. Und Ihr mit Eurer Torheit habt dafür gesorgt, daß sie von Euch sogar mehr als alles bekommen

– Euch und die kleine Hure, die Euch geholfen hat!“

Das alles erzählte Charon mir in einer Millisekunde oder noch schneller, obwohl es mir schien, er würde mindestens eine Minute lang sprechen. Es war eine Zeitverzerrung, wie nur Telepathie oder der Übergang von einer Dimension zu einer anderen sie hervorbringen konnte. Bei anderer Gelegenheit hätte ich das faszinierend gefunden. So erschien es mir nur beängstigend.

Denn wenn objektiv auch nur ein kaum meßbarer Zeitabschnitt verrann, so hatte ich subjektiv doch Gelegenheit, mir eine ganze Menge Gedanken zu machen. Oder richtiger: etliche Eindrücke in mich aufzunehmen. So den, daß Charon und die Phugs letztendlich doch noch ihr Ziel erreicht hatten. Denn der Schlag in Djaras/meinem/unserem Rücken war ein Speer, der sie/mich/uns getroffen hatte.

---

**„Geliebter, wir sterben“, sagte Djara mit ihrer lautlosen Stimme. „Es tut mir so furchtbar leid...“**

---

„Geliebter, wir sterben“, sagte Djara mit ihrer lautlosen Stimme. „Es tut mir so furchtbar leid. Ich ...“

Dann setzte der normale Zeitablauf wieder ein. Djara/ich/wir stolperten aus dem Gegenstück des marsianischen Tores, stöhnten vor Schmerz, versuchten vergeblich, unser Gleichgewicht zu wahren und fielen aufs Gesicht. Der Schmerz hatte keine Chance mehr, uns zu erreichen, denn bevor wir auf dem Boden ankamen, starb ich/starb Djara/starben wir.

Für mich war das das zweite Mal in kurzer Zeit, und ich dachte fast, daß man sich zur Not daran gewöhnen könnte. Dann dachte ich gar nichts mehr.

Schmerz. Schmerz in Djaras/meinem/unserem Herzen, dort, wo uns die lange, scharfe Spitze der

Waffe getroffen hatte, wo unser Blut in die rote Höhle der Brust hineinströmte – geströmt war? strömen würde? –, unsichtbar von außen und doch verderbenbringend. Mich fröstelte. Warum dauerte es diesmal so lange? Oder hatte es schon aufgehört? Lebte ich noch oder war ich bereits tot? Zaghaft streckte ich einen Geist-Fühler nach Djara aus. Da war nichts. Oder doch: eine Präsenz, aber nicht ihre. Fremd? Nein, vertraut. Sehr vertraut. Sie war fast identisch mit der meinen. Ich atmete auf. Ich? Nicht Djara/ich/wir? Nein, es war wirklich und wahrhaftig ich, ich selbst, in meinem eigenen, angestammten Körper.

Und bei mir war mein Geistbruder, der mich hielt und mich vor der schwarzen Flut des Wahnsinns schützte. Ich war mir meiner selbst bewußt, ich spürte meinen Körper, aber ich konnte weder sehen noch hören noch riechen noch tasten noch schmecken. Ich trieb einfach dahin und fand langsam, ganz langsam wieder zu mir. Da war Stoff, auf dem ich lag, und Stoff, mit dem ich zugedeckt war. Da war der Geschmack wie nach einer durchzechten Nacht, verbunden mit einem seltsamen Geruch wie von Räucherstäbchen. Irgendwo brannte eine Flamme. Ich schlug die Augen auf und sah. Alle meine Sinne funktionierten wieder.

„Willkommen“, sagte Baghira. Sein Gesicht hatte ein paar Furchen, die ich vorher noch nie bei ihm bemerkt hatte. Sie würden wieder verschwinden, weil er alterslos war, aber es war bemerkenswert, daß sie sich überhaupt erst gebildet hatten.

„Was... was ist mit Djara?“, stotterte ich.

Die Furchen vertieften sich ein wenig.

„Hör mir einfach zu“, sagte er, „daran wirst du es am besten verstehen.“

Die Erkenntnis war wie eine würdige Faust: etwas war nicht in Ordnung. Ich war zurück, in Caer Maggimore auf Arkai, lebendig und offenbar bei bester Gesundheit, soweit ich selbst es beurteilen konnte. Aber Djara hatte weniger Glück gehabt. Das war es wohl, worauf Baghira mich unnachahmlich einfühlsam hatte vorbereiten wollen. Ich war – innerlich – zu erschöpft, um ihn mit einer Frage zu unterbrechen

oder ihm zu widersprechen.

„Als ihr durch das Tor tratet, traf euch das feindliche Geschoß. Djara starb hier, auf dem Boden Arkais, bevor einer von uns begriff, was los war und lange bevor wir ihr helfen konnten. Sie ist tot, und selbst für alle Großräumer dieser Welt gibt es keine Möglichkeit, sie aus dem Reich des Staubes zurückzurufen. Es tut mir sehr leid.“

Mehr sagte er dazu nicht. Nur: „Es tut mir sehr leid“. Aber ich, der ich auf eine geheimnisvolle Weise mit ihm enger verbunden war als mit jedem anderen Wesen der Raum-Zeit-Spirale, wußte, daß er genau das gemeint hatte. Sie hatte ihm nicht weniger bedeutet als mir, und gleich mir verdankte er ihr nicht wenig. Er war nicht der Mensch – nicht das Wesen –, sein Leid deutlich zu zeigen oder in langen und wohlgesetzten Reden zu bekunden. Trotzdem waren diese fünf Worte des Mitleidens tröstlicher als alles, was ich mir sonst hätte vorstellen können.

Abgesehen davon, daß sie Djara nicht wieder lebendig machten.

Wenn ein Schmerz zu groß wird, kann es passieren, daß er einfach aufhört. Man ist wie betäubt. Man reagiert ganz vernünftig, aber irgendwo im Inneren ist eine Stelle, die wie ausgebrannt ist. So ähnlich erging es mir. Ich war fast ein wenig betroffen darüber, denn es erschien mir pietätlos. Aber es war einfach so, eine Reaktion, die sich nicht steuern und auch nicht bewerten läßt.

„Warum lebe ich noch?“, fragte ich, ohne wirkliches Interesse. Wichtig war ja eigentlich nur die Tatsache, daß ich noch lebte. Trotzdem stillte Baghira meine halbherzige Neugier sofort.

„Es war dein zweiter Körper. Er war hier, wartend und bereit. Iese Hülle hat dich angezogen wie ein Magnet.“

Wenn wir von Djara einen solchen durch Zauberkraft entstandenen Klon gehabt hätten, hätte sie jetzt auch noch gelebt. Doch das war ein müßiger Gedanke. Ich konnte mir nicht einmal Vorwürfe deswegen machen. Wer hätte uach mit einem solchen aberwitzigen Zufall rechnen können? Angesichts der sicheren Rettung noch einen Todesstoß zu erhalten, das war schon nicht mehr Ironie des Schicksals, sondern reiner Zynis-

mus.

„Bitte laß mich einen Augenblick allein“, forderte ich Baghira auf. Er ging sofort und kommentarlos, ohne auch nur im Geringsten beleidigt zu sein.

Als er weg war, setzte die wirkliche Trauer ein. Zum ersten Mal seit ich weiß nicht wie lange weinte ich.

Zwei Tage später verließ ich Caer Maggimore, die Burg Baghiras, den man auch den Panther nennt. Er hatte mich aufgefordert, noch zu bleiben, doch das hatte ich nicht gewollt. Hier erinnerte mich jeder Stein, jedes Einrichtungsstück, jedes menschliche oder nichtmenschliche Gesicht an die kurze und glückliche Zeit, die Djara und ich miteinander verbracht hatten. Ich mußte daraus einfach fliehen, und welchen anderen Fluchtpunkte hatte ich als die Welt meiner eigenen Existenz?

---

## Die Polizisten hätten mir ohnehin nicht geglaubt... zumindest nicht die vollständige Geschichte.

---

Der Übergang war so kurz und schmerzlos wie immer. Aber im Gegensatz zu früher bedeutete er diesmal nicht das Ende eines phantastischen, exotischen Traumes, sondern eine Erleichterung.

Ich landete mitten in Poeseldorf, dort, wo die Magdalenenstraße in den Böhmersweg mündet. Vor mir spielte sich eine Szene ab, die ich nur zu gut kannte. Ein Mann mit einer weißen Lederjacke trat auf mein Ebenbild ein. Selbiges lag auf einem anderen Mann, der eine giftgrüne Lederjacke trug, während ein weiterer Lederfreak – diesmal wieder in Weiß – einen Schritt entfernt am Boden lag und sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Mein alter ego löste sich auf. Ich wußte, welche Reise es antrat, und ich wünschte ihm dazu Glück, Glück und nochmals Glück – obwohl ich das Ergebnis gleichfalls

kannte und es folglich sinnlos war.

Sehr sinnlos startete auch der Mann in der weißen Lederjacke auf den Boden. Eine Teleportation hatte er wohl noch nie erlebt. Ich grinste böse und beschloß, ihm ein anderes Erlebnis zu verschaffen. Vielleicht fand er es weniger verblüffend, aber dafür unschöner. Ich tat mit ihm, was er vor ein paar Sekunden oder vor mehreren Wochen mit mir getan hatte – ich schlug ihm in die Nieren. Wahrscheinlich merkte er es nicht so stark wie damals – oder gerade eben – ich, weil ich im Gegensatz zu ihm keinen Schlagring hatte. Aber es reichte auch so. Er ging in die Knie. Ich gab ihm einen Tritt in den verlängerten Rücken, so daß er auf seinen Kumpan mit der giftgrünen Lederjacke fiel. Dann bediente ich die beiden und ihren Kumpel mit aller Ausführlichkeit und Brutalität, derer ich fähig war.

Ich hörte erst auf, als meine Zehen von den Tritten weh taten. Dabei bedauerte ich noch, nur Turnschuhe und keine Knobelbecher an den Füßen zu haben. Aber diese drei Gestalten würden die nächsten Wochen keine harmlosen Leute mehr überfallen, dessen war ich sicher.

Irgendwo ertönte eine Sirene, und ich sah zu, daß ich von der Bildfläche verschwand. Ich hatte keine Lust, irgendwelche Fragen zu beantworten.

Die Polizisten hätten mir ohnehin nicht geglaubt... zumindest nicht die vollständige Geschichte. Und ich fühlte mich nicht in Form, eine für sie glaubwürdigere Kurzversion von der Prügelei mit den drei Zuhältertypen zu erfinden. Für den Rest dieses Tages hatte ich andere Pläne. An die Alster gehen, Blumen ins Wasser werfen und dabei Djaras Namen murmeln, als einen letzten Tribut an ihre vergangene Gegenwart, ihre Freundschaft, ihre Liebe. Blumen für die Geister der Toten. Und vielleicht – nicht heute, nicht morgen, aber nach einer angemessenen langen Zeit – würde die Trauer dann nachlassen.

Ende

# Faschismus-Debatte

## Gedanken zum Thema von Hermann Ritter

In Fandom Observer, Ausgabe 52 verfaßte Dirk van dem Boom unter „Niveaufragen“ einen Artikel über das Wiederaufleben des Faschismus, dem man inhaltlich nur zustimmen kann. Daher will ich mich nicht am – in linken intellektuellen Kreisen sehr beliebten – Rechtsradikalen-Diskussions „name-dropping“ beteiligen (das wäre dann das unauffällige Fallenlassen von Namen intellektueller Unterstützer der rechten Szene und das – am Rande auch Dirty passierende – um sich werfen mit Fachbegriffen wie „faschistisch“ / „rassistisch“ / „wertkonservativ“ etc. pp.), sondern meinen eigenen Faschismus beschreiben.

Eigentlich bin ich „Faschismus-sicher“. Sozialdemokratische Sozialisation, Vater SPD-MdL, Mutter (wenn auch faules) Parteimitglied. Nach Jahren der kirchlichen Erziehung (immerhin zehn Jahre als Leiter einer Gruppe von Kindergottesdienstkindern, von daher als Christ unangefochten anerkannt) und einer politischen Links-Wechselgeschichte (zu der auch ein paar Jahren bei der „Sozialistischen Jugend Deutschland (Falken)“ gehören) bin ich eigentlich geistig abgehärtet gegen „Faschismen“. Ein Studium der Sozialarbeit, ein Jahr Sozialamt (Jugendpflege) und (inzwischen) fast fünf Jahre Studium der Geschichte/Politik sollten einen eigentlich abhärten.

Und hilft es etwas? Eigentlich nein. Im Umgang mit Schwarzen und Juden habe ich meine Probleme. Mike Pondsmith, Autor des Rollenspiels „Cyberpunk“, wird mich nur als stammelnden Interviewer im Gedächtnis behalten. Pondsmith ist schwarzer Hautfarbe, und ich bin unfähig, mit ihm ein Gespräch aufzubauen. Ich kenne keine Juden näher, daher kann ich keinen von ihnen zu meinen Freunden zählen. Sowohl bei Juden wie bei Schwarzen (um nicht Neger zu sagen, obwohl ich dieses Wort

NICHT diskriminierend finde) versagt meine innere Selbstkontrolle, mir fällt überhaupt nichts mehr ein (ein – zugegebenermaßen – selbster Zustand). Ich bin sprachlos.

Eigentlich müßte ich ja als Intellektueller – und schon gar als Deutscher – zu ihnen freundlich sein. Bin ich dann aber nicht eben erst auffällig? Kann ich – als Enkel (oder eher Urenkel) der Auschwitz-Generation – Juden kritisieren? Muß ich Ignatz Bubis mögen? Muß ich Marthin Luther King und Malcolm X verstehen? Ich denke nein. Mein Fehler ist es immer wieder, das Holocaust am einzelnen Gegenüber rückgängig machen zu wollen. Und damit bin ich zum Schwarzen, zum Juden wesentlich freundlicher als zu einem normalen Sterblichen. Aber damit drehe ich die Diskriminierung nur um. Statt von Mensch zu Mensch rede ich mit ihnen wie zu einem Kind, wie so viele andere Menschen zu Behinderten reden (hier habe ich überraschenderweise überhaupt keine Probleme, für mich sind Behinderte normale Menschen, die anders aussehen. Schluß).

Also teilt sich MEIN Faschismusproblem in zwei Seiten. Das eine ist gesellschaftlich. Ich glaube nicht, daß Faschismus und Kapitalismus sich bedingen, aber sie begünstigen sich gegenseitig. Das, was wir in Deutschland in den letzten Jahren erleben, ist das Aufleben einer in der Menschheitsgeschichte immer wieder auftretenden Überheblichkeit, die die „Wir-Gruppe“ („Wir Deutschen“) gegenüber einer schlechter bemittelten Gruppe (mögen dies Asylanten, Türken, Juden, Arbeitslose etc. sein) entwickelt. Das andere Problem ist persönlich. Das Holocaust kann ich nicht vergessen machen. Aber ich kann gegen den privaten Faschismus in meiner Umgebung vorgehen, Diskriminierung kommentieren und einschreiten statt wegzuschauen, den anderen als Menschen begreifen (wirklich grei-

fen im handfesten Sinn), anstatt ihn intellektuell zu belobhudeln (und damit zu erniedrigen). Und ich muß zu meinem eigenen Faschismus stehen. Meine Defizite formulieren und damit umgehen (lernen).

Scheinbar ist das gesammelte Handeln aller Individuen die einzige Möglichkeit, den Faschismus zu stoppen. Wir sind alle verantwortlich, jeder.

Auch Du. Und ich.

Hermann Ritter

# Fantasy = Faschismus?

## Eine Stellungnahme von Christian Worch

Oft wird der Vorwurf laut, die Literaturgattung Fantasy sei faschistisch orientiert oder zumindest faschistoid, wobei das letztere noch eher zutrifft als das erste. Freunde dieser Gattung sind beflissenlich bemüht, den Vorwurf zu überhören oder ihn als „Spinnerei“ linker „Spinner“ abzuwerten, eine Haltung, die reichlich inkonsequent ist. Da ich kein Mitglied von FOLLOW bin und zudem Leute, deren geistiger Horizont größer ist als der der meisten anderen Bundesbürger, nicht als „Spinner“ zu bezeichnen pflege (außer sie sind es wirklich, auch solche gibt es), will ich mich mit dieser Anschuldigung einmal näher auseinandersetzen.

Deutschland ist ein Land, das im Hinblick auf Faschismus auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken kann und dies mit beinahe masochistischer Lust auch tut. (Im Gegensatz zur DDR waren wir nicht konsequent genug, die Verantwortung einfach abzulehnen. Nein, wir zahlen den Hinterbliebenen von Auschwitz und Dachau Renten.) Und aus diesem Grund ist bei uns auch alles verpönt, was mit Faschismus zusammenhängt. (Ich erinnere daran, daß ich kein Hakenkreuzembleme in der Öffentlichkeit tragen kann, ohne Gefahr zu laufen, von Polizeibeamten „angemacht“ zu werden.) Fantasy = Faschismus, also weg damit, eine gute Idee.

Faschismus ist laut einer Definition meines Duden-Lexikons allgemein ein politischer Begriff für aus übersteigertem Nationalismus entstandene Bestrebungen zur Errichtung eines autoritären Einparteiensstaates, eine Definition, die ich für ziemlich treffend halte, obwohl die Ursache unbefriedigend geschildert ist. In engerem Sinne ist der italienische Faschismus gemeint, unter „Duce“ Mussolini. Aber das interessiert nicht.

Kennzeichen von Faschismus sind also starker Nationalismus,

Autorität des Staates, der von einer kleinen Minderheit beherrscht wird gegenüber dem Bürger, Mißachtung von Grundrechten und Militarismus. Besonders zu letzterem gehört die Heroisierung, die sich auf einzelne Personen oder auf eine ganze Volksgruppe erstreckt. („Die besten Kanonen der Welt für die besten Soldaten der Welt“, Zitat von A. Hitler. Die Deutschen wurden also als „beste Soldaten der Welt“ glorifiziert, eine Meinung, die durch die Kriegserfolge der Anfangszeit zwar bestätigt wurde, aber nicht richtig ist.)

Vieles davon finden wir in der Fantasy wieder. Hier herrscht eine archaische Gesellschaftsstruktur, in der die physische Auseinandersetzung die Hauptrolle spielt. Der daraus klingende Militarismus ist schon nicht mehr latent, sondern erheblich mehr als das. Daß zum Militarismus auch Glorifizierung gehört, ist nicht verwunderlich. Ein Conan, der kein Heldentyp ist und nicht als solcher dargestellt wird, ist ganz einfach nicht denkbar.

Auch die Autorität ist vorhanden, nicht im Sinne eines Einparteiensstaates, denn die Fantasy-Gesellschaften kennen die Einrichtung der Partei nicht, sondern im Sinne eines ausgeprägten Feudalsystems. (In manchen Zyklen oder Bänden handelt es sich auch um eine non-aristokratische Oligarchie oder gar eine primitive Form der Demokratie, jedoch auch hier zeigt sich eine Autorität der Herrschenden über die Beherrschten.)

Daß Nationalismus einfach dazu gehört, ist klar. Die früheren Staaten der Erde waren nationalistisch, besonders die, die in etwa einer Fantasy-Gesellschaft entsprechen könnten (Rom, Griechenland, das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ etc.). Dieser Gedanke schlug sich auch oder gerade speziell in den Imperien nieder, die aus mehreren Rassen oder Völkern

bestanden (Rom, später die österreichische Doppelmonarchie und andere.). Nationalismus ist eben eine Art Voraussetzung für Militarismus, welchen der Nationalstaat wieder braucht, um sich gegen seine ebenfalls militaristischen Nachbarn durchzusetzen - ein hübscher, kleiner Teufelskreis, der heute noch fast genauso wirksam ist wie vor tausend Jahren.

Die Ideologie und Heldenverehrung des Faschismus finden wir also in der Fantasy zur Genüge. Ebenfalls vertreten sind rassistische Gesichtspunkte, die gerade im deutschen Faschismus überwiegend auftauchten. Der aufmerksame Leser wird feststellen, daß die meisten Helden „nordische“ Typen sind - oder sollte ich lieber von germanisch oder arisch reden?

Die Grundkonzeption der meisten Fantasy-Werke muß also von einem faschistoiden Staat ausgehen. Entweder benutzt man die Beispiele der irdischen Vergangenheit direkt (wie bei den Bran-Mak-Morn-Stories, bei Solomon Kane oder Rhys Saris), oder man setzt die Beispiele in eine fiktive Welt um (eine fiktive Vergangenheit der Erde wie bei Conan, Dragon oder Claudius, oder eine fiktive fremde Welt wie bei Gor oder dem Schwerter-Zyklus). Interessant ist nur, was die Autoren daraus machen. Denn auch von dieser Grundkonzeption ausgehend kann man die Fantasy von ihren faschistoiden Anklängen befreien, wenn man selbige beispielsweise als negativ darstellt.

Doch das will keiner! Der Verlag will es nicht, der Autor will es nicht, und der Leser will es auch nicht. Und das Establishment - ja, das weiß sowieso nicht, was es will.

„Fantasy will entspannen, nicht zur Kritik anregen oder den Leser mit neuen Ideen konfrontieren“, sagte der bekannte Autor Lyon Sprague de Camp einmal. Und

Fantasy oder...

daran hat sich bis jetzt noch jeder gehalten.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Leiber macht sich über die Verhältnisse in einem surrealistischen Nehwon lustig, auf eine feine, subtile Art, die gar nicht so schnell deutlich wird. Aber da Leiber sich in seinen Schwerter-Romanen einfach über alles lustig macht, kann man dies nicht als einen wirklich gewollten Ansatz betrachten. Ähnlich liegt es bei Zelazny, soweit man seine Romane als Fantasy betrachten kann. (Ich habe kürzlich erfahren, daß demnächst einige Romane ins Deutsche übersetzt werden sollen, die einen nahezu eindeutigen Fantasy-Charakter haben. Mal sehen, was das wird.)

Gerade in diesem Zusammenhang ist es interessant, sich Tolkien zu betrachten. Viele meinen, er sei der einzig relevante Autor der Fantasy-Szene gewesen, was meiner eigenen Auffassung ebenfalls entspricht. Sein Werk ist schwer zu lesen (ich habe es inzwischen dreimal gelesen und bin fast genauso weit wie am Anfang) und noch schwerer zu deuten. (Schrieb doch neulich Udo Becker in TG eine gar lustige Rezension über Tolkien, die beweist, wie wenig er ihn verstanden hat.) Tolkien selber hat gelegentlich, daß seiner Ring-Trilogie die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges zugrunde lagen. Dennoch sind die Allegorien deutlich und unübersehbar. Deutschland = Mordor, Sauron = Hitler, Saruman = Italien/Mussolini und Gandalf in der Rolle eines Churchill, und fatalerweise geht er genau wie dieser am Schluß. Tolkiens Leugnen darf man also nicht ernstnehmen, denn er sagte selber einmal „Ich rede nicht oft über mich, alles, was ich zu sagen habe, steht in meinen Büchern.“

Aber auch wenn Tolkien Mordor mit dem Dritten Reich identifizierte und selbiges derart verpönte, trägt sein Werk genau wie die meisten anderen faschistoide Züge. Denn es gibt nicht nur Mordor, sondern auch seinen Gegner, und die benehmen sich eben ein wenig faschistoid. (Immerhin kann man, eine böse Zunge vorausgesetzt, Churchill auch als Faschisten bezeichnen.)

Wie immer, wenn man einen als negativ empfundenen Zustand erkannt hat, stellen sich zwei Fragen: Erstens, ist das beabsichtigt, und zweitens, kann man was dagegen machen. Beabsichtigt ist es bestimmt, nur eben aus anderen Intentionen als die, die die Fantasy verdammten, annehmen. Das „Establishment“ unserer Gesellschaft, mag man sie nun Kapitalisten oder Politiker oder sonst wie nennen (ich weiß heute noch nicht, wer in der BRD die Macht hat), steht kaum dahinter. Dem Leser soll kein faschistisches Gedankengut nahegebracht werden, zumindest nicht bewußt, denn dieses würde ja dem vorher zitierten Satz von de Camp widersprechen. Absicht ist es insofern, daß man den Leser nur unterhalten will.

Und damit auch gleich zu der zweiten sich erhebenden Frage. Man kann dagegen nichts machen, denn die überwiegende Zahl der Leser will nur unterhalten werden (einer der Gründe, warum Jerry Cotton trotz gegenteiliger Berichte in KOM 5 noch lebt und wächst und gedeiht in hunderttausender Auflage und mehreren Auflagen.) Und der Leser von Fantasy braucht prinzipiell nicht auf einem geistlich höheren Niveau zu stehen als der von Jerry Cotton. Nur die Tatsache, daß Fantasy-Fans auch zumeist SF-Fans sind, und daß selbige in wenigen lichten Momenten einmal kritisch reagieren (so wie ich jetzt) hat die Leser dieser Literaturgattung vor dem Vorwurf der Primitivität bewahrt.

Vielleicht ist der vielzitierte Weg des „New Wave“ (ich muß gestehen, nicht zu wissen, was das ist, peinlich! Wer kann es mir verraten? Meine Adresse kennt Ihr ja.) ein wirklich passabler Weg, nur glaube ich nicht an Wunder dieser Art.

Womit wohl alles beim Alten bleiben dürfte. Von Robert E. Howard zu John Jakes ist es kein langer Weg, auch wenn mehr als dreißig Jahre dazwischen liegen. Jakes selber bezeichnet sich wie ich ebenfalls überraschend ehrlich als Howard-Imitator, und deren gibt es in der Fantasy-Szene verdammt viele. (Es sei nur der bekannte Hubert Walker alias Hugh Strassl erwähnt, auch wenn er das sicher

nicht gerne hört! Und wenn sich jemand fragt, wie ich dazu komme, auch gleich die Antwort: Der Geist, den er in seinen Stories, besonders in dem TF-Band „Reiter der Finsternis“ bewiesen hat, ist genauso groß wie der Howards, auch wenn Hugh nicht Howards Stil kopiert.) (Schrieb doch ein Rezensent neulich in FOLLOW, daß „Reiter der Finsternis“ der Fantasy einen vollkommen neuen Impuls gegeben hätte, und das mit der dämlichsten Begründung, die ich je gehört habe! Ich möchte mich mit dem Mann ((oder war es eine Frau?)) mal gerne unter vier Augen unterhalten!)

Da ich eigentlich einen Artikel schreiben wollte, kein Pamphlet (es überkommt mich eben manchmal, vielleicht verständlich, wenn man sich den Mist ansieht, den andere und ich selber machen) wieder zurück zur Sachlichkeit. Fantasy ist also faschistisch oder faschistoid (ein an sich nicht geringer Unterschied), doch ob man die Formel „deshalb weg damit“ einfach so benutzen soll, weiß ich nicht. Diese Gattung ist meiner Meinung nach nicht unbedingt gefährlich, weil in ihr das fiktive Element noch weit mehr überwiegt als bei Jerry Cotton oder John Drake oder „der Landser“ (letzterer liest sich manchmal wie ein Tatsachenbericht, und manchmal sind es sogar welche!). Volksverdummung wird hier mal wieder betrieben, aber statt sich darüber zu mokieren, sollte man seine Energie lieber den prägnanteren Fällen selbiger widmen.

Ich jedenfalls werde mich nicht davon abhalten lassen, weiterhin Fantasy und ähnliches zu produzieren, und ich hoffe, meine wenigen Leser werden sich vom Lesen auch nicht abhalten lassen.

(Christian Worch im Fanzine TIME GLADIATOR 9/10 vom Januar 1976, herausgegeben von Werner K. Giesa)

# Wie faschistisch ist die Fantasy?

Ein Kommentar von Klaus N. Frick

**Fantasy ist immer faschistisch – das haben viele, vor allem „linke“ Autoren in den 70er Jahren gerne und oft behauptet. Fantasy ist nie faschistisch, weil sie prinzipiell unpolitisch ist – das behaupten gerne und oft die Anhänger des Genres. Es soll in diesem Beitrag nicht darum gehen, Faschismus- oder Nationalsozialismus-Theorien anhand diverser Fantasy- und SF-Werke zu überprüfen; eine Diskussion über die eventuell vorhandenen „braunen Flecken“ der fantastischen Literatur anhand einiger Thesen kann aber auch nicht schaden.**

In Robert E. Howards klassischen Fantasy-Geschichten um Conan, den Barbaren, zieht eben jener muskelbepackte Barbar aus den „Ländern des Nordens“ durch die Welt und schlägt sich abwechselnd mit geduckten „Semiten“, mit primitiven Schwarzen, hinterhältigen Turaniern oder anderen „Untermenschen“ herum, in denen der kritische Leser heutzutage beispielsweise ohne größere Probleme Sinti und Roma erkennen kann. Conan als Abbild des „nordischen Menschen“ ist somit ein Synonym für den Kampf der „nordischen Rasse“ gegen das Untermenschentum südlicher Länder. Ist das Faschismus? Oder ist es „nur“ dumpfer Rassismus, genährt aus der kleinbürgerlichen Herkunft des Schriftstellers?

In der Tat finden sich einige typische Motive immer wieder in der Fantasy wie in der Science Fiction, Motive, die entweder direkt aus dem faschistischen Lager entlehnt sein könnten oder die zumindest direkte Bezüge herstellen können. Schaut man sich die Herrschafts- und Denksysteme sogenannter rechter Polit-Theorien an, ob man diese nun als Faschismus oder Nationalismus charakterisieren will, so stößt man immer wieder auf sehr ähnliche Feind- und Heldenbilder.

● Der starke Mann und Führer, der letztlich zum Wohle seines Volkes und seiner Leute tätig wird; daraus abgeleitet ein starkes Miß-

trauen gegen Demokratie, aber auch gegen eine Gleichberechtigung der Geschlechter.

● Das auserwählte Volk, das sich im Überlebenskampf bewährt und sich gegen die böse Außenwelt behaupten muß; daraus abgeleitet sehr häufig die Denkweise, das eigene Volk sei von Natur aus den anderen überlegen.

● Die Vererbung von Tradition, Blut und Boden über Generationen hinweg und die daraus resultierende Einigkeit von Herkunft und Intelligenz, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

● Das Aufbieten von Massen, der psychologisch geschickte Aspekt der Masse Mensch und ihrer einheitlichen Reaktionen.

● Die klaren Symbole, die weitestgehend einheitliche Kleidung und die klar formulierten gemeinsamen „höheren“ Ziele; daraus resultiert meist ein uniform gestricktes Denken, ein klares Unterordnen unter ein Prinzip.

● Das klare Feindbild, das dem Gegner allerlei negativen Punkte zuordnet, wobei diese häufig aus der Tierwelt entnommen werden; der Zusammenhang zum Rassismus und zum Herrenmenschentum als solches ist klar.

All diese Punkte und noch eine Reihe mehr sind für die meisten Bewegungen des faschistischen oder nationalistischen Lagers eine Grundlage, finden aber gelegent-

lich auch in politischen Gruppierungen anderer Couleur ihren Niederschlag. Damit sind diese noch lange nicht faschistisch oder faschistoid; das soll nur darlegen, wie sehr diese einzelnen Punkte zusammenhängen.

Und was bedeutet das für die Fantasy und die Science Fiction? Beides sind Literaturgattungen der eher trivialen Art; die Handvoll Ausnahmen sollen hier nicht ins Gewicht fallen. Von der Produktionsweise und der Marktorientierung her ist der Trivialaspekt nachvollziehbar. Trivilliteratur verlangt in der Folge eine Reihe von Punkten, welche die Handlung klar und eindeutig, damit schnell konsumierbar machen sollen.

Diese schnell konsumierbare Handlung verlangt selbstverständlich nach klar definierten Helden, die allein entscheiden, die in einem klaren Freund-Feind-Bild agieren und „den eigenen Leuten“ helfen. Ein gewisses faschistoides Grundmoment ist somit gegeben. Im übrigen hat Christian Worch recht, wenn er aussagt, daß dies sowohl auf SF und Fantasy als auch auf Wildwest-Romane zutrifft – die generellen Handlungsaspekte sind ebenfalls nicht so sehr verschieden. Da der Großteil der Leserschaft dieser Art von Literatur männlich ist, die Autorenschaft ebenso, ist ein patriarchalisches Menschenbild, in dem die Frau die Dienende und die zu Rettende ist, nahezu eine logische Folge.

Damit ist vielleicht hinreichend erklärt, warum sich Fantasy und Science Fiction vor allem in ihren trivialen Erscheinungsformen gerne Erzählmustern bedienen, die nicht gerade im Gegensatz zu den weiter oben aufgeführten faschistoiden Grundmustern stehen. Die Frage nach der klaren Trennung stellt sich dennoch. Bis zu welchem Punkt beispielsweise ist Fantasy einfach nur dumm und primitiv, ab wel-

# Wehende Fahnen...?

chem Punkt fordert sie zum Rasenhaß auf oder verherrlicht faschistisches Denken?

Literatur, die negative Klischees in punkto Nationalität oder Gleichberechtigung der Geschlechter fördert, ist sicher nicht ungefährlich: So wird in John Normans „Gor“-Romanen eine Fantasy-Welt geschildert, in der sich Frauen bei den herrschenden Männern gewissermaßen dafür bedanken, daß sie vergewaltigt werden – wer solche Bücher zuhause konsumiert, teilt diese Ansichten des Autors zumindest stillschweigend. Ähnliches gilt für kriegsverherrlichende Science Fiction in der Art Jerry Pournelles – ihre literarische Bedeutung entspricht sicher der von deutschen Landsers-Geschichten.

Nur: In nahezu allen Hollywood-Produktionen neueren Datums wird ein Menschenbild propagiert, das wesentlich reaktionärer ist als das der meisten Fantasy-Romane. Nahezu immer wird eine kleine heile Welt (ob sie denn so heil ist, bleibt die andere Frage) von einem Bösen oder einer bösen Organisation bedroht und muß in der Folge von dem Helden nahezu im Alleingang besiegt werden. Verschwörungstheorien finden stets ihren Raum – ob es jetzt die korrupte Polizei ist, die in Wirklichkeit mit den Bösewichtern zusammenarbeitet, oder aber die fünfte Kolonne der Bösen, die seit Jahren in „unserem“ Land arbeitet.

Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften geht hierzu nach wie vor davon aus, daß Jugendliche durch Schundliteratur und Schundfilme zu verführen sind. Weit entfernt hat man sich allerdings von den gedanklichen Klischees der 50er und 60er Jahre: Was heute beispielsweise im Vorabendprogramm schon der öffentlich-rechtlichen Sender läuft, hätte man teilweise vor dreißig Jahren nicht einmal ohne Altersausweis im örtlichen Kino anschauen dürfen – und das bezieht sich jetzt auf allgemeine Kriminal- oder Erotikfilme.

Unglaublich kommt es einem heute vor, daß früher „Sigurd“-Piccolos von übereifrigen Lehrer in Schmutz- und Schund-Kampagnen zuerst verdammt und dann verbrannt wurden, vor allem angesichts der Gewaltorgien, die manche Filme aufweisen, die sich vorzugsweise an kindliches und ju-

gendliches Publikum wenden... Der Versuch, von der geänderten Medienlandschaft aber eine erhöhte Gewaltbereitschaft von Jugendlichen ableiten zu wollen, wirkt doch ein bißchen sehr plump und bemüht.

Bleibt trotzdem die Frage, ob es explizit faschistische Fantasy und Science Fiction gibt – und zwar auf dem deutschen Markt. Mag sein, daß in amerikanischen oder russischen Klein- und Underground-Verlagen allerlei antisemitisches und neo-rassistisches Gedankengut auch im Science-Fiction-Gewand publiziert wird; hierzulande weiß man davon üblicherweise nichts. Wenn hierzulande Allmachtsphantasien oder der Gedanke an das Herrenmenschentum veröffentlicht wird, dann meist im Gewand sogenannter esoterischer Werke – aber das ist ein völlig anderes Thema.

Auf dem deutschen Markt finden sich Science Fiction und Fantasy, die unverkennbar militaristische Untertöne aufweisen, in denen Frauen verachtet oder auf alte Rollenklischees festgelegt werden, in denen häufig auch die eigene gegenüber anderen Arten als hervorragend oder besonders wichtig dargestellt werden. Solche Thesen finden sowohl in angloamerikanischen als auch in deutschen Werken ihren Niederschlag. Nie läßt sich aber ernsthaft nachweisen, daß der Autor oder die Autorin eine faschistische Absicht mit seiner Schreibe verfolgte oder mit seinem Roman einen faschistischen Unterton bewußt angeschlagen hat.

Und was ist mit Worch selbst? Mit seiner Fantasy, die in dieser ANDROMEDA-Ausgabe an vier Beispielen dokumentiert wird? Kollege Hermann weist in seinem Artikel darauf hin, inwieweit Worchs Biographie und seine Schreibe zu deuten sind – sofern sich überhaupt Möglichkeiten zu einer ernsthaften Deutung finden.

„Ich schreibe Fantasy, weil es mir Spaß macht. Für mich selbst.“ So argumentiert Christian Worch, spricht man ihn auf seine Schreibe an. Er sieht die Arbeit an der Schreibmaschine auch als „literarischen Gewaltersatz, um den manchmal immensen Haß in mir kontrollieren zu können, ihn am Ausbrechen zu hindern“ – daher also Action-Szenen und schnelle Handlungsabläufe? Das ganze sieht

Worch natürlich als reines Privatvergnügen: „Wenn es ein Beruf wäre, ein Broterwerb, dann würde es mich nicht befriedigen.“

Allmachtsphantasien wird man in seinen Geschichten, vor allem in den „Baghira“-Erzählungen finden – „faschistische Fantasy“ aber nicht, beim besten Willen nicht. Worch verzichtet auf klare politische Aussagen, schildert eben eine archaische Gesellschaft, bringt aber bei „Charis von Neu-Iblis“ eine interessante, selbstbewußte Frauengestalt ins Spiel. Eigentlich ist das ein Widerspruch in sich, denn laut gültiger Nazi-Ideologie haben Frauen ihre „dienende Rolle“ auszufüllen.

Worchs literarisches Werk ist nicht faschistisch, erfüllt keinerlei ernsthafte Kriterien, die ein Betrachter an faschistische oder neonazistische Ideologie stellen kann – und das, obwohl Worchs Aussagen zu Staat und Gesellschaft ihn ganz klar in eine politische Richtung drängen, die selbst er nicht anders als nationalsozialistisch bezeichnen würde. Ist es somit nicht sogar ganz unmöglich, faschistische Fantasy zu schreiben?

Worch bejahte das in einem früheren Briefwechsel: Fantasy mit wehenden Fahnen, mit Gerede von Volk und Rasse, mit klaren Heroen, die Untermenschen niedermetzeln und böse Verschwörungen aufdecken – das wäre durchaus möglich. Mit ihm als Autor allerdings nicht.

Ganz nebenbei bemerkt: Kein deutscher Verlag würde explizit faschistische Fantasy drucken. Gedruckt wird, wenn überhaupt in dieser Richtung, frauenfeindlicher und chauvinistischer Dreck in diversen Fantasy-Reihen; gedruckt wird auch rassistisches Material in verschiedenen sogenannten Esoterik-Verlagen.

Klaren Faschismus dürfte man in der aktuellen Fantasy-Literatur, wie sie hierzulande verlegt wird, also vergeblich suchen. Faschistoide Tendenzen allerdings – die lassen sich in der Tat in zahlreichen Werken des Genres nachweisen. Und darüber sollte auch diskutiert werden.

# ALTERNATIVE WELTEN

...statt Nullbock!

**SCIENCE FICTION CLUB DEUTSCHLAND e.V.**

Wir diskutieren u.a. über

- Forschung und Raumfahrt...
- Phantastische Literatur, Filme...
- Neue Medien...

Wir fördern u.a.

- eine humane und tolerante Gesinnung...
- Friedliches Zusammenleben aller Menschen...

## ANDROMEDA

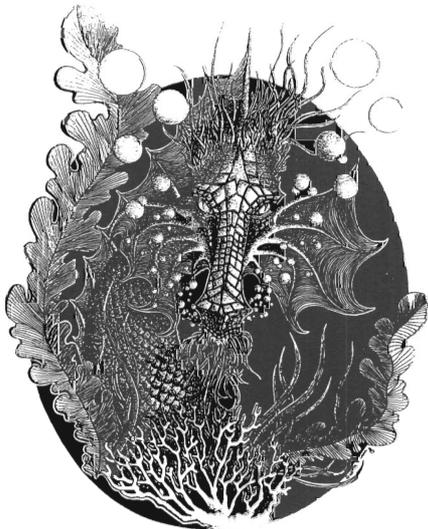
SCIENCE FICTION MAGAZIN 134 · ZIMMERIT 3 · AUGUST 1994



KOLONIEGESCHICHTEN



## ANDROMEDA



**Nachrichten 154**

Wir bieten u.a.

- 3 mal jährlich unser Magazin ANDROMEDA mit verschiedenen Schwerpunkt-Themen
- 6 mal jährlich unser Nachrichtenmagazin ANDROMEDA NACHRICHTEN
- Mitarbeit bei diesen und anderen Projekten

**Schluss mit der Isolation! Jetzt wird eingetreten!**

**Kontakt: Andreas Kuschke, Billerbeck 25, 29465 Schnega**

## Wie faschistisch ist die Fantasy?

Der Mann heißt Christian Worch und gilt als einer der Wortführer der deutschen Neonazis. Zugleich ist er Amateur-Schriftsteller, der mit einer Vielzahl an Kurzgeschichten und Romanen in Science-Fiction- und Fantasy-Fanzines von sich reden machte.

Diese Themenarbeit am Beispiel Christian Worch sucht die literarische Auseinandersetzung mit einem Phänomen und stellt gleichzeitig die Frage, inwiefern Fantasy-Literatur an sich schon faschistisch sein kann.

Vier Geschichten aus der Schreibmaschine Worchs werden dokumentiert, dazu kommen ein umfangreiches Interview, das im Sommer 1994 geführt wurde, sowie verschiedene Artikel.

## Die Herausgeber:

### Hermann Ritter

(30 Jahre); Sozialarbeiter und Historiker. Veröffentlichungen zum Thema Fantasy-Rollenspiele, Science Fiction allgemein, Geschichte und Geschichtstheorie. Seit etwa 15 Jahren politisch aktiv, bezeichnet sich als „monarchistischen Sozialisten“. Lebt mit Freundin, vielem Papier und seinen Platten bei Darmstadt.

### Klaus N. Frick

(32 Jahre); Redakteur für Science Fiction. Veröffentlichungen in Tageszeitungen, Zeitschriften und Anthologien; sowohl literarisch als auch journalistisch – zu den verschiedensten Themen. Seit Jahren im Umfeld der Antifa-Szene politisch tätig; Vorträge, Artikel, Teilnahme an diversen Demonstrationen. Wohnt in Karlsruhe.